42.1

~~Paed.~~ Hölder
~~170 H~~
Paed. Pr.
1575

Es ertönte in hellklingenden Schall.

Lehrreiche

Mährchen

zur

Bildung und zum Vergnügen

jugendlicher Herzen.

Von

Luise Hölder.

München, 1838.

Verlag von George Jaquet.

Wd

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der warnende Fingerring.

Ein Feenmährchen.

Die Familie des Königs von Konko bestand in mehreren Söhnen, welche die Eltern mit der größten Liebe und Sorgfalt erzogen. Da sie sich nun aber auch gar sehr eine Tochter wünschten, die ihnen bis jetzt gefehlt und auf die sie jedoch noch immer hofften — so beschloß die Königin von Konko, Alzinde, eine mächtige Fee, die in ihren Staaten wohnte, um Aufschluß ihres künftigen Schicksals zu bitten.

Ihre Absicht verborgen zu halten, reiste sie nur mit einem kleinen Gefolge, das sie noch überdies an einem Orangenwäldchen zurück ließ, das an den Wohnsitz der Fee Alzinde stieß. Hier dufteten ihr von allen Seiten — liebliche Gerüche der blühenden und zugleich Früchte tragenden Bäume entgegen; es sangen die Vögel so an=

muthig und das grüne Laub verbreitete eine so erfrischende Kühlung um sie her, daß sie davon entzückt immer weiter in den Wald drang, bis der Weg sich in ein dichtes Gebüsch verlor, das eine dampfende Quelle umschloß. Die Königin blieb überrascht stehen und erblickte bald mit Entsetzen eine kleine mißgestaltete Zwergin, die frohlockend um den sprudelnden Quell tanzte und dabei in widerlichen Tönen sang:

Es scheinet die Sonne so heiß und so hell,
Es kochet, es siedet, es sprudelt der Quell,
Drum werf' ich das Mägdlein hinein in den Schlund,
Das Wasser verstopft ihm auf ewig den Mund.

Zugleich näherte sich das Ungethüm einem Kinde, das munter im Grase spielte. Sie packte es bei den Füßen, um es schadenfroh in die siedende Quelle zu schleudern; aber die Königin stürzte mit einem Schrei des Entsetzens auf sie zu und entriß die Kleine ihren mörderischen Händen. Die Zwergin, überrascht und erschüttert von dieser Heftigkeit, wankte und sank in die dampfende Quelle; kaum aber hatte sie das Wasser berührt, so fing es an zu brausen, zu knistern, sich zu entzünden und in großen Feuerflammen empor zu steigen. Die Königin, von Angst getrieben, nahm das Kind in ihre Arme und entfloh so schnell sie konnte. Sie drang immer vorwärts

und kam bald in einen schönen Wiesengrund, aus dessen Mitte sich ein Pallast von glattem weißen Marmor erhob. Ueber dem Haupteingang glänzte ein Wappen von bunten Edelsteinen, und in Brillantfeuer strahlte die Inschrift:

„Sitz der Wohlthätigkeit."

Die Königin schloß daraus, daß dieß der Pallast der Fee Alzinde sey, den sie suchte, und betrat ihn vertrauensvoll. Sie wurde in ein Zimmer geführt, dessen schönste Zierde in blühenden Blumen bestand, die in Gefäßen von Cristall umher standen und den angenehmsten Wohlgeruch verbreiteten. Die Fee saß auf einem Ruhebette und vor ihr stand ein Tisch von Alabaster, worauf viele aufgeschlagene Zauberbücher lagen.

Als die Königin eintrat, erhob sich Alzinde von ihrem Sitze und ging ihr einige Schritte entgegen, indem sie sagte: Ich kenne Euer Anliegen, Königin; denn ich habe eben den Lauf Eures Schicksals in meinen Büchern nachgeschlagen. Ihr habt Euch zu einer glücklichen Stunde auf den Weg zu mir gemacht, denn das Kind, so Ihr gerettet, ist Eure Tochter.

Meine Tochter! rief die Königin erstaunt. Wie wäre dieß möglich! Da ich noch nie eine Tochter geboren?

Setzet Euch, sprach die Fee, und vernehmet was Euch unglaublich scheinen wird.

Ihr habt heute die Zauberin Purlipurli, jene mißgestaltete Zwergin, mit Schrecken kennen gelernt. In diesem häßlichen Körper wohnte eine eben so häßliche Seele, die nur Wohlgefallen an den Seufzern und Thränen der Menschen fand. Ihr neidisches Gemüth zerstörte jedes Familienglück, indem sie den zärtlichsten Eltern ihre Kinder raubte und in die dampfende Zauberquelle warf. Als Eure kleine Tochter geboren ward, befand sie sich unsichtbarer Weise zugegen, und verwechselte das Kind schnell mit einem jungen Prinzen, den sie ebenfalls geraubt. Sie wußte wohl, wie sehr Ihr Euch ein Töchterlein gewünscht, und freute sich daher ungemein, als sie die Betrübniß über Eure getäuschte Hoffnung sah. Da ich aber stets die Freundin Eures Hauses war, weil Ihr und Eure Vorfahren immer gütig und gerecht die Völker regierten, deren Wohl ihnen von der Vorsehung anvertraut worden war, so entlockte ich, Euch zu dienen, meiner bösen Mitschwester das Kind durch List, und nahm es in meinen besondern Schutz. Da sich aber die Kleine heute unter der Aufsicht ihrer unachtsamen Wärterin einige Schritte über mein Gebiet verlief, wodurch die Fee Purlipurli wieder Macht über

sie erhielt, entführte sie das Kind, und wollte es eben in die sprudelnde Quelle werfen, als Ihr dazu kamt, und das Ungethüm sich auf seiner Lasterbahn selbst vernichtete. Denn da eben heute der Jahrestag fällt, wo eine Jede von uns der Sterblichkeit unterworfen ist, erlag sie ihrem Schicksal und ihr Geist muß nun tausend Jahre lang im Dunkeln walten, bis er wieder einen Körper erhält und an das Tageslicht kommt.

Die Königin war außer sich vor Freude über ihr wiedergefundenes Kind, und wollte sich der Fee dankbar zu Füßen werfen; aber diese schloß sie in ihre Arme und sprach: „Erbittet Euch nun „für Eure Tochter, was Euch am wünschenswür„digsten scheint. Es sey Schönheit, Verstand „oder Reichthum, ich werde es Euch gewähren.“

Da antwortete die Königin: Dieß Alles ist der Vergänglichkeit ausgesetzt, denn selbst der Verstand ist den Gebrechlichkeiten des Körpers im Alter unterworfen. Wollt Ihr aber meiner Tochter ein gutes, wohlwollendes Herz verleihen, so wird ihr Glück dadurch in dieser und jener Welt gesichert seyn.

Glücklich und zufrieden kann man allerdings nur dann seyn, erwiederte die Fee, wenn man immer gut ist. Damit man aber dieses sey und bleibe, ist es nothwendig, stets auf die in-

nere Stimme des Gewissens zu hören, das die Vorsehung zu diesem Zwecke in den Menschen gelegt hat. So lange Eure Tochter darauf achtet, und nichts thut, was ihm entgegen ist, wird sie immer durch ein gutes Bewußtseyn sich und Andere beglücken. Gewöhnt sie sich aber nicht mehr auf diese innere Stimme zu hören, so wird sie am Ende gänzlich verstummen und sie dann in Fehler verfallen, die sie elend machen werden. Damit aber dies nicht geschehe, will ich ihr einen Ring schenken, der sie an dessen Statt warne und bei jeder üblen Handlung in den Finger steche, so lange sie ihn daran tragen wird. —

O dann bitte ich Euch, flehte die Königin, lasset diesen köstlichen Ring ganz mit ihrem Fleische verwachsen, damit er sie lebenslänglich züchtige, im Fall sie nicht auf ihr Gewissen hören und gut seyn wollte.

Ich hoffe nicht, daß dies nöthig seyn wird, erwiederte die Fee, doch will ich Eure Wünsche erfüllen. Zugleich nahm sie aus einem wohlriechenden Kästchen von Rosenholz einen kleinen goldenen Ring, sprach einige Zauberworte darüber, und steckte ihn Klotilden, so hieß die Prinzessin, an das Fingerchen. Die Kleine lächelte und freute sich darüber, ohne zu wissen, wie wichtig er für sie war.

Ehe die Königin den Zauberpallast verließ, verlangte sie die innere Einrichtung zu sehen. Aber wie erstaunte sie über die Werke der Wohlthätigkeit, die sie hier üben sah. Kranke wurden verpflegt und geheilt, arme Kinder erzogen und unterrichtet. Lehrlinge für allerlei Handwerke und Dienstmädchen zum allgemeinen Besten gebildet. Da gelobte die Königin heimlich eine ähnliche Anstalt in ihrer Residenz zu gründen, hierdurch dankbar die Rettung ihres Kindes zu feiern und zu verewigen.

Vor der Thür stand schon ein geflügelter Wagen bereit die Königin und ihr Töchterlein aufzunehmen. Dies geschah, weil die Fee wohl vermuthete, sie werde nicht gern zum zweitenmale jenes verhängnißvolle Wäldchen zu Fuß betreten wollen.

Dank = und Freudenfeste erschallten jetzt im ganzen Königreiche Konko, und alle Unterthanen nahmen frohen Antheil an dem glücklichen Ereigniß der fürstlichen Familie.

Da der König und die Königin den kleinen untergeschobenen Prinzen, Namens Phanor, als ihr eigenes Kind bisher geliebt hatten, beschlossen sie ihn auch auf immer dafür anzunehmen und weder Ihm noch sonst Jemanden zu gestehen, daß er nicht ihr Sohn sey.

Klotilde gewöhnte sich auch bald an Phanor, der mit ihr von gleichem Alter war, und gewann ihn ungemein lieb. Er mußte Theil an ihren Spielen nehmen, und sie war nur dann recht vergnügt, wenn er stets an ihrer Seite war, Bilderbücher mit ihr durchblätterte, Kartenhäuschen baute, oder mit Bleistift allerlei Thiere auf Papier zeichnete. Fehlte er aber bei ihren Spielen, so war sie verdrießlich und mürrisch; dann drückte oder stach sie noch überdies der Ring in den Finger und sie wurde ungeduldiger und weinte. Statt aber das Uebel dadurch zu mindern, wurde es nur ärger und hörte nicht auf, bis sie geduldig und artig war.

Je mehr aber Klotilde heranwuchs und größer ward, je mehr Unarten zeigten sich bei ihr. Sie hatte Hang zur Schwatzhaftigkeit, war öfters ungehorsam und naschhaft, lernte nicht gern und erlaubte sich zuweilen eine kleine Unwahrheit. Dies betrübte die Aeltern aber um so mehr, da sie ihrem Kinde gern den Schmerz erspart sahen, den sie täglich an ihrem Finger dulden mußte. Denn je fehlerhafter Klotilde ward, je mehr stach und drückte sie der Ring, so daß zuweilen das helle Blut von ihrer Hand herabfloß.

Ganz anders ging es mit Phanor. Er war fleißig, gehorsam, gutmüthig und liebenswürdig,

ohne daß es nöthig war ihn durch Strafen dazu anzuhalten. Dagegen wurde er aber von Jedermann geliebt und Alle bestrebten sich ihm Freude zu machen, da man hingegen Klotilden nur ihren Aeltern zu Liebe freundlich begegnete; selbst Phanor zog sich von ihr zurück und wollte nicht mit ihr spielen, so lange sie einen rothen Finger trug.

Als sie ihm eines Tages Vorwürfe darüber machte, sagte er: Ich mag nichts mit einem Mädchen zu schaffen haben, daß nicht auf die Stimme ihres Gewissens hört.

Wer sagt dir denn, daß ich nicht darauf höre? erwiederte sie schnippisch.

Dein rother blutiger Finger sagt es mir; denn würdest du jede Untugend sogleich unterlassen, wenn dich dein Gewissen warnt, so würde dich der Ring niemals in den Finger stechen und du würdest folglich ein gutes, liebenswürdiges und glückliches Mädchen seyn.

Mit diesen Worten entfernte sich Phanor und überließ Klotilden ihrem eigenen Nachdenken. Sie war jetzt schon sieben Jahr alt und konnte also wohl wissen, was zu ihrem Besten diente oder nicht. Und so mußte sie sich selbst gestehen, daß sie sich das Leben durch ihr unartiges Betragen ungemein verbitterte, und daß sie damals,

als Phanor sie noch liebte und ihre Aeltern ihr freundlich zu lächelten, viel glücklicher gewesen als jetzt wo sich jedermann von ihr zurückzog. Je mehr sie aber dies überlegte, je trauriger ward sie, bis sie eines Tages in bittre Thränen ausbrach und vor Schmerz ihre kleinen Hände rang.

Da erschien ihr plötzlich die Fee Alzinde. Sie schloß sie in ihre Arme und sprach mitleidig: Was fehlt dir, mein gutes Kind, daß du so traurig bist?

Ach ich bin sehr, sehr unglücklich! schluchzte Klotilde, denn Niemand liebt mich, selbst Phanor nicht.

Warum denn aber? du bist ja doch ein so hübsches Mädchen, auch fehlt es dir nicht an Verstand.

Ach alle sagen, ich sey böse und ungehorsam.

Und das bist du wohl nicht, mein Kind? — dann thut man dir ja großes Unrecht.

Zuweilen bin ich wohl ein wenig unartig; aber ich weiß ja gar nicht, wie ich es anders machen soll.

Du besitzest ja doch einen innern Warner, das Gewissen, oder wenn dieser schweigen sollte — einen Ring, der seine Stelle vertritt.

O dieser ist ganz stumm und kann gar nicht sprechen.

Aber du fühlst ihn doch wohl, obgleich du ihn nicht hörest.

O ja wohl! er sticht mich ja öfters bis aufs Blut.

Thut er denn dies auch, wenn du gütig, wohlthätig, gehorsam und lernbegierig bist?

O nein, dann verhält er sich ganz ruhig.

Also fühlst du ihn wohl nur dann, wenn du unartig und böse bist?

Ja.

Dies Betragen macht dich wohl recht glücklich, mein gutes Kind, weil du selbst die Schmerzen der Verwundung nicht dagegen achtest?

O nein, gar nicht glücklich! schluchzte Klotilde.

Warum verharrest du denn aber darin?

Das weiß ich selbst nicht.

Ich will dir einen guten Rath geben. Du weißt ich liebe dich wie meine Tochter, das habe ich dir in den drei ersten Jahren deines Lebens, die du unter meiner Aufsicht zugebracht, genugsam bewiesen; daher wünsche ich nun auch dich recht glücklich zu sehen; aber dies wirst du niemals werden, wenn du nicht auf die Mahnung deines Gewissens, deiner Aeltern oder deines Ringes achtest. Sagt dir Eins von ihnen, es sey nicht recht, ungehorsam, schwazhaft, mürrisch, lügenhaft oder träge zu seyn — unterlasse es so=

gleich. Aber zuerst mußt du damit anfangen, jeden unrechten Gedanken, der in dir aufsteigt zu entfernen; besonders hüte dich vor übler Laune, und suche dich sogleich zu zerstreuen, wenn du sie in dir aufkeimen fühlst?

Willst du mir wohl versprechen, mein gutes Kind, es auf diese Weise nur acht Tage lang zu versuchen?

Versprechen will ich es gern, erwiederte Klotilde, wenn ich es nur halten kann.

Du mußt es nur fest und bestimmt wollen, dann wird es dir schon gelingen. Ich werde dir immer unsichtbar zur Seite stehen und sehen, ob du meine Wünsche erfüllst. Bei diesen Worten küßte die Fee Klotilde auf die Stirn und verschwand. Bald darauf trat ein Kammermädchen ein, die Prinzessin anzukleiden. Bei dieser Gelegenheit war Klotilde gewöhnlich sehr übler Laune und ließ sie auf alle Weise das arme Mädchen empfinden. Heute aber nahm sie sich vor, geduldiger ihren Anzug abzuwarten. Nachdem er vollendet war, schien ihr die Zeit dabei viel schneller verflossen zu seyn, als vorher. Eben so ging es ihr in den Lehrstunden und bei allem, was sie an diesem Tage unternahm. Auch stach sie der Ring nicht ein einziges Mal in den Finger. Sie sah noch überdies

keine trüben Gesichter, die sie wie sonst umgaben, und es war ihr so leicht um's Herz, als Jedermann sie zufrieden anlächelte, daß sie sich vornahm, den andern und die folgenden Tage, eben so gut und freundlich zu seyn und zu bleiben, als an diesem vergangenen. Freilich siegte noch zuweilen die üble Laune und der Ring drückte dann Klotilden, oder stach sie in den Finger; aber sie ließ sich davon nicht abschrecken, sondern nahm sich nur immer fester vor, ihre Fehler abzulegen und sich selbst zu beherrschen. Auch munterte sie der Gedanke dazu auf, daß die gütige Fee sie unsichtbar beobachte und sich ihrer Besserung freuen werde. So ging sie denn mit schnellen Schritten ihrer Vervollkommnung entgegen und alle freuten sich darüber, und liebten sie wieder, wie in den ersten Tagen ihrer Kindheit. Besonders aber bezeigte Phanor ihr seine Zufriedenheit und spielte mit ihr in seinen Feierstunden, wie vormals.

So gingen die Jahre der Kindheit schnell vorüber und Klotilde reifte zu einer überaus liebenswürdigen Jungfrau heran, die Jedermann liebte und schätzte.

Auch Phanor war indessen zu einem schönen, muthigen und kenntnißvollen Jüngling herangewachsen, der durch sein gefälliges und angenehmes Betragen Alle, die ihn kannten, für sich ein-

nahm. — Vor Allen aber liebten sich Klotilde und Phanor.

Indessen wünschten der König und die Königin von Konko gar sehr zu erfahren, wer Phanors Aeltern wären. Da aber alle Untersuchungen fruchtlos blieben, so beschlossen sie die Fee Alzinde darüber zu befragen. Leider konnte sie ihre Wünsche nicht erfüllen, da das Geheimniß von des Prinzen Geburt mit der Zauberin Purlipurli abgestorben war. Aber sie schenkte ihnen einen wahrsagenden Vogel mit der Versicherung, daß er zu seiner Zeit die Vergangenheit enthüllen würde. Es war ein schönes buntgefiedertes Thier, das Klotilden viel Vergnügen machte, sie fütterte es selbst, und gewöhnte es so sehr an sich, daß es ihr nachlief wie ein Hündchen, oder sich auf ihre Schulter setzte, wenn sie arbeitete.

Da nun der König immer älter ward und daher gar sehr wünschte, seine Tochter noch vor seinem Tode zu vermählen, sie aber nicht die geringste Neigung dazu bezeigte, so beschloß er ein großes Ritterspiel (Turnier) auszuschreiben, wobei sich viele Fürsten und Könige einfinden sollten. Dem Tapfersten unter ihnen wollte er dann die Prinzessin zur Gemahlin geben.

Als nun der wichtige Tag herankam, strömten von allen Seiten kostbare Wagen und Ritter

auf schön gesattelten Pferden herbei. Unter den Fremden befand sich auch der mächtige König von Karako mit seinen beiden Söhnen.

Der Kampf begann unter Pauken- und Trompetenschall. Aber vor Allen zeichneten sich dabei Phanor und die beiden Prinzen von Karako durch Muth und Tapferkeit aus. Letztere schmeichelten sich daher, die Wahl der Prinzessin würde auf einen von ihnen fallen. Aber Klotilde behandelte sie kalt und gleichgültig und freute sich nur über die Siege, welche Phanor errungen hatte.

Sechs Tage dauerten die Festlichkeiten. Am siebenten sollte sich die Prinzessin vor ihrem Hofe und allen Fremden für einen der Sieger, nämlich für die Prinzen von Karako erklären. Denn Phanor, obgleich er die ersten Preise erhalten hatte, konnte als Klotildens muthmaßlicher Bruder auf obige Ehre keinen Anspruch machen. Aber sie vermochte es nicht eine Wahl zu treffen, und kein Wort entwand sich ihren bebenden Lippen. Die besorgten Aeltern und Brüder standen erwartungsvoll umher. Phanor aber sank unwillkührlich zu Klotildens Füßen nieder, zugleich schwebte der buntgefiederte Vogel herbei, setzte sich auf Phanors Haupt und sprach zur Prinzessin gewendet:

Dieß ist der Rechte, der dich liebt,
Und dir sein Herz und Reich hingiebt.

Die ganze Versammlung sah sich betroffen an und wußte nicht, was sie von dem Wundervogel denken sollte. Er aber redete weiter:

Prinz Karako ist er geheißen
Bald wird man seine Thaten preisen,
Wenn ihn der Vater anerkannt
Und mit ihm theilet Kron' und Land.

Was ist das! rief der König von Karako in großer Bewegung aus! Bei diesen Worten verschwand der schöne Vogel, und an seiner Stelle erschien die Fee Alzinde jung, schön und in reizendem Anzug. Sie wendete sich zu dem König von Karako und sprach: Dieser Jüngling, Fürst, ist dein erstgeborner Sohn und Thronerbe. Er wurde dir von der übelgesinnten Fee Purlipurli geraubt, und der Königin von Konko statt einer Tochter untergeschoben. Das Geheimniß seiner Geburt ist bisher blos der Königin der Feen bekannt gewesen. Auf mein Bitten aber, bewilligte sie mir jenen bunten Zaubervogel, der es zu seiner Zeit entdecken sollte. Dieser Zeitpunkt ist heute eingetreten, wo das Schicksal der Prinzessin Klotilde entschieden werden sollte. Die beiden jungen Leute liebten sich von Jugend auf, und es wird jetzt nur von ihren Aeltern abhängen, sie auf immer glücklich zu machen.

Als die Fee geendiget hatte, sanken Phanor und Klotilde entzückt zu deren Füßen nieder, und umfaßten ihre Kniee voll dankbarer Rührung. Die Fee aber küßte sie auf die Stirn, legte segnend die Hand auf ihr Haupt und verschwand.

Nach diesem fröhlichen Ereigniß wurden die Freudenfeste erneuert, und die Vermählung des glücklichen Paares unter dem allgemeinen Jubel des Volkes vollzogen.

Der Einsiedler.

Nahe an einer großen Stadt befand sich ein schöner Garten, der mit herrlichen Fruchtbäumen, Grotten, Springbrunnen und immer blühenden Blumen geziert war. Er enthielt auch ein kleines Birkenwäldchen, in dessen Mitte ein alter Einsiedler wohnte. Er hatte schneeweiße Haare, ein gutes ehrwürdiges Angesicht und einen langen Bart, der ihm bis über die Brust herabhing. Ein braunes langes Gewand bedeckte seine Schultern, und an seinen Füßen trug er Sandalen (Schnürsohlen) von Leder. Er wohnte in einer Klause, die von Innen mit glänzenden Muscheln verziert war. Sein Lager bestand aus weichem Moos und auf dem steinernen Tische, vor dem er saß, lag ein großes Zauberbuch, worin er sehr aufmerksam zu lesen pflegte. Ueber der Klause

hing eine Glocke an einem Seil und neben der Thür stand ein Opferstock mit der Aufschrift: Der alte Einsiedler bittet um eine Gabe für die Armen.

Viele Aeltern kamen mit ihren Kindern den alten Mann zu besuchen. Und gewöhnlich hielten sie dann diese dazu an, eine kleine Gabe von ihrem Taschengelde in den Opferstock zu legen. Thaten sie dies mit wohlwollendem Herzen, so nickte der Einsiedler ihnen Beifall zu; er schenkte ihnen dann auch zuweilen ein hübsches Bildchen und ermahnte sie zum Guten. Mit Vergnügen bemerkten aber nachher die Mütter, daß ihre Kinder viel besser von dem Klausner zurückkehrten, als sie vorher gewesen waren.

Als dies Herr Klings hörte, ein reicher Kaufmann, dessen einziger Sohn ein böser, neidischer, naschhafter und übelgesinnter Knabe war, schickte er ihn ebenfalls zur Einsiedelei, hoffend, daß er sich, wie andere Kinder, durch den Umgang mit dem Klausner bessern würde. Er gab ihm auch zugleich ein Goldstück mit dem Befehl, es in die Armenbüchse zu legen.

Otto ermangelte nicht, sich in Gesellschaft einiger seiner Kameraden dahin zu begeben. Statt aber das Goldstück in den Opferstock zu legen —

behielt er es für sich und warf dafür einen gelben Rechenpfenning hinein. Da der Einsiedler nicht von seinem Buche aufsah und immer fortlas, dachte Otto, er habe den Betrug nicht bemerkt, und sprang lustig davon, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Den andern Tag und die darauf folgenden Tage war aber dieser Knabe in seinem väterlichen Hause noch viel bösartiger als vorher. Und von dem Gelde, das er heimlich behalten hatte, kaufte er sich Naschwaren, Wein und allerlei schädliche und unnütze Dinge. Der Vater, in Hoffnung, seine Besserung dennoch zu bewirken, versuchte es noch einige Mal und gab ihm Geld, es für die Armen bei dem Einsiedler einzulegen; aber Otto behielt es jedesmal für sich und ward durch die üble Anwendung, die er davon machte, nur immer böser und lasterhafter, so daß der bekümmerte Vater alle Hoffnung zu seiner Besserung verlor, und ihm auch kein Geld mehr gab. Deßungeachtet unterließ Otto nicht den alten Mann zu besuchen; aber es geschah blos in der Absicht, ihn zu necken, seine Glocke zu ziehen, oder ihm Steinchen an den Kopf zu werfen.

Als sich nun der böse Knabe eines Tages wieder an das Seil der Glocke hing, und diese unmäßig anzog, machte sich die Glocke plötzlich los

von ihrem Gerüste und erhob sich mit ihm in die Luft. Otto schrie gewaltig und wollte seine Hände losmachen; aber sie waren fest an das Seil gefesselt, und er flog wie mit einem Luftball über Städte und Dörfer bis zu einem dichten Walde, der an einer Landstraße lag. Hier wurde er vor einer leeren Einsiedler-Klause niedergesetzt, und die Glocke sammt dem Seile verschwand vor seinen Augen.

Nachdem Otto sich vom ersten Schrecken erholt hatte und seine Gestalt in einer nahen Quelle erblickte, sah er mit Entsetzen, daß sie in einen alten Klausner verwandelt war. Aber er hatte nicht so wie Jener in seiner Vaterstadt ein gutes ehrwürdiges Angesicht, sondern eine häßliche zurückstoßende Larve, die alle Laster seiner Seele ausdrückte.

Der Neid, der sein Herz beherrschte, mahlte sich in einer dunkelgelben schwarzgefleckten Haut. Eine hochrothe Nase drückte seine Neigung zum Trunk aus. Grüne tückische Katzenaugen blitzten aus tiefen Augenhöhlen. Eine kleine zusammengedrückte Stirn bewies die Leere seines Gehirns, und ein großer schiefer Mund zeigte von der Scheelsucht und den boshaften Spöttereien, die er sich bisher gegen Jedermann erlaubt hatte. Statt eines grauen ehrwürdigen Bart- und

Hauptthaars, sah man rothe borstenartige Stoppeln, die sein falsches übelwollendes Gemüth bezeichnen sollten. Seine großen Ohren standen spitzig in die Höhe, beinahe wie Eselsohren, zum Beweis seiner Unwissenheit, und die Nägel seiner häßlichen Finger waren wie Katzenkrallen gestaltet, die Neigung zur Naschhaftigkeit und Raubsucht, die ihm eigen war, anzuzeigen. So trug er nun als Sinnbild das Innere seines bösen Gemüthes zur öffentlichen Schau mit sich herum.

Sobald er sich einigermaßen über sein Schicksal beruhigt hatte, ging seine erste Sorge dahin, sich Lebensmittel zu verschaffen. Er durchsuchte vor Allen die Klause; da er aber nichts fand als getrocknete Kräuter, warf er sie unwillig von sich. Er ging nun Beeren in dem Walde zu suchen, die er auch fand; da sie ihn aber nicht hinlänglich gegen Hunger und Durst schützten, beschloß er, sich durch Almosensammeln ein besseres Mahl zu erwerben: dabei brauche ich doch nicht zu arbeiten, sprach er bei sich selbst, mir Brod zu verdienen, noch sonst mich anzustrengen, und kann demnach ein recht gemächliches Leben führen. — Gedacht, gethan! er setzte sich an die Landstraße und wartete auf die Wohlthätigkeit gutdenkender Menschen. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein Wagen mit einer vornehmen Herrschaft her-

angefahren; sogleich zog Otto sein Käppchen und rief mit lauter Stimme:

Ein armer Einsiedler bittet um eine Gabe!

Der Wagen hielt und es wurde dem Bettler ein ansehnliches Goldstück hingereicht. Da dachte Otto: das ist ja ein herrlicher Verdienst! Wie lange würde ich mich nicht dafür mit Arbeiten gequält haben? Nun will ich mir im nächsten Gasthofe ein herrliches Mahl bereiten lassen.

Er bestellte hier gebratene Hühner, eine Flasche Wein, köstliches Obst und Konfeckt zum Nachtisch, und ließ sich alles vortrefflich schmecken. Als er aber den Beutel zog, die Zeche zu bezahlen, fand er darin, statt des Goldstücks, einen gelben Rechenpfennig; damit aber begnügte sich der Wirth nicht. Er schalt ihn einen Betrüger, zog ihm seine gute Kutte aus, und warf ihm dafür einen alten abgenutzten Kittel zu. Otto vermuthete, die Fremden hätten sich in der Münze geirrt, und wanderte guten Muthes weiter an die Landstraße. — Er saß noch nicht lange, so kamen ein paar muthwillige Knaben, die ihn mit seiner rothen Nase neckten, und ihm Steinchen und Kletten zuwarfen. Da dachte Otto bei sich selbst: Eben so habe ich es dem alten Einsiedler und Andern in meiner Vaterstadt gemacht! es mochte ihnen wohl so wenig gefallen, als mir es jetzt

gefällt. Doch tröstete er sich damit, daß eben mehrere Personen vorbeigingen, die ihm eine Gabe reichten. Es waren keine Goldstücke, aber doch Groschen und Kupferpfennige.

Als sich nun Otto des Abends eine Herberge suchte, fiel es ihm ein, sein Geld vorher noch einmal zu zählen. Aber wie groß war sein Schrecken, als er abermals statt gangbarer Münze Rechenpfennige in seiner Tasche fand. Da gedachte er des Klausners und jenes Opferstocks, worein er statt der Goldstücke, die ihm sein Vater gegeben, gelbe Zahlpfennige gelegt hatte. Und er sagte bei sich selbst: wenn es jenen Armen, für die das Almosen bestimmt war, bei deren Anblick eben so zu Muthe war, wie mir jetzt — so habe ich sehr Unrecht an ihnen gehandelt. — Kaum hatte er dieses gedacht, so verwandelten sich die Zahlpfennige in gutes Geld; Otto war darüber so sehr erfreut, daß er einige Stücke davon nahm und sie einem vorübergehenden Armen gab. Er fühlte hierbei eine so angenehme Regung, wie er sie noch niemals empfunden hatte.

Als er aber nachher in dem Wirthshause für seine übrige kleine Baarschaft nur ein geringes Abendbrod erhielt, sah er es mit Verachtung an, und warf dagegen scheele, neidische Blicke auf die besseren Gerichte, die ein Reisender vor sich

hatte. Doch kaum gab er dieser häßlichen Empfindung Gehör, so färbte sich sein Gesicht noch dunkelgelber als es schon vorher war. Die Speise, die er vor sich gehabt, entschwand seinen Augen und er sah nichts weiter als eine leere Schüssel auf dem Tische stehen. Anfangs glaubte er, man habe sie ihm aus Scherz vertauscht, und er setzte den Wirth darüber zu Rede. Aber dieser sowohl als die anwesenden Gäste lachten seiner Aeußerung; denn sie sahen die Speisen, die er, durch Zauberei geblendet, nicht bemerkte, deutlich vor ihm stehen und dachten, er wäre nicht recht bei Verstand. Als er es aber ernstlich nahm und beleidigende Reden gegen sie und den Wirth ausstieß, jagte dieser ihn mit hungrigem Magen zum Hause hinaus. —

Einsam und verlassen saß Otto jetzt auf offener Straße und dachte dem unangenehmen Vorfalle nach. Endlich schlug er sich vor die Stirn und sagte: Hätte ich doch nur lieber meine geringe Kost sogleich gegessen, statt den Fremden um die seinige erst lange zu beneiden, so wäre jetzt mein Hunger gestillt, — ich könnte mich auf ein weiches Lager niederlegen und brauchte nicht diese Nacht unter freiem Himmel auf dem harten Erdboden oder in meiner widrigen Klause zuzu-

bringen! Der Neid ist doch ein häßlicher Fehler, den ich mir abgewöhnen will.

Kaum hatte er dieses ausgesprochen, so verlor sich seine gelbe Gesichtsfarbe und ein Laibchen Brod nebst einer geräucherten Wurst fielen von der Luft herab. Otto stürzte sich begierig darauf und verzehrte die einfache Speise mit dem größten Vergnügen; denn der Hunger hatte sie ihm gewürzt. Als er aber hierauf sehr durstig wurde, und ein paar Knaben eben mit einem Krug Wasser vorbei gingen, bat er sie um einen Trunk. Sie aber spotteten seiner und riefen ihm zu: Einen Bruder Saufaus wie du bist, mit einer rothen kupfrigen Nase, lassen wir nicht aus unserem Kruge trinken. Kaufe dir nur ein Gläschen Wein oder Branntwein, das wird dir besser schmecken, als das dünne Quellwasser. Und hierauf gingen sie weiter.

Ach! seufzte Otto, wie oft hat mir mein Vater gesagt, ich würde am Ende der Kinderspott werden, wenn ich mich an starke Getränke gewöhnte! Wäre ich nur jetzt noch bei ihm, ich wollte mich gewiß gern mit bloßem Quellwasser begnügen. Da verschwand plötzlich die Röthe von Ottos Nase, zugleich erschien ein kleines Männchen, reichte ihm ein Töpfchen mit Wasser und verschwand. Vergnügt und dankbar nahm

es Otto und setzte es voll Verlangen an den Mund. Da schlich sich aber unversehens einer jener bösen Knaben herbei, schlug ihm mit tückischer Freude das Töpfchen aus der Hand und lief lachend davon. Otto sprang zornig auf und wollte ihn verfolgen; doch bald blieb er stehen und sagte bei sich selbst: Habe ich es nicht eben so gemacht, und mich immer schadenfroh an Anderer Mißmuth und Verlegenheit ergötzt? O, ich hatte doch bisher einen recht häßlichen, neidischen und tückischen Charakter! Aber ich will mich gewiß bessern. Zugleich trocknete er sich Thränen aus den Augen, fühlte aber mit Erstaunen, daß sie nicht mehr in einer tiefen Höhle lagen, wie vorher, und viel größer und heller geworden waren.

Da ihn der Durst außerordentlich quälte, mußte er sich entschließen, in das Dorf zurückzugehen. Vor demselben traf er die Knaben, die ihn verspottet und gekränkt hatten, in Wortwechsel begriffen und sich herumschlagen. Der Krug mit Wasser stand neben ihnen; aber sie achteten nicht darauf, stießen daran, und er zerbrach in Stücke. Nun fingen sie an zu klagen und zu weinen und getrauten sich nicht nach Hause. Statt nun sich schadenfroh über ihr Unglück zu freuen, wie es Otto noch vor Kurzem gethan haben würde, fielen

ihm diesmal die Erinnerungen seines Lehrers ein, der ihm öfters bei solchen Gelegenheiten sagte:

„Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn
„Rache Gerechtigkeit wäre: ist edel. Dem
„Beleidiger vergeben, ihn mit Wohlthun
„nach Kräften unterstützen: ist göttlich!“

Zugleich näherte er sich den Knaben, suchte sie zu besänftigen und schenkte ihnen etwas Geld, einen andern Krug zu kaufen. Sie dankten ihm vergnügt und liefen in ein nahes Haus, denn sie waren Brüder. Otto aber bemerkte sogleich eine Veränderung an seinem Munde, und als er ihn befühlte, hatte er seine gewöhnliche Größe wieder erhalten und nicht mehr den schiefen, spöttischen und schadenfrohen Zug wie vorher.

Als er hierauf vor dem Hause der Knaben vorbeiging, hörte er ganz deutlich, daß sie die Schuld des zerbrochenen Wasserkruges auf ihn schoben und ihren Aeltern kein Wort von dem Geschenke sagten, das er ihnen gegeben hatte.

O, ihr falschen Heuchler und Verläumder! rief er aus, wie könnt ihr vor Gottes allwissendem Auge so lügenhafte Beschuldigungen wagen? Doch! — habe ich es nicht selbst öfters so gemacht? O gewiß; ich habe nicht das Recht, mich zu beklagen! Aber ich bitte dich guter Gott, fuhr er fort, vergieb mir meine Schulden! Zu-

gleich nahm er seine Mütze in die gefalteten Hände und blickte gen Himmel. Da wallte ein schönes braunes Haar über seine Schultern herab und der rothe struppige Bart war verschwunden.

Otto begab sich hierauf an einen Brunnen und löschte seinen Durst; dann kroch er in eine Scheune und legte sich auf das weiche Heu nieder. Kaum aber war er eingeschlafen, so wurde er mit großem Gepolter wieder erweckt und als ein elender Bettler, dem man nichts Gutes zutraute, davon gejagt. Er wußte nun nicht, wo er sich in der Dunkelheit hinwenden sollte. Zudem fielen ihm auch die Armen und Nothleidenden ein, die er ehemals mit gleicher Härte von sich gewiesen, und diese Erinnerung beschwerte sein Gewissen mit Vorwürfen, die sein Leiden noch vermehrten.

Nachdem er die Nacht im Freien zugebracht, setzte er sich wieder an die Straße, Almosen zu sammeln. Da aber die Besserung seiner Seele so vortheilhaft auf seinen Körper gewirkt hatte, daß dieser weder Krankheit, Alter noch Schwäche mehr verrieth, wie vorher, so erhielt er auf sein Ansuchen um eine milde Gabe, von allen Seiten die Antwort: er solle mit seinen gesunden Gliedern arbeiten und sich selbst ernähren.

Den Hunger abzuwehren, ging Otto eines

Tages in ein Wirthshaus und ließ sich hier ein Stück trockenes Brod gegen eine kleine Münze geben. Der Wirth war ein guter Mann, und gab ihm aus Mitleid unentgeldlich ein Glas Bier dazu. Otto hatte mit Wohlbehagen die Hälfte davon getrunken, und wollte das übrige nach und nach zu sich nehmen. Da schlich der zehnjährige Sohn des Wirthes hinzu und sagte: Mit Erlaubniß! und trank ohne Weiteres das Bier rein aus.

Es that Otto schmerzlich weh, sich auf solche Weise getäuscht zu sehen; aber er schwieg und dachte: eben so habe ich es öfters den Dienern meines Vaters gemacht.

Die Wirthin vertheilte jetzt Aepfel unter ihre Kinder; sie legte auch Otto einige davon hin und entfernte sich. Er wollte sie schälen, und stand auf, ein Messer zu holen; als er aber an seinen Platz zurückkehrte, hatte derselbe Knabe ihm das Obst genommen und lief damit lachend zur Thüre hinaus. — Es geschieht mir Recht! sagte Otto bei sich selbst; denn ein Gleiches that ich meinen Kameraden öfters als Einmal.

Da es schon ganz dunkel war, bot ihm der Wirth ein Strohlager in seinem Hause an, und Otto, ermüdet von des Tages Last, legte sich zeitlich hinter den warmen Ofen nieder. Er schlief

noch nicht ganz fest, als er sich von beiden Seiten betastet fühlte; er glaubte es sey ein Hund oder eine Katze, und schlief ruhig fort. Als er aber des andern Tages seine kleine Zeche bezahlen wollte, befand sich kein Heller mehr in seiner Tasche. Sein Verdacht fiel sogleich auf den bösen Knaben, der ihn um Bier und Obst gebracht, und er theilte seinen Argwohn dem Wirthe unverholen mit. Dieser untersuchte den Vorfall sogleich, und da er ihn gegründet fand, züchtigte er den Knaben über die Massen. — Da seufzte Otto und dachte: O hätte mir mein Vater ein Gleiches gethan, würde ich gewiß nicht so oft genascht und ihn und Andere beraubt haben. Es ist mir durch diesen Knaben nur Gleiches mit Gleichem vergolten worden, und ich erkenne aus seinem Beispiele, wie lasterhaft ich gewesen bin.

Als er bei diesen Gedanken die Augen demüthig niederschlug, bemerkte er, daß seine Finger die räuberischen Katzenklauen verloren hatten.

Der Wirth ersetzte Otto das entwendete Geld, und legte noch einen kleinen Zuschuß dazu, den er dankbar annahm und sich hierauf voll trauriger Gedanken auf den Weg machte. Er sprach mehrere Reisende um Almosen an, erhielt aber stets zur Antwort: er möchte arbeiten und sich sein Brod selbst verdienen. — Da

brach er endlich in bittere Thränen aus, und beschloß hierauf, seine Dienste einem reichen Pächter, den er kannte, anzubieten. Als dieser ihn aber fragte: ob er Schreiben, Lesen, Rechnen und andere sich dahin beziehende Wissenschaften verstehe, und Otto immer mit Nein antwortete, stellten sich ein paar lustige Knaben hinter ihn, zeigten mit ihren Fingern auf seine Ohren, und riefen lachend aus: O, das sieht man schon an seinen spitzigen Ohren, daß er nichts gelernt hat.

Doch Otto kehrte sich nicht daran und sagte zum Pächter: ich will euch gerne umsonst dienen und die niedrigsten Geschäfte verrichten; nehmet mich nur auf in eurem Hause, damit ich nicht vor Hunger sterbe.

Da ward der Mann gerührt. Auch seine Kinder fühlten Mitleid, und unterstützten Ottos Bitte so gut — daß er die Erlaubniß erhielt, in der Familie bleiben zu dürfen.

Otto war von nun an achtsam auf Alles was man ihm sagte, und vollzog es mit der größten Bereitwilligkeit. Da er sich in den Feierstunden auch gern mit den Kindern seines Herrn abgab und mit ihnen spielte, erboten sich diese ihm dagegen Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren. — Otto faßte Alles begierig auf, und übertraf gar bald seine jungen Lehrmeister. Kaum fing er

aber an, sich nützliche Wissenschaften zu erwerben, als seine spitzigen Eselsohren verschwanden und der Pächter, der ihn jetzt zur Führung der Rechnung brauchen konnte, gab ihm auch einen ziemlich ansehnlichen Gehalt.

Otto hatte schon ein paar Jahre in diesem Hause zugebracht, und keine Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben. Da saß er eines Tages unter einem schattigen Baume und dachte an seinen Vater zurück. O wie viel Freude hätte ich dir machen können, guter Vater, rief er aus, wenn ich immer so rechtschaffen gewesen wäre, als ich es jetzt zu seyn glaube. Ach! wäre ich doch nur noch Einmal so glücklich, mich deinen Sohn nennen zu dürfen, wie ganz anders solltest du mich wieder finden! Da er bei diesen Worten seine Blicke gen Himmel wendete, sah er einen dunkeln Punkt in der Luft schweben — und als er sich herab senkte, erkannte er die ihm noch wohl bewußte Glocke des Klausners; er streckte unwillkührlich seine Hände nach dem Seile aus — und schnell wurde er von demselben umwunden und in die Höhe gehoben. Er schwebte nun über Berge und Thäler, voll froher Hoffnung seinem Vaterlande zu. Hier wurde er sanft von der Klause des Einsiedlers niedergelassen. Der alte Mann empfing ihn freundlich und fragte

lächelnd: wie es ihm in der Fremde gefallen habe? Ach! rief Otto, indem er sich zu seinen Füßen warf: Ich habe gefunden, was ich verdiente; aber ich bitte euch, lieber Mann oder Zauberer, wer ihr auch seyn möget, sendet mich meinem Vater zurück, damit ich nach so vielen Leiden, ihm auch wieder Freude durch ein besseres Betragen machen könne.

Da richtete ihn der Klausner auf und sprach: Du hast dich nicht in mir geirrt. Ich bin ein Zauberer, der dein Schicksal bisher gelenkt hat, und der dir, dich zu bessern, unter mancherlei Gestalten erschienen ist. Aber merke dir wohl: daß man der Zauberkünste nicht bedarf, wenn man den Willen hat, gut zu seyn. Achte nur stets auf dein Gewissen, und denke, daß Gott deine verborgensten Handlungen siehet, so wirst du nimmermehr Böses thun, und von nun an glücklich durch ein gutes Bewußtseyn bleiben.

Als der Klausner geendigt hatte, verschwand er sammt der Einsiedelei, und Otto befand sich an einem Teiche des Gartens, in dessen klarem Wasser er sein Bild erblickte. Er hatte seine ehemalige Gestalt wieder erhalten; aber seine Gesichtszüge erkannte er kaum mehr, so sehr war er durch seine bessern Gesinnungen veredelt und

verschönert worden. Auch sein Körper hatte an Größe und Wohlgestalt gewonnen.

Als Ottos Vater die glückliche Veränderung seines Sohnes bemerkte, vergoß er Thränen der Freude und segnete den Zauberer, der sich so zweckmäßiger Mittel zu dessen Besserung bedient hatte. — Otto verfiel auch nie mehr in seine alten Fehler und ward in der Folge ein angesehener und allgemein geachteter Mann.

Der Kartoffeltanz.

Herr von Hart bewohnte ein schönes Landgut, das ihm zugehörte. Er hatte mehrere Kinder, unter denen sich besonders zwei Söhne durch ihre verschiedenen Gemüthsanlagen auszeichneten. Reinhold, der ältere, war von Natur sanft, uneigennützig und redlich in jeder Hinsicht: War er mit guten Freunden zusammen und er hatte Obst oder andere Naschereien von seinen Aeltern erhalten, so theilte er es immer auf die freigebigste Weise mit ihnen, und beobachtete dann mit Vergnügen, wie gut es ihnen schmeckte. — Sein Bruder Unhold hingegen behielt Alles, was er von Andern bekam, für sich allein, gönnte seinen Nebenmenschen wenig, und war froh, wenn Niemand Etwas von ihm verlangte. Selbst den Armen verweigerte er öfters eine kleine Gabe. Es war nun wohl natürlich, daß sein Bruder

unter diesen Umständen mehr Freunde und Gönner hatte, als er; und daß dieser von seinen Aeltern, Geschwistern und übrigen Hausgenossen mehr geliebt wurde als Unhold. Dies verdroß ihn aber sehr, und er bewies es dadurch, daß er seinen Bruder bei Andern auf alle Weise zu verkleinern suchte; allein man kannte den bösen Knaben zu gut, um seinen Worten Glauben beizumessen.

Jährlich wurden in Herr von Harts Hause zwei Feste feierlich begangen. Im Frühling die Schafschur, und im Herbste das Kartoffelfest. — Während nun die Früchte aus der Erde genommen wurden, half die Familie treulich dazu; Alle waren geschäftig sie auszulesen, zu sammeln und in Säcke zu füllen. War dann der letzte Tag der Ernte angebrochen, so durften die Kinder des Hauses, zur Belohnung ihrer Arbeit, auch ihre Freunde und Bekannte zum Feste einladen, wo dann auf offenem Felde Feuer geschürt, Töpfe mit Erdäpfeln gefüllt, hinzugesetzt, und wenn sie weich gesotten waren, mit Butter und Brod geschmaußt wurden. War dies Geschäft vorüber, so erhielt jedes Kind noch insbesondere ein Häufchen roher Kartoffeln für sich allein, um sie in seiner Wohnung mit Bequemlichkeit verzehren zu können. — Bis der Abend

völlig hereinbrach, war es der jungen Gesellschaft auch erlaubt, sich durch allerlei Spiele unter einander zu ergötzen. Diesmal wurden sie aber darin durch das Dazwischentreten eines alten Mütterchens unterbrochen, das, auf einen Stab gestützt, mühsam herbeischlich. Es hatte ein Henkelkörbchen am Arm, und bat die Geschwister Hart um einige Erdäpfel.

Warum denn just uns Geschwister? Fuhr Unhold sie an. Gibt es denn nicht auch noch Andere hier, die euch geben können?

Ich dachte, erwiederte die arme Frau, da eure Aeltern die Besitzer dieses Feldes sind, und sie Gott dies Jahr so reichlich mit Früchten gesegnet hat, so könnten ihre Kinder vor Allen mir einige davon mittheilen.

Ei was gehen die Bettelleute uns an! schrie Unhold. Kurz und gut ihr bekommt von mir nichts.

Aber von mir — fiel Reinhold ein — und gab der armen Frau die Hälfte von seinen Kartoffeln. Aber keiner der übrigen Knaben folgte seinem Beispiele. — Das Mütterchen bedankte sich sehr für die kleine Gabe, und verehrte dagegen Reinhold ein Pfeifchen von Holz, das sie bedächtig aus ihrer Tasche zog. Alle spotteten darüber; aber Reinhold nahm es freundlich an,

und steckte es zu sich; worauf sich die Geberin langsam entfernte. — Die Kinder spielten unruhig fort, bis sie müde waren, und sich auf den Boden lagerten, hier auszuruhen. — Da sagte Reinhold: Ich muß doch nun auch einen Versuch mit meinem Pfeifchen machen, ob es einen Laut von sich gibt. — Hiermit zog er es aus der Tasche und setzte es an den Mund. — Es ertönte in hellklingendem Schall. Zugleich fingen alle umherliegenden Kartoffelhäufchen an, sich in Bewegung zu setzen, zu tanzen, zu hüpfen und sich allmählig in drolligem Gewirre zu Reinholds Füßen zu lagern. Die Kinder lachten dabei aus vollem Halse. Als aber die Kartoffeln jetzt unbeweglich auf einem einzigen Haufen vor Reinhold liegen blieben, verlangte jedes seinen Theil zurück und bemächtigte sich dessen sogleich, so daß am Ende für Reinhold nicht ein Erdapfel übrig blieb. Aber kaum hatten die Habsüchtigen ihren Zweck erreicht, als Reinholds Antheil ihm sogleich wieder von selbst zurollte und sich zugleich vor Aller Augen in herrliche Obstfrüchte verwandelte: da lagen Pfirsiche, Weintrauben, Pflaumen, Pommeranzen, Aepfel und andere Obstarten in buntem Gemische zu seinen Füßen. Sehr erstaunt und erfreut über diese Verwandlung, versuchte er sogleich von dem Obste, und fand

jede Sorte überaus wohlschmeckend. Er gab auch einen Theil davon seinen Geschwistern und Freunden, und sie konnten des Lobes nicht satt werden. Aber als der Vorrath aufgezehrt war, und Reinhold dafür keine Kartoffeln hatte — erbot sich Keines, ihm dafür Ersatz zu geben. Aber alle hätten gerne das Pfeifchen gehabt, und baten Reinhold es ihnen zu leihen, so daß er zuletzt einwilligte. Unhold bemächtigte sich dessen zuerst. Er blies mit solcher Gewalt hinein, daß es einen entsetzlichen Laut von sich gab; und zugleich alle Kartoffeln sich in Bewegung setzten und ihm wie Kanonenkugeln an den Kopf flogen, so daß er laut auf schrie vor Schrecken und Schmerz. Zuletzt kehrten aber Alle an ihren vorherigen Platz zurück und lagerten sich wieder in Häufchen; jedoch ohne sich in Obstfrüchte zu verwandeln. Die übrigen Knaben machten nun auch einen Versuch zu pfeifen, allein es geschah jedem wie es Unhold widerfahren, nur mit dem Unterschiede: daß die Erdäpfel den bösartigsten unter ihnen an den Kopf flogen, die Bessergesinnten aber blos umschwärmten, ohne sie zu verletzen. Unhold war aber so sehr entrüstet über dies Ereigniß, daß er das Pfeifchen ergriff und es weit von sich warf. Kaum hatte es aber den Boden berührt, als es von selbst wieder aufsprang und

geraden Weges in Reinholds Tasche schlüpfte, just als wenn es sich hier von seinem Bruder Unhold verbergen wollte. Da sagte Reinhold: Ich glaube das Pfeifchen will mir wieder zu Kartoffeln verhelfen, weil es sich zu mir flüchtet. — Ich will doch sogleich den Versuch machen. Und zugleich setzte er es an den Mund, und es kamen auf den ersten Laut jene Kartoffeln, die unbeachtet in dem Felde zurückgeblieben waren, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und sammelten sich in einen ansehnlichen Haufen vor Reinholds Füßen, so daß Unhold neidisch darauf von dem seinen hinblickte. Als aber hierauf die Gesellschaft verlangte, Reinhold solle noch einmal den Versuch machen, die Erdäpfel mittelst seiner Pfeife in Obst zu verwandeln — schlug er es geradezu ab: Nein, sagte er, ich will nicht länger euer Spielball seyn. Ihr habt die Früchte geschmaußt, ohne mir meine Kartoffeln, die ich dadurch verlor, zu ersetzen. Ich wäre demnach ganz leer nach Hause gegangen, wenn mir das Pfeifchen, oder vielmehr die gute alte Frau, die es mir gegeben, nicht wieder dazu verholfen hätte. Nun will ich sie aber auch für mich allein behalten und sie mir gut schmecken lassen.

Wenn in der Folge Reinhold Besuch von guten Freunden bei sich hatte, so machte er sich öf=

ters das Vergnügen mittelst seiner Pfeife einen Kartoffeltanz zu veranstalten, um jene dadurch zu belustigen; denn die Erdfrüchte machten dann jedesmal so possirliche Sprünge und Wendungen, daß die Knaben sich darüber halb todt lachen wollten. So oft aber ein Anderer als Reinhold den Versuch machte, die Kartoffeln nach dem Pfeifchen tanzen zu lassen, so flogen sie ihm entweder gerade zu an den Kopf, oder sie umsausten ihn blos, je nachdem er guten oder bösen Gemüthes war. Als aber Reinhold diese besondere Wirkung ausgegangen hatte, bediente er sich auch dieses Mittels, die Freunde, die er sich zu seinem vertrauten Umgange wählen wollte, vorher genauer kennen zu lernen: Wurden sie von den Kartoffeln getroffen — so zog er sich von ihnen zurück und schloß sich nur an diejenigen, die in der weitesten Entfernung von ihnen umkreist wurden, weil er dann gewiß wußte, daß sie edle Gesinnungen hegten.

Eines Tages fiel es Reinholden ein auch den Versuch zu machen, ob die Pfeife auf sein Verlangen noch andere Wirkungen hervorbringen könnte, und da er sehr gerne in schönen und unterhaltenden Büchern las, so wünschte er sich ein solches, indem er zugleich einen Laut mit dem Pfeifchen gab. Kaum war aber dieser verhallt —

als auch sogleich das Buch auf dem Tische lag. Reinhold war hierüber außer sich vor Freude, und er legte es nicht eher aus der Hand, bis er es durchgelesen hatte. Hierauf wünschte er sich ein zweites, ein drittes und so fort. Sie kamen alle herbeigeflogen, so daß er nun den ganzen Tag und die halben Nächte hindurch las, und alle seine Arbeiten, die er vorher so gern gethan, jetzt vernachlässigte, so daß seine Lehrer zum ersten Male unzufrieden mit ihm waren, und er sich Verweise zuzog, die ihm sehr schmerzlich fielen; besonders, wie er bemerkte, daß sein Bruder Unhold schadenfroh dazu lächelte. Diesem Tadel zu entgehen, sann er nun darauf, ob er sich nicht vielleicht durch die Zauberkraft seiner Pfeife auch einen Arbeitsgehilfen verschaffen könnte. Und als ihm dies wahrscheinlich schien — wünschte er sich pfeifend einen solchen: Doch setzte er hinzu, muß er nothwendig mir und allen Andern unsichtbar seyn, damit ich durch seine Gegenwart nicht im Lesen gestört und auch mein Betrug nicht bemerkt werde. Er blies in das Pfeifchen und sogleich öffneten sich allerlei lateinische und andere Lehrbücher. Es setzten sich Federn und Hände in Bewegung und machten Rechenaufgaben, Uebersetzungen und Ausarbeitungen besser als sie Reinhold noch jemals gefertiget hatte.

daß er sich dadurch das Lob und den Beifall seiner Lehrer und Aeltern wieder erwarb, kann man sich leicht denken! Aber dies Lob war ihm nicht wohlthuend, wie vormals, da er sich es noch durch eigenen Fleiß erworben hatte; er war verlegen und es that ihm wehe, sie durch falschen Schein hintergangen zu haben. Aber die Lesebegierde hatte sich seiner so sehr bemächtiget, daß er ihr nicht mehr widerstehen konnte. — Bisher hatte er blos Kinderschriften gelesen, die ihm nicht schädlich, vielmehr sehr nützlich gewesen wären, hätte er darüber nicht seine ernsteren Studien versäumt. Jetzt aber genügten jene ihm nicht mehr; er bestellte sich Romane und andere ihm nachtheilige Schriften. Allein er mochte pfeifen wie er wollte — es kamen keine Bücher mehr. Statt ihrer erschien ein Blatt Papier, worauf folgende Worte standen:

Was deinem Herzen Nachtheil bringt,
Ist mit der Pfeife nicht bedingt.

Ah, ha, sagte Reinhold, ich verstehe. Aber das viele Lesen war mir bisher überhaupt nicht gut. Und daß ich meine Lehrer durch falsche Arbeiten hintergangen habe, ist eben auch kein Beweis von meiner Rechtlichkeit gewesen. Ich begreife daher nicht, warum das Mütterlein, oder

die Pfeife, was wohl einerlei ist, das eine Unrecht billigt und das andere hinsichtlich der Bücher verwirft. — Aber ich sollte doch auch wieder einmal einen Versuch mit dem Kartoffeltanz machen, um mich selbst zu prüfen. — Und da ihn eben heute einige Freunde besuchen wollten, nahm er sich vor, sie dadurch zu belustigen und zugleich die Probe mit sich selbst anzustellen. —

Seine Geschwister und die fremden Kinder waren schon im Garten auf einem großen Rasenplatz versammelt, als Reinhold Gebrauch von seiner Wunderpfeife machte. Er pfiff, und sogleich kamen Kartoffeln von allen Seiten herbeigerollt und tanzten lustig durch einander. Als er sie aber durch ein zweites Pfeifen in Obst, wie früher, verwandeln wollte — erhoben sie sich und umsausten ihn von allen Seiten. Es war dies ein Beweis, daß er nicht mehr so gut war als vorher. Die Knaben, besonders Unhold, brachen in ein großes Gelächter aus. Reinhold aber steckte beschämt die Pfeife zu sich. Hierauf sagte er verlegen: da uns doch wenigstens die Erdfrüchte geblieben sind, so wollen wir sie nun dafür, statt anderer, verzehren. Es wurde nun Feuer gemacht und die Kartoffeln daran gekocht. Reinhold hatte aber nicht das Herz davon zu essen, er fürchtete, es möchte ihm noch weiter

etwas Unangenehmes begegnen, weil er wohl wußte, daß er kein reines Gewissen hatte.

Bald darauf wurde Schulprüfung gehalten. Reinholds Brüder und Mitschüler glaubten nicht anders, als er würde den Preis erhalten, da er bisher so treffliche Arbeiten geliefert hatte. Allein wie sehr erstaunten sie und die Lehrer, als er nun Alles dem Sinne nach mündlich wiederholen sollte, was er bisher schriftlich geleistet hatte, aber von alle dem nichts wußte; ja sogar um kein Haar in seinem Unterricht weiter gekommen war als bis dahin, wo er das Jahr vorher stehen geblieben war: denn auch während der Lehrstunde hatte Reinhold wenig Acht auf den Vortrag des Lehrers gegeben, weil er immer nur an seine Unterhaltungsbücher dachte. Und so kam es denn, daß er an diesem wichtigen Tage in Schande vor der ganzen Versammlung bestand, und sein Name in das schwarze Register eingetragen wurde. — Reinhold war außer sich vor Scham und weinte die ganze Nacht hindurch. Auch war er böse auf die Pfeife, die ihn, wie er glaubte, zum Unrecht verleitet hatte, und warf sie weit von sich. — Da hörte er eine Stimme, die sprach:

Was hat die Pfeife dir gethan —
Sie pfiff ja stets nach deinem Plan?

Es hing nur ab von deinem Willen
Ob sie das Böse sollt' erfüllen:
Verlange nur, was Recht und Gut,
Sieh ob sie ihre Pflicht nicht thut.

Freilich war es Unrecht von mir, sagte Reinhold, immer nur Unterhaltungsbücher zu verlangen, wodurch ich die Zeit versäumte, die ich auf Erlernung nützlicher Wissenschaften verwenden sollte. Noch viel tadelswürdiger aber und schlecht war es, daß ich mir meine Arbeiten, die ich zu meiner eigenen Belehrung selbst fertigen sollte, stets durch fremde Gehülfen machen ließ. — Und dazu hat mich einzig und allein der Gebrauch dieser fatalen Pfeife verleitet. — Sie antwortete:

Hast du nicht immer nach deinem eigenen Willen gehandelt? Und hat dir ihn die Vorsehung nebst dem Gebrauche der Vernunft nicht gegeben, damit du selbst wählen solltest, was dir das Beste scheint? Ich war blos die Vollbringerin deines Willens.

Und doch, versetzte Reinhold, habe ich durch dich keine Romane erhalten, wie ich sie doch verlangte.

Es geschah blos, um dich auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der du dich dadurch aussetztest. Wärest du aber auch darin auf deinem

Willen bestanden — so hättest du sie ebenfalls durch mich erhalten:

Denn du sollst nur gut allein
Ganz durch eignen Willen seyn.

Ohne weiter etwas zu erwiedern hob Reinhold die Pfeife vom Boden auf, pfiff aus allen Kräften und sprach: Jetzt und in Zukunft wünsche ich mir den festen Willen stets recht zu handeln. Und von heute an redlichen Eifer zu meinen Studien. Hierauf nahm er die Pfeife, sperrte sie in ein Kästchen und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus. — Ich will fortan, sagte er, nur mir und der Stimme meines Gewissens folgen, und nichts mehr von dieser gefährlichen Zauberpfeife verlangen, die mich wie ein falscher Freund auf Irrwege geführt hat.

Sage lieber als ein treuer Freund, tönte eine Stimme aus dem verschlossenen Kästchen: Ich ließ dich das Unrecht begehen, damit du die übeln Folgen davon erkennen möchtest, um fernerhin nicht wie ein Blinder deinen Weg zu verfolgen und deine Neigungen zu befriedigen, ohne vorher zu erwägen: was dies Verfahren für Früchte tragen werde. —

Die Stimme verhallte und ließ sich nicht mehr unaufgefordert hören. Reinhold aber setzte sich

an seinen Schreibtisch und arbeitete mit einem Eifer, wie er ihn vorher noch niemals empfunden hatte. Er ließ auch hierin nicht nach, bis Alles wieder eingeholt war, was er das vorhergegangene Jahr versäumt hatte. Da er aber fortwährend gleichen Fleiß übte, so übertraf er an Geschicklichkeit gar bald seine Mitschüler, und erhielt bei der nächsten Schulprüfung den ersten Preis. Niemand mißgönnte ihm diesen Vorzug, weil er ihn bescheiden annahm und durch sein treffliches Gemüth schon früher alle Herzen für sich gewonnen hatte. Nur sein Bruder Unhold konnte den Neid, den er empfand, nicht ganz unterdrücken und er sagte mit bittern Worten: Vermuthlich hast du diesen Vorzug deiner Zauberpfeife zu verdanken? — Reinhold erwiederte: Ich habe sie in Jahr und Tagen nicht berührt, und sie wie einen Gefangenen in ein Kästchen verschlossen. Meine Absicht ist es auch nicht, sie jemals wieder zu befreien.

Daran wirst du auch wohl thun, erwiederte sein Bruder, der sogleich den Plan faßte, sie für sich zu benutzen. Da er aber fürchtete, Reinholds Einwilligung nicht zu erhalten, so sann er darauf, ihm die Pfeife unbemerkt zu entwenden. Er untersuchte zu diesem Zwecke die Habschaft seines Bruders, und fand darunter wirklich das

verschlossene Kästchen. Er ließ es heimlich von einem Schlosser öffnen, legte eine andere, jener ähnlichen, Pfeife hinein, und stellte es wohlverwahrt wieder an seinen Platz.

Nachmittags ging er an einen einsamen Ort und machte hier den ersten Versuch zu pfeifen, und darauf Kartoffeln zu verlangen. Sogleich kam ein großer Haufe herbeigerollt und begann einen lustigen Tanz. Unhold aber, welcher fürchtete, sie möchten ihm wohl auch zum Beschluß an den Kopf, wie früherhin, fahren, wartete das Ende nicht ab; er pfiff noch einmal und wünschte, daß sie sich in herrliches Obst verwandeln möchten — was auch sogleich geschah. Unhold stürzte begierig darauf zu, und aß davon so viel — daß es ihm ganz wehe wurde. Allein er ließ sich davon nicht abschrecken, und erneuerte täglich den Versuch, bis endlich seine Gesundheit unterlag, und er an der Ruhr erkrankte, die ihn beinahe in das Grab gestreckt hätte. — Als er sich aber am Ende glücklich wieder erholte, wollte er es doch nicht mehr wagen, so übermäßig viel Obst zu essen. — Und es fiel ihm ein, ob er mittelst dieser Pfeife nicht vielleicht auch andere Dinge verlangen könnte: Sogleich setzte er sie an den Mund und wünschte sich eine Brodtorte und andere Leckereien. Er hatte aber dies kaum

ausgesprochen, so stand auch schon der Tisch damit angefüllt. Er aß davon in vollem Maaße und verschloß den Ueberrest in seiner Kommode. Aber er unterließ nicht, auch noch das Uebrige nach und nach zu sich zu nehmen, so daß er Mittags bei Tische keinen Bissen essen konnte, und die Aeltern um seine Gesundheit neuerdings besorgt waren. Aber Unhold kehrte sich nicht daran, und wünschte sich immer neuen Vorrath, wovon er so viel und lange genoß, bis sein Magen solche Leckereien nicht länger vertragen konnte und sich dies durch heftiges Erbrechen äußerte; wodurch aber auch der verzehrte Kuchen und die eingemachten Früchte, die er heimlich verschluckt hatte, zum Vorschein kamen. Jetzt wußte man auf einmal, warum er bei Tische nicht nahrhafte Speisen zu sich nehmen konnte. Da seine Aeltern aber vermutheten, er habe die Süßigkeiten aus der Vorrathskammer seiner Mutter entwendet; so wurde er tüchtig bestraft, und ohne Speise und Trank einen ganzen Tag lang in eine entlegene Kammer gesperrt. Aber Unhold machte sich nichts daraus. Er hatte seine Pfeife bei sich, und verschaffte sich durch ihr Wirken einen herrlichen Rindsbraten und dazu weißes Brod. Als er aber darauf sehr durstig ward, bestellte er sich auch eine Flasche Wein. Er trank sie bis auf die

Neige aus, so daß er davon gänzlich betrunken, wie eine Bildsäule auf dem Boden lag, als man eben kam, ihn seines Arrestes zu entlassen. Die Ueberbleibsel von der Mahlzeit und die Weinflasche waren verschwunden, so daß man keine Ahnung hatte von dem, was mit ihm vorgegangen war, und man den Knaben für todtkrank hielt; auch alle Mittel anwendete, ihn zum Bewußtseyn zu bringen. Dies erhielt er aber erst nach einem langen Schlaf, aus dem er trübsinnig erwachte und sich kaum mehr erinnern konnte, was mit ihm vorgegangen war. Sein Gedächtniß blieb auch von dieser Zeit an so schwach, daß er bei weitem nicht mehr so gut auswendig lernen konnte, wie vorher; und da er fortfuhr, im Geheim Wein zu trinken, so wurde er am Ende ganz blödsinnig, so daß er zum großen Jammer seiner Aeltern, gar nichts mehr lernen, noch sonst etwas Nützliches treiben konnte; dabei war er so verdrießlich und übellaunig, daß Niemand gern mit ihm umging; besonders da er immer auf Tücke sann, jede freundschaftliche Unterhaltung zu stören. Statt aber einzusehen, wie sehr er bisher gefehlt hatte, und was für traurige Folgen dies für ihn gehabt, — sann er nur immer auf neue Mittel, sich Sinnengenuß zu verschaffen.

Unhold war nun indessen zum Jüngling herangewachsen; (sein Bruder Reinhold hatte schon die Hochschule bezogen.) Der Tag schien ihm aber jetzt gewaltig lang, da er ihn nicht mit nützlichen Geschäften ausfüllte; er suchte ihn also dadurch hinzubringen, daß er sich in öffentlichen Häusern dem Trunk und Spiel ergab. Da aber gewöhnlich sein Monatgeld, das er zu seinen Bedürfnissen und Vergnügungen von seinem Vater erhielt, gar bald durchgebracht war; so wollte er den Versuch machen, ob er nicht Geld durch die Zauberpfeife erhalten könnte. — Er pfiff demnach aus allen Kräften, und wünschte sich einen Beutel mit Geld, der niemals leer würde. Und sogleich lag der Beutel zu seinen Füßen. Von jetzt an überließ sich Unhold allen Ausschweifungen. Er verlor auch so unerhörte Summen im Spiel, daß man endlich seinen Vater darauf aufmerksam machte. Er setzte nun wohl den Sohn darüber zur Rede; da dieser aber Alles läugnete und ganz blödsinnige Antworten gab, glaubte er, man beschuldige sein Kind fälschlich solcher Verbrechen und entließ es bloß mit einem Verweis. Hierdurch beruhigt, trieb aber Unhold sein Unwesen jetzt mehr, als jemals; so daß er die Aufmerksamkeit der Obrigkeit erregte und man ihn gerichtlich einzog und dem Verhör unterwarf.

Auch sein Vater wurde dahin berufen, und gefragt: woher sein Sohn die großen Summen Geldes nehme, die er täglich bisher im Spiel verloren. Dieser versicherte: daß es ihm unbekannt sey, und daß er auch nicht Ursache fände zu glauben, als habe er sie seiner eigenen Kasse entzogen. Da aber eine Menge Zeugen gegen Unhold vorhanden waren, die bewiesen, was er in kurzer Zeit an Geld verschwendet hatte, und er nicht gestehen wollte, woher er es genommen, wurde er des Diebstahls beschuldiget und in ein Gefängniß geworfen. Mittelst seiner Zauberpfeife hätte er sich nun hieraus leicht befreien können; allein er hatte vergessen sie zu sich zu stecken, und mußte nun dafür in Verhaft bleiben.

Indessen hatte sein Bruder Reinhold die Universität verlassen, und war, mit den besten Zeugnissen seines bisherigen Fleißes versehen, in das väterliche Haus zur Freude und zum Trost seiner Aeltern, zurückgekehrt. Er hatte die Rechte studirt, und machte nun zuerst dadurch Gebrauch von seinen Kenntnissen, daß er die Vertheidigung seines Bruders übernahm, den man keines Raubes, noch anderer Verbrechen, überweisen konnte. Unhold wurde demnach seiner Haft entlassen, aber in einem solchen Zustande der Erschlaffung, daß sein trauriges Ende vorauszusehen war, und die

Aerzte es ihm auch nicht verbargen. Er fiel in Verzweiflung und verwünschte die Pfeife und das alte Mütterlein, das sie seinem Bruder gegeben hatte. — Da stand plötzlich die Alte vor seinen Augen und sprach:

Ich habe Reinholden die Pfeife zur Belohnung seiner Wohlthätigkeit gegeben, mit der er mir damals einen Theil seiner Kartoffeln überließ, und sie dafür entbehrte. Hätte er die Pfeife fortwährend zum Bösen benutzt, wie du, der sie ihm entwendete, so würde er jetzt deine Stelle einnehmen: allein er erkannte noch zur rechten Zeit: daß auf der Bahn des Lasters nie ein dauerhaftes Glück zu hoffen ist, und daß jedes Vergehen Strafe nach sich zieht. Du hast sie jedesmal empfunden zu deiner Warnung. Aber vergebens! Du bist nur deinen Leidenschaften gefolgt, und diese führen unaufhaltsam zum Verderben. Auch ohne Beihülfe der Wunderpfeife würdest du so weit, ohne Beachtung deines Gewissens, gekommen seyn. Wer nicht darauf hört, noch auf die Züchtigungen merkt, die dem Vergehen auf dem Fuße nachfolgen, wandelt auf dem Wege des Verderbens, und davon kann ihn nur sein eigener, fester Wille zurückführen. Bei dir aber ist es zu spät. Durch deine Gelüste und vielen übrigen Laster, hast du deine Gesundheit

und deine Körperkraft zerstört, und mußt als ein Opfer deiner Sinnlichkeit ins frühe Grab sinken, während dein tugendhafter Bruder noch lange der Stolz und die Freude seiner Familie seyn wird. — Mit diesen Worten verschwand das Mütterchen, und nie hat man wieder etwas von ihm, noch von der Zauberpfeife gehört.

Die ungleichen Schwestern.

Ein reicher Kaufmann lebte einst mit seiner Familie in einer berühmten Handelsstadt, woselbst er ein großes Haus machte. Das heißt: er hielt kostspielige Gastmahle, Gesellschaften, Conzerte, Bälle ꝛc. Das Haus wimmelte von Dienern und Dienerinnen, und seine beiden Töchter, Anna und Rosalinde, wurden wie Prinzessinnen erzogen. Aber die älteste ward dadurch stolz und eitel, so, daß sie ihre Zeit nicht auf Erlernung nützlicher Kenntnisse anwendete, sondern blos durch ihre äußeren, körperlichen Vorzüge zu gefallen suchte. Höchstens spielte sie ein wenig Klavier und sang dazu, weil man ihr gesagt hatte, sie habe eine schöne Stimme; übrigens beschäftigte sie sich viel mit ihrem Putze, und dachte nur darauf, sich zu vergnügen und den Tag in Müssiggang und Zerstreuungen hinzubringen. Ganz

anders gesinnt war dagegen ihre Schwester Rosalinde. Obgleich sie von Gesicht und Gestalt viel schöner als ihre ältere Schwester war, so setzte sie doch darein keinen besondern Werth; denn, dachte sie, wie leicht kann eine Krankheit früher oder später diese Vorzüge zerstören, die mir das Alter doch ganz gewiß raubt. Was bleibt mir dann noch übrig, wenn ich mich nicht bestrebe, mir Eigenschaften zu erwerben, die mir dauernd bleiben, und nicht der Vergänglichkeit, so wie die körperliche Schönheit, unterworfen sind? — Ein liebenswürdiges Gemüth, gute Gesinnungen, und erworbene Geschicklichkeiten, werden mir auch dann noch Herzen erwerben, wenn mein Gesicht verblühet, und meine Gestalt veraltet ist. — Ich will mich also vor allen Dingen bemühen, mir Talente anzueignen, die mir diese Vortheile verschaffen. — So dachte Rosalinde; und sie übte ihre schönen Vorsätze auch aus. Wenn ihre Schwester nur darauf sann, sich täglich zerstreuenden Vergnügungen hinzugeben, oder den Tag mit unnützen Beschäftigungen hinzubringen, so suchte sie dagegen denselben zu ihrem Vortheil anzuwenden. Jede Stunde hatte ihre eigene Bestimmung. Ein großer Theil des Tages war der Erlernung schöner und unentbehrlicher Wissenschaften, für ein wohlerzogenes Frauen=

zimmer, gewidmet; ein anderer der Ausübung häuslicher Geschäfte; und die übrige Zeit ihrem Vergnügen, das meist in erheiternden Spaziergängen, oder in Lesen eines schönen Buches bestand. Sich nicht der Welt ganz zu entziehen, besuchte sie wohl auch zuweilen Gesellschaften, Conzerte und Bälle; aber sie kehrte immer mit neuer Freude in ihre häusliche Wohnung zurück. Sie trug ihr Glück im Innern ihres schönen Herzens, und die Erfüllung ihrer Pflichten schien ihr die angenehmste Erholung. Daß Rosalinde sich bei solchen Gesinnungen viele Freunde erwarb, kann man sich leicht denken; allein sie wählte nur wenige zu ihrem vertrauten Umgange und nur solche, die mit ihrer Denk- und Handlungsweise übereinstimmten, damit kein übles Beispiel Eindruck auf ihr junges Gemüth machen möchte. — So ging jede Schwester ihren eigenen Weg, bis sie zu Jungfrauen herangewachsen waren. Nichts hatte bisher das häusliche Glück dieser Familie gestört, da auch des Hausvaters Wohlhabenheit zugleich jede Nahrungssorge weit von ihr entfernt gehalten hatte. — Aber jetzt schien es anders werden zu wollen. Finstere Wolken beschatteten öfters seine Stirne; Handelsfreunde und Andere zogen sich allmählig von seinem Hause zurück. Wenn Anne, von prunkendem Flitterputz umge-

ben, mit Selbstgefälligkeit in eine Gesellschaft trat, wo ihr sonst nur gehuldiget ward, zog man sich jetzt kalt von ihr zurück, und begegnete ihr mit Nichtachtung. Dies verdroß sie aber ungemein und sie beklagte sich gegen ihre Aeltern laut darüber; allein diese seufzten und erwiederten nichts Tröstliches. Ganz anders aber bezeugten sich Rosalindes edlere Freundinnen. Sie besuchten sie jetzt häufiger als vorher, und bemühten sich auf alle Weise, ihr Liebe und Theilnahme zu beweisen. Das kluge Mädchen merkte wohl, daß etwas Ausserordentliches in ihrer Familie vorging; allein sie war zu bescheiden, um vorlaut in die Geheimnisse ihrer Aeltern eindringen zu wollen; aber sie lebte von dieser Zeit an nur um so eingezogener, und kleidete sich, wie immer, einfach und bescheiden. —

Eines Tages, als Rosalinde eben nachdenkend in ihrem Zimmer an der Arbeit saß, trat der Vater herein und sprach, indem er sich zu ihr setzte: „Es wird nun nothwendig, mein Kind, dich genauer mit unserer gegenwärtigen Lage bekannt zu machen. Dein Verstand ist so reif, deine Gesinnungen so edel, daß ich hoffe, du wirst mit Muth und Ergebung tragen, was nun nicht mehr zu ändern ist. — In Hoffnung, daß meine Handlung immer blühend, wie früher, fortbestehen

würde, machte ich bisher starken Aufwand. Ihn zu bestreiten mußte ich aber suchen durch große, wiewohl sehr gewagte Unternehmungen, meinen Gewinn zu vermehren. Es gelang Anfangs, so lang die See ruhig, das Meer sicher, und meine Handelsfreunde im Wohlstand waren. Durch den letztausgebrochenen Seekrieg hat sich aber plötzlich alles verändert. Meine und Anderer reichbeladene Kauffahrtheischiffe fielen in Feindes Hand. Darunter waren auch die meiner Verbündeten, welche, nun selbst zu Grunde gerichtet, jetzt nicht mehr im Stande sind, ihre Schuld an mich abzutragen. — Ich habe hierdurch mein ganzes Vermögen verloren, und es bleibt mir kaum so viel übrig, als wir zu unserm nothdürftigsten Auskommen nöthig haben werden."

„Ich werde arbeiten, lieber Vater, sagte Rosalinde, und durch Benutzung meiner Talente, Euch gewiß ein sorgenloses Alter bereiten. Möge nur Euer Muth Euch aufrecht erhalten, so wird, wie ich hoffe, Alles gut gehen. Der Mensch bedarf ja wenig zu seinem Bestehen, wenn er seinen unnöthigen Bedürfnissen entsagen will."

„Ich wußte voraus, meine Tochter, daß du diese Nachricht mit edelm Sinne aufnehmen würdest. Von deiner Schwester fürchte ich das Gegentheil."

Er hatte recht! Anna wollte verzweifeln und machte ihrem Vater die bittersten Vorwürfe über seine vielgewagten Handelsunternehmungen. — Ihre Mutter, die sich ganz und gar nicht an den Gedanken einer bevorstehenden Armuth gewöhnen konnte, starb aus Kummer, noch ehe ihr Haus ganz gefallen war. Aber auch dies erfolgte bald darauf. Es blieb der Familie von ihrem vormaligen großen Vermögen, nichts denn ein kleines Landhaus, das weit von der Stadt entfernt lag; ein Garten und einige Felder, die sie kaum zu ernähren vermochten. Aber Rosalinde suchte auf alle Weise dies möglich zu machen. Sie führte die kleine Wirthschaft mit solcher Einsicht und Häuslichkeit, daß sie dabei keine Noth litten. Der Garten lieferte Obst und Gemüse, die Felder Korn und Waitzen zu Brod; aber an Fleisch, das man nur für Geld haben konnte, welches ihnen mangelte, fehlte es öfters. — Doch Rosalinde wußte auch hierzu Rath: Sie machte Bekanntschaft mit den Bewohnern des Dorfes, erbot sich, ihre Kinder im Nähen und Stricken zu unterrichten, und ihnen ihre nöthigsten Kleidungsstücke zu machen. Die guten Leute nahmen dies Erbieten mit Dank an. Und kaum sahen sie, wie nützlich dieser Unterricht ihren Kindern war, als sie Geflügel, Butter und Fleisch von eigenem

geschlachteten Vieh in Menge zum Geschenke brachten; und da Rosalinde sonst keine Bezahlung annahm, so konnte sie es mit gutem Gewissen in ihrer Küche anwenden. Ihrem alten Vater aber auch noch den Genuß eines stärkenden Glas Weins zu verschaffen, wendete sie ihre übrigen Stunden dazu an, schöne Gemälde und künstliche Stickereien zu verfertigen, die sie zum Verkauf in die Residenz schickte und ansehnliches Geld dafür löste, wofür sie nun Alles, was zur Erhaltung und Erheiterung ihres Vaters diente, anschaffen konnte. Er ward auch hierdurch so sehr zufrieden mit seinem Schicksal gestellt, daß er den einsamen Aufenthalt sogar lieb gewann, und sich nicht mehr in seine vorherige glänzende, aber sorgenvolle Lage zurück sehnte. Besonders da die gute Tochter auch stets darauf bedacht war, ihm schöne Lesebücher zu verschaffen, die der Geistliche des Ortes in ihrem Namen besorgte.

Ganz anders benahm sich dagegen Schwester Anna. Sie konnte sich nicht in die Einsamkeit finden, weil sie der weltlichen Zerstreuungen schon zu sehr gewohnt war, und auch keine Freude an der Arbeit noch andern nützlichen Beschäftigungen fand. Zuweilen versuchte sie wohl aus den Ueberresten ihres veralteten Putzes, neue Moden zu schaffen; aber zu was nutzen sie auf dem Lande,

wo es weder Gesellschaften, Bälle, noch Conzerte gibt? Und ob sie gleich des Morgens bis acht Uhr zu Bette liegen blieb, während ihre Schwester schon um fünf Uhr an der Arbeit war — wurde ihr doch der Tag gewaltig lang, und sie konnte nicht begreifen, warum Rosalinde niemals über Langeweile klagte und ihr der Tag so ungewöhnlich schnell verfloß. Erwiederte diese dann: daß der Grund davon blos in ihrer Thätigkeit liege — so konnte Anna dies nicht begreifen, weil sie jede nützliche Beschäftigung verabscheute. Auch war sie zu stolz und eingebildet, um sich durch den Umgang, oder die Unterhaltung mit den Landbewohnern zu zerstreuen; und diese zogen sich freiwillig von ihr zurück, weil sie weder liebreiche noch verständige Worte von ihr hörten, und sie ihnen also weder Vergnügen noch Genuß gewähren konnte; ja, sie verachteten sie im Herzen sogar, da sie wohl aus Anna's Benehmen sahen, daß sie weder sich noch Andern nützte, und nur blos allein für ihre körperlichen Genüsse zu leben schien.

Als nun beide Schwestern eines Tages spazieren gingen, und Anna sich in Klagen über ihr trauriges Schicksal ergoß, näherte sich ihnen eine alte Frau. Sie trug einen Bündel Holz auf dem Rücken, dessen Last sie beinahe zu Boden

drückte. Sie wollte ihn eben absetzen, sich dadurch zu erholen — aber ihre Kräfte reichten nicht hin, und sie sank erschöpft zur Erde nieder. Rosalinde eilte, ihr beizustehen, und fragte mitleidig, warum sie sich so sehr belaste? „Ach ich bin arm! seufzte das Mütterlein, und muß blos von dem geringen Ertrage des Waldholzes leben, das ich mühsam einsammle!“

„Ich will es euch abkaufen, liebe Frau, sagte Rosalinde. Ihr braucht euch dann nicht weiter damit zu belästigen, weil ich es von hier abholen lasse. Bleibet indessen so lange dabei, es zu bewachen, und holet dann die Bezahlung selbst in meinem Hause ab.“ Die Alte versprach's, und die Mädchen setzten ihren Weg weiter fort. — Anna machte ihrer Schwester Vorwürfe, daß sie solches Bettelgesindel, wie sie sich ausdrückte, auf der Straße aufläse, es in ihr Haus zu ziehen, um dies immer unsicherer zu machen.

„Die Armen, versetzte Rosalinde, scheinen uns bisher vielmehr Segen, als Unheil gebracht zu haben; und diese Frau hat ein so ehrliches Aussehen, daß man ihr gewiß nichts Schlimmes zur Last legen kann.“ — Unter diesem Gespräch erreichten die Schwestern ihre Wohnung. — Es stand nicht lange an, so kam auch das Mütterchen herein getreten. Rosalinde nahm ihr den

Stab ab, worauf sie sich gestützt, und hieß sie niedersetzen. Sie ging hierauf in den Garten, holte die schönsten Früchte und brachte sie der Alten, obgleich Anna ihr einen verweisenden Blick zuwarf. Jene aber nahm die Gabe dankbar an und sagte: „Habe ich doch immer gehört, daß Ihr so gut und liebreich gegen Arme seyd, und nun sehe ich aus Erfahrung, daß es Wahrheit ist. Gott wolle Euch für so schöne Gesinnungen segnen, liebes Fräulein!"

„Das hat er schon gethan, gute Frau. Wir hatten bisher keinen Mangel, und die Zukunft stellen wir der Vorsehung heim."

„Sie wird Euch viel Gutes und Schönes bringen; verlaßt Euch darauf."

Rosalinde lächelte zu diesen Worten, Anna aber fragte bitter: „Nun, und was soll denn mir bevorstehen?"

„Alles, was Euer Herz verdient, und Ihr Euch wünscht."

„Nun so wünsche ich mich denn aus diesem armseligen Verhältniß hinaus und in einen Stand und in eine Lage zu kommen, die meiner Erziehung angemessener ist, als hier dies langweilige Landleben."

„Und ich wünsche, daß es für mich ewig fortdauern könnte," setzte Rosalinde hinzu.

„Gut, Eure Wünsche sollen erfüllt werden,“ sagte das Mütterlein, indem es aufstand und sich entfernte.

Die Schwestern dachten nicht mehr an obiges Gespräch, als gegen Abend ein schöner Reisewagen vor ihrem Hause hielt, und ein Diener anfragte: ob seine Herrschaft nicht hier übernachten könne, indem sie sich nicht wohl befinde? Rosalindens Vater gab hierzu sogleich seine Einwilligung, und die Töchter traten vor die Hausthür, die Fremden zu empfangen. Es war eine vornehme Dame mit ihrer Tochter und Kammerfrau. Sie geleiteten erstere in ein besonderes Zimmer, das für Fremde eingerichtet war; und Rosalinde bemühte sich, der Kranken alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die von ihr abhingen. Auch ein Arzt wurde berufen. Er fand das Uebel nicht von Bedeutung, und versicherte, daß einige Tage Ruhe Alles wieder gut machen würde. — Anna bestrebte sich in dieser Zeit Alles aufzubieten, um sich den Damen gefällig zu machen, denn es war ihr überaus angenehm sich wieder in Umgang mit vornehmen Personen zu sehen, denen sie sich in ihrem vorigen Wohlstande immer gleichgestellt hatte. Sie suchte auch alle ihre kleinen Talente hervor, sich ihnen auf der günstigsten Seite zu zeigen. — Und sie erreichte

hierdurch ihren Zweck so gut, daß die ältere Dame ihr vorschlug, sie als Gesellschafterin in die Residenz zu begleiten. Anna war hierüber so sehr erfreut, daß sie sogleich einwilligte und nicht auf die Warnung ihres Vaters hörte, der diesen Schritt ihr abrieth. — Indessen hatte aber auch die Fremde mit großem Wohlgefallen die stille Thätigkeit der Schwester Rosalinde bewundert. Denn während Anna ihre oberflächlichen Talente zur Erheiterung der Kranken anwendete, sorgte Rosalinde für deren kleinsten Bedürfnisse, und bediente sie mit solcher Freundlichkeit und Liebe, daß sie ihr ganzes Herz gewann und die Dame sie gern zur Besorgung ihres eigenen Hauswesens zu sich genommen hätte, wäre sie nicht überzeugt gewesen, daß die sorgsame Tochter ihrem alten Vater unentbehrlich war.

Anna reiste mit der Dame ab. — Niemand vermißte ihre Gegenwart, da sie Andern weder durch Rath noch That nützlich gewesen, noch sie durch ihre Liebe erfreut hatte.

Während nun Anna in der Residenz lebte und mit ihrer Beschützerin Gesellschaften, Bällen und Conzerten beiwohnte, lebte Rosalinde in stiller, glücklicher Häuslichkeit bei ihrem Vater. Sie wurde von allen, die sie kannten, geliebt und geschätzt. — Nur hatte es ihr bisher an Umgang

mit jugendlichen Herzen gefehlt, die dem ihrigen gleich gebildet waren. Aber auch diese Freude ward ihr von der Vorsehung gewährt. Es wohnte in der Nachbarschaft eine Edelfrau, welche zwei liebenswürdige Töchter besaß, die jetzt erst durch Zufall Rosalinden kennen lernten; und es dauerte nicht lange, so schlossen die Mädchen sich fest aneinander in unzertrennlicher Freundschaft. Es verging von nun an beinahe kein Tag, wo sie sich nicht sahen, und sich auf's Angenehmste durch Gespräche, Arbeiten, Musik oder Lektüre unterhielten; wobei dann gewöhnlich Rosalindens Vater oder der Fräulein Mutter zugegen waren und Theil an diesem Vergnügen nahmen.

Indessen hatte Anna bei ihrer Dame alle Ergötzlichkeiten der Stadt in Fülle genossen. Sie hatte sie ihr Anfangs absichtlich verschafft, damit sie um so eher bei ihr eingewöhnen möchte; als aber Anna fortfuhr auf nichts denn Zerstreuungen zu denken, und gar keinen Sinn für stille, häusliche Freuden zeigte, noch viel weniger aber für Arbeitsamkeit, — machte ihr die Dame hierüber eindringliche Vorstellungen. Statt aber ihnen Gehör zu geben, zeigte dagegen Anna die übelste Laune, und drückte sie durch ein überaus mürrisches Wesen aus, wodurch sie dem ganzen Hause beschwerlich fiel. Und da sie durchaus keine Ei=

genschaften besaß, wodurch sie sich, wenn sie auch den Willen gehabt hätte, einiger Maßen nützlich machen konnte, so erregte ihr Betragen allgemeine Unzufriedenheit; und man ließ ihr dies so sehr fühlen — daß ihre Lage wirklich sehr unangenehm wurde, und sie zurück in ihr Vaterhaus verlangte. — Allein beinahe zu gleicher Zeit erhielt sie die Nachricht von der Krankheit und dem darauf erfolgten Tode ihres Vaters. Sie verlangte nun nicht mehr zurück, wohl aber: daß das Erbgut verkauft und die Hälfte des Erlöses, als ihr Antheil, ihr zugeschickt werde. Was dann aus ihrer Schwester werden sollte — darum bekümmerte sie sich nicht. Auch alle Gegenvorstellungen, welche diese ihr hierüber machte, waren vergebens. — Rosalinde ward dadurch sehr betrübt. Sie liebte das kleine Gütchen und war hier so glücklich gewesen! — Als sie eben bittere Thränen darüber weinte — klopfte es an der Thüre ihres Zimmers, und die alte, uns schon bekannte Frau, trat herein. — „Warum so traurig, mein Kind?" sagte sie. — Da erzählte ihr Rosalinde, was vorgefallen, und wie schwer es ihr werde, sich von ihrem kleinen Eigenthum zu trennen, und es zu verkaufen.

„Ihr habt dies nicht nothwendig," erwiederte jene. Entlehnet die Hälfte der Summe darauf,

und zahlt sie eurer Schwester hinaus.“ — „Ich mache nicht gerne Schulden, liebe Frau. Auch würde mir Niemand blos auf die Hälfte des Werthes, die ich zusichern könnte, eine solche Summe anvertrauen wollen.“ — „Ich leihe sie euch unentgeldlich,“ versetzte die Alte. — „Ihr, Mütterchen! rief Rosalinde erstaunt. Wie solltet ihr zu so vielem Gelde gekommen seyn?“ — „Ich habe so wenig Bedürfnisse, erwiederte jene, und werde so reichlich von guten Leuten beschenkt, daß ich mir hierdurch diese kleine Summe erspart habe, Andern im Fall der Noth damit dienen zu können.“ — „Ich habe aber auch noch einen andern Anstand, erwiederte Rosalinde, warum ich das Gütchen doch fernerhin nicht länger bewohnen könnte. Ich bin ein junges Mädchen und es würde nicht schicklich seyn, hier allein, ohne Verwandte, noch sonstige achtbare Aufsicht, zu wohnen.“ — Die Alte erwiederte: „Ich besitze eine Freundin von gutem Stande und feiner Erziehung; auch ist sie viel jünger als ich. — Ich weiß, daß sie sich ein Vergnügen daraus machen würde, bei euch zu wohnen. Und da sie eigenes Vermögen besitzt, so würde sie euch durch keine besondere Ausgabe beschwerlich fallen.“ — Hocherfreut nahm Rosalinde dies doppelte Erbieten an.

Die Hälfte des Erbtheiles wurde hierauf ihrer Schwester Anna zugetheilt; sie selbst aber nahm alleinigen Besitz von dem Gute, das durch ihre Häuslichkeit und die geringeren Ausgaben, die sie seit dem Tode ihres Vaters hatte, bald mehr eintrug, als sie verzehren konnte. Sie legte aber den Ueberschuß bei Seite, und zahlte davon in Fristen, was sie darauf entlehnt hatte, so daß es in wenigen Jahren frei von aller Schuld wurde, und es ihr nun ganz eigen zugehörte.

Rosalinde lebte mit ihrer mütterlichen Freundin, welche die alte Frau ihr zugewiesen, in dem angenehmsten Verhältnisse, das durch den Umgang mit jener adelichen Familie, deren ich schon früher gedachte, noch erhöhet wurde. Sie ließ nun, da ihre Einnahme es jetzt erlaubte, auch einen schönen Spaziergang bis dahin durch Wiesen, Gebüsche und Felder anlegen, so daß sich die jungen Leute nun mit Bequemlichkeit täglich sehen konnten.

Indessen hatte aber auch Anna Gebrauch von ihrem väterlichen Erbtheil gemacht. Da es ihr bei der vornehmen Dame nicht mehr gefiel, und diese auch ihrer überdrüssig war, so trennten sie sich, und Anna zog für sich allein. Sie bedachte nicht, wie unschicklich es in ihrem jugendlichen Alter sey, ohne Schutz und Aufsicht in einer

großen Stadt zu wohnen; — sie sann nur darauf, sich schöne Kleider und andern Putz anzuschaffen und sich bei öffentlichen Lustbarkeiten zu zeigen. Hierdurch verlor sie aber ihren guten Ruf so sehr, daß keine angesehene Familie mehr mit ihr umgehen mochte. Sie mußte nun für sich ganz allein leben oder sich in die Verbindung mit solchen Leuten einlassen, die es nicht so genau mit der bürgerlichen Ehre nahmen. Rosalinde, ihre Schwester, hatte wohl öfter an sie geschrieben und sie eingeladen, bei ihr zu wohnen; allein Anna beantwortete keinen ihrer Briefe. Sie wollte sie absichtlich in Ungewißheit über ihr Schicksal lassen, weil sie voraus sah, daß ihre Aufführung von der zartfühlenden Schwester nicht gebilligt werden konnte; auch war ihr der Gedanke an ein stilles Landleben, das sie dort erwarten würde, ganz unerträglich. Dabei aber fiel es ihr nicht auf, daß ihr kleines Erbtheil, welches sie auf keine Weise durch Fleiß und Einschränkung, wie es ihre Schwester gethan, zu vermehren gesucht, sich immer mehr verringerte. Sie würde aber demungeachtet noch einige Zeit mit demselben Aufwand, wie bisher, davon haben leben können, hätte ihre unordentliche Lebensweise ihr nicht ein gefährliches Nervenfieber zugezogen, das sie Monate lang auf's Kranken-

lager streckte, und ihr sehr viel kostete. Da sie aber keinen vertrauten Menschen um sich hatte, und alles von Miethlingen mußte thun und verrichten lassen, — so fand sie nach ihrer Genesung die Geldkasse, Kästen und Schränke so leer — daß sie vor Schrecken und Entsetzen die Hände zusammen schlug und laut weinend über ihren Verlust klagte. Aber Niemand achtete darauf, denn sie hatte weder Zeugen noch Beweise, wer es ihr entwendet haben konnte. —

Anna wußte nun nicht, was sie weiter beginnen sollte. In ihrem armseligen Zustande vor ihrer Schwester zu erscheinen, dazu war sie zu stolz, und doch waren die Ueberreste ihres Vermögens so gering, daß sie kaum zureichten, sie noch einige Wochen zu nähren. Sie sann nun darauf, in Dienst zu treten. Da sie aber, außer ein wenig Klavierspielen, durchaus keine nützlichen Kenntnisse besaß, so konnte sie sich in keinem Hause lang erhalten, und mußte sich dabei allerlei Demüthigungen gefallen lassen. Auch konnte ihre geschwächte Gesundheit die Anstrengung, welche gewöhnliche Hausarbeiten erfordern, nicht in die Länge ertragen, ohne derselben am Ende ganz zu unterliegen.

Indessen also Anna, durch eigene Schuld, ein überaus mühseliges Leben führte, lebte Rosalinde

im größten Wohlstande, und sah sich von Jedermann geliebt und geachtet. Sie hatte sich mit einem jungen Edelmann vermählt, dem Sohne ihrer Gutsnachbarin, mit deren Töchter sie seit Jahren den freundschaftlichsten Umgang gepflogen. Es wurden hierdurch zugleich beide Güter vereiniget, so daß sie von nun an nur eines ausmachten, gleichwie die ganze Familie durch Einheit, Liebe und Eintracht genau mit einander verbunden war.

Als sie eines Tages eben in einem gemeinschaftlichen Saale versammelt waren, wurde eine Fremde gemeldet, die nicht eintreten wollte. Rosalinde ging ihr in das Vorzimmer entgegen. Wie erstaunte sie aber, ihre Schwester Anna in schlechter, abgetragener Kleidung, und abgezehrter Gestalt vor sich zu sehen! Sie machte ihr keine Vorwürfe, sondern nahm sie liebreich auf, und wies ihr besondere Zimmer an, wo sie sich umkleiden, und ihre Gesundheit pflegen konnte. —

Man hätte nun denken sollen, daß so viele traurige Erfahrungen Anna zur Einsicht ihrer Fehler würden gebracht haben; allein ihr Betragen bestätigte die Wahrheit: daß nur selten oder mit großer Selbstverläugnung eingewurzelte Fehler, Gewohnheiten und Irrthümer in spätern Jahren überwunden werden können. — Und so

äußerten sich diese Untugenden denn auch bald wieder bei Anna eben so stark, wie sie vorher gewesen. Auch schien es ihr ganz unerträglich, jetzt, da sie kein Vermögen mehr hatte, abhängig von ihrer Schwester leben zu müssen, obgleich diese es ihr nicht im geringsten fühlen ließ. Beständige Unzufriedenheit nagte demnach an Annas Gesundheit, und untergrub diese immer mehr. Sie ein wenig zu erheitern, ging Rosalinde eines Tages mit ihr spazieren. Sie begegneten dem bekannten alten Mütterlein, das eben wieder einen Bündel Holz auf dem Rücken trug. Rosalinde freute sich, sie nach langer Zeit wieder zu sehen. Und als sie hierauf ihr häusliches Glück gegen sie rühmte, fiel Anna bitter ein:

„Mir aber Alte, habt ihr wenig Glück durch eure Wahrsagung gebracht.“

„Das versprach ich auch nicht. Jede von euch sollte nur erhalten, was sie verdiente. Wie konntet aber ihr, mit eurem häßlichen Gemüthe, das euch nichts denn Verdruß und Unzufriedenheit bereitete, hoffen, dauernd glücklich zu seyn? — Ein Herz, das mit dem Loose zufrieden ist, das ihm die Vorsehung bestimmt, und sich aus allen Kräften bestrebt, seinen Nebenmenschen und sich selbst durch nützliche Kenntnisse Dienste zu leisten, wird nie Ursache haben, über sein Schicksal zu

klagen." — Mit Endigung dieser Worte verschwand das Mütterchen, und die Schwestern bemerkten hierdurch jetzt erst, daß es eine Zauberin gewesen.

Anna's siecher Körper kränkelte noch einige Zeit, bis endlich seine Kräfte gänzlich erschöpft waren, uud er in's frühe Grab sank. Von Niemanden, außer ihrer Schwester beklagt, wurde ihre Leiche in aller Stille beigesetzt. — Rosalinde dagegen beglückte ihre Familie eine lange Reihe von Jahren, unausgesetzt durch hohe Tugenden. Sie verließ diese Welt erst am höchsten Ziele menschlichen Alters, und der Segen aller derer, die sie gekannt, folgte ihr nach.

Das Zauberhorn.

Der König und die Königin von Lizerno lebten in einer sehr glücklichen Ehe. Sie hatten zwei Zwillingskinder, einen Sohn und eine Tochter, die sie sich bemüheten, mit großer Sorgfalt zu erziehen, daß heißt: sie bildeten ihre jungen Herzen zum Guten und suchten ihre Geistesgaben durch trefflichen Unterricht auf alle Weise zu erweitern. Zum Taufpathen des Prinzen und der Prinzessin hatten sie bei deren Geburt den mächtigen Aeolus, König der Winde, gewählt. Er hatte seinen Sitz auf dem höchsten Gebirge der vulkanischen Inseln, von deren Höhe er die Windströme nach allen Gegenden der Welt aussandte. Es war ein frommer und gerechter Fürst; besonders auch gütig und menschenfreundlich gegen Fremde und Seeleute, denen er den Gebrauch der Segel gelehrt. Es stand daher zu vermu-

then, daß er auch als Taufpathe seine Pflichten gewissenhaft erfüllen würde. Den ersten Beweis seines Wohlwollens gab er den Kindern dadurch, daß er einen sanften Kuß auf ihre Stirn drückte, worauf sich auf derselben Stelle ein schöner goldener Stern zeigte, der sich überaus gut ausnahm, und ihre natürliche Schönheit noch erhöhete. So wie aber die Zwillinge heranwuchsen und zunahmen an Größe des Körpers, an Geist und Güte des Herzens, so erhöhte sich auch der Glanz des Sterns, so daß er hell und klar funkelte. Begingen aber die Kinder Fehler durch Gedanken, Worte und Handlungen, so trübte er sich, oder er verschwand ganz und gar, wodurch Jedermann sogleich von ihrem Vergehen unterrichtet ward, sie mochten es auch noch so heimlich begangen haben. Sie hüteten sich daher wohl Unrecht zu thun, und wurden dadurch nur um so glücklicher; denn ihre Aeltern und alle, die sie kannten, liebten und achteten sie. Nur eine böse, aber mächtige Fee, Lolo genannt, hegte einen heimlichen Groll gegen diese Familie, weil sie nicht zur Taufzeugin der Zwillinge gewählt worden war. Sie sann demnach schon lange darauf, ihnen ihr Uebelwollen auf eine recht empfindliche Weise fühlen zu lassen. — Vor Allem aber hätte sie sich gern des Prinzen und der Prinzessin

bemächtiget, sie gänzlich von ihren Aeltern zu trennen; allein dies war unmöglich, weil die zärtliche Mutter sie nicht aus den Augen ließ. — Sie hatten aber noch nicht das zwölfte Jahr erreicht, als die Königin von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, die sie bald darauf in das Grab senkte. Vater und Kinder waren außer sich vor Schmerz, und brachten das erste Jahr in tiefer Trauer zu. Kaum war es aber verflossen, so erschien am Hofe des Königs von Lizerno eine glänzende Gesandtschaft, durch die sich die Fee Lolo erbot, die Zwillinge in ihrem Pallast zu erziehen, bis sie das zwanzigste Jahr erreicht haben würden. Der König erschrack bei diesem Antrag; denn er kannte das böse Gemüth dieser Frau, und wollte seine Kinder ihr um keinen Preis anvertrauen. Er dankte demnach verbindlichst für das Erbieten, und versicherte, daß er sich selbst die Erziehung seiner Kinder würde angelegen seyn lassen. — Diese Antwort beleidigte aber die Fee so sehr, daß sie beschloß, sich durch ihren Tod zu rächen. Sie befahl daher Porax, dem Vertrauten ihrer Verbrechen, die Zwillinge auf einem Spaziergange zu rauben, und sie in das brausende Meer zu werfen. Ihren Befehl zu vollziehen, hatte der Bösewicht sie schon an das Ufer geschleppt, als sich plötzlich

ein entsetzlicher Wirbelwind erhob, der hohe Staubwolken emportrieb, welche die Luft mit Finsterniß verhüllten; als er sich aber legte, und Porax sein Werk vollziehen wollte, waren die Kinder verschwunden und keine Spur mehr von ihnen zu sehen. Er glaubte aber, sie seyen unter dem Flugsande begraben worden, und brachte diese ungewisse Nachricht seiner Herrin. — Aber es war dem nicht also; der Prinz und die Prinzessin waren auf den Fittigen des Windes nach Lichaxos, einer der schönsten äolischen Inseln, gebracht worden, wo ein herrlicher Pallast sie aufnahm und sie von Zephiren und Zephiretten bedient wurden. Auf dem Eilande wuchsen herrliche Feigen, Weintrauben, Pomeranzen und Kastanien im Ueberfluß, wovon die Kinder so viel essen konnten, als sie nur immer Lust hatten. So lange ihnen alle Gegenstände, die sie hier fanden, neu waren, ergötzten sie sich sehr daran, und fühlten sich ganz zufrieden mit ihrem Aufenthalt ;aber allmählig schien er ihnen langweilig, und sie sehnten sich an den Hof ihres Vaters und in dessen Schutz zurück. Aber wie sollten sie es anfangen über das Meer zu kommen, da sie auf einer entlegenen Insel wohnten und weder Schiff noch Nachen besaßen? — Sich ein solches Fahrzeug zu verschaffen, machten sie aller-

lei Plane. — Wenn sie aber das Meer und seine einzelnen Wellen brausen hörten, so entfiel ihnen aller Muth, und sie versanken in Unthätigkeit, obgleich sie miteinander immer noch von ihrer Absicht sprachen.

Indessen hatte die Fee Lolo aus ihren Zauberbüchern ersehen, daß der Prinz und die Prinzessin von Lizerno noch lebten und sich unter dem Schutze Aeolus, ihres Taufpathen, auf der Insel Licharos befänden. Vergnügt darüber, beschloß sie, die Kinder zu entführen. Da sie aber keine Macht über sie hatte, so lange sie nicht freiwillig die Insel verließen, so suchte sie dieselben durch List dahin zu verleiten. — Als nun beide eines Tages am Ufer des Meeres spazieren gingen, erblickten sie mit großer Freude einen Nachen, von einem rüstigen Bootsmann geführt, der sich ihnen auf ihr Geheis sogleich näherte. Sie hörten wohl eine Stimme, die ihnen warnend zurief:

Vertrauet ihr euch diesen Händen
So wird das Glück sich von euch wenden,
Ihr büßet dann durch eig'ne Schuld
Die Folgen eurer Ungeduld.

Allein die Begierde der Kinder, sich von dem einsamen Orte zu entfernen, überwand alle Einsicht und Klugheit. Sie hüpften vergnügt in den

Nachen, und befahlen dem Führer, sie in ihre Vaterstadt zu bringen. Er aber lächelte spöttisch und ruderte eiligst einem alten Pallaste zu, der am Ufer eines fernen Eilandes lag. Er hatte ein düsteres Ansehen, und kam den Kindern ganz schauderhaft vor. Besonders erschracken sie aber, als der Bootsmann sie nöthigte, hier auszusteigen und ihm zu folgen. Sie gehorchten zitternd. Knarrend öffneten sich die schwarzen Thore des großen Gebäudes, und schlossen sich hinter den Eintretenden von selbst zu.

Der Prinz und die Prinzessin wurden in ein Zimmer geführt, wo sie die Fee Lolo mit harten Worten empfing. Ihr wolltet nicht, sprach sie, durch meine Hand liebreich erzogen werden, und euer Vater schlug mir mein Begehren ab. Nun will ich versuchen, was die Strenge über euch vermag. — Hierauf wendete sie sich zu Porax, den Schiffer, und befahl ihm, den Prinzen an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Dann ergriff sie die Hand der Prinzessin und führte sie selbst in ein entlegenes Gemach, dessen Thüre sie eigenhändig verschloß.

Schon mehrere Tage hatte die Prinzessin traurig hier zugebracht, als sie eines Abends bei hellem Mondschein sinnend an einem Fenster stand und in die öde Gegend hoffnungslos hinausblick-

te — hörte sie plötzlich in den Wolken die Töne einer Wind- oder Aeolsharfe, die ihr lieblich in's Ohr klangen. Es führte das Instrument ein Jüngling, dessen braunes Haar mit einem Blumenkranz umwunden war. Er näherte sich, in der Luft schwebend, langsam dem Fenster, an dem die Prinzessin stand, und redete sie also an: „Ich bin Zephir, ein Sohn Aeols, der euch bisher gegen die Gewalt der Fee Lolo schützte, und euch auch deshalb auf die schöne Insel Licharos versetzte, die ihr beide so leichtsinnig verließet und hierdurch wieder in die Hände der bösen Zauberin geriethet, die euch schon früher nach dem Leben strebte und deren Macht mein Vater euch durch seine Vorsorge entrissen hatte." — Mit Schrecken vernahm Kalliste (so hieß die Prinzessin) diese Worte.

„Aber wo ist mein Bruder! rief sie schmerzlich aus. Ist er vielleicht schon ein Raub des Todes geworden?"

„Noch lebt er; aber in stetem Kampfe mit Ungeheuern, die ihn zu vernichten drohen."

„Und was soll aus mir werden?"

„Dies ist mir unbekannt, da die Zukunft mir nicht enthüllet worden ist; doch habe ich den Auftrag von meinem Vater erhalten, euch zu beschützen, so lange ihr den Eingebungen eurer Vernunft Gehör gebet, und nicht auf Gerade-

wohl dem Trieb eures Willens und eurer Neigungen folget."

„O gewiß werde ich in Zukunft vorsichtiger in meinen Handlungen seyn! Und nicht umsonst soll mich die Erfahrung dies so bitter gelehrt haben!"

„Bleibt diesem Vorsatze treu, sagte Zephir; er wird euch mächtig gegen die Gewalt der bösen Fee schützen. Jetzt eile ich zu eurem Bruder, ihn unsichtbar gegen die Ungeheuer zu beschirmen." Bei diesen Worten entfernte sich Zephir, und die Lüfte entlockten seinem Saiteninstrumente die herrlichsten Töne, die noch lange im Wiederhall klangen und die Prinzessin mit süßen Hoffnungen erfüllten.

Die Fee, immer auf Rache sinnend, hatte wohl bemerkt, daß der Prinz Azor, nur durch eine Zaubermacht beschirmt, der Wuth jener grimmigen Thiere widerstehen konnte. Sie wußte auch wohl, wer sein unsichtbarer Beschützer war; daher wollte sie dem Gefangenen auch nicht geradezu das Leben rauben, was ihr leicht gewesen wäre; er sollte es in Gefahren, denen sie ihn aussetzen würde, durch eigene Schuld oder Muthlosigkeit verlieren. Da sie aber wohl die Gewalt des Fürsten der Winde auf der Oberwelt kannte, so dachte sie auf andere Mittel, ihre Beute einer Macht

zu entziehen. Sie ließ demnach ihren Schlangenwagen anspannen und entführte den Prinzen. In schnellem Fluge zog sie mit ihm dahin über Erde und Meere hinweg, bis sie zu einem hohen Gebirge kam, das von zwei Hohlwegen durchschnitten ward. Hier senkte sich ihr Fahrzeug nieder. Sie hieß den Prinzen absteigen und sprach:

„Du siehst hier zwei Wege vor dir, die sich anfangs vollkommen ähnlich sind. Der eine führt zum Tag, der andere zu seiner Mutter, der Nacht; und obgleich beide Theile gemeinschaftlich nur einen Pallast bewohnen, so sind sie doch durch einen dichten Schleier ewig von einander getrennt. Diesen nun wünsche ich zu besitzen, und trage dir auf, mir ihn zu verschaffen, wenn du nämlich den Weg des Lichts einschlägst, der dahin führet. Wählst du aber den Weg der Finsterniß, so überlieferst du mir aus der Hand des Schlafes, den du in Gestalt eines schlummernden Kindes finden wirst, einen Mohnstengel, den er als Sinnbild seiner Bestimmung führt. — Es steht dir nun frei, fuhr die Fee fort, welche von beiden Straßen du wählen willst; hast du aber eine derselben betreten — so ist keine Rückkehr mehr möglich.“

Bei diesen Worten verschwand die Zauberin, und ließ den Prinzen in großer Bestürzung zurück;

denn die zwei Wege waren sich am Eingang so vollkommen ähnlich, daß er nicht wußte, welchen zu betreten er sich entschließen sollte. — Nach langem Ueberlegen schlug er endlich den zur linken Hand ein, und ging guten Muthes vorwärts. Er bemerkte aber bald mit Schrecken, daß derselbe sich immer mehr verdunkelte und immer finsterer ward, bis der Jüngling sich von schwarzer Nacht umgeben sah. Jetzt kam ihm der leuchtende Stern, der seine Stirn zierte, und der durch den Muth und die Ergebung, womit der Prinz bisher sein hartes Schicksal ertragen, einen ausserordentlichen Glanz von sich gab, sehr wohl zu Statten; er leuchtete wie Sonnenstrahlen um ihn her, so daß er seinen Weg ungehindert fortsetzen konnte. Da er aber schon einen Tag und eine Nacht ohne Nahrung zugebracht hatte, so fühlte er Hunger und Durst, und seine Kräfte nahmen immer mehr ab. Als sie ihn endlich ganz verließen, und er nicht mehr fort konnte, warf er sich erschöpft auf den Boden und empfahl der Vorsehung seine Seele in stillem Gebet. Noch war der Prinz in dieser frommen Stimmung, als er von ferne ein Sausen und Brausen hörte, und sich zugleich eine weiße Wolke durch den Hohlweg drängte. Es entwickelte sich daraus eine Figur, deren Flügel sammt dem Haupt- und

Barthaar mit Schneeflocken bedeckt waren. Statt der Füße hatte sie Schlangenschwänze, und hinter ihrem langen Schleppkleide erhoben sich ungeheure Staubwolken. Sie wendete sich zu dem erschrockenen Prinzen und sprach: „Ich bin Boreas (Nordwind), von Aeolus gesandt, dir Hilfe zu bringen.“ Zugleich überreichte er ihm einen Schlauch, der mit Speisen und Getränken gefüllt war. „Bewahre ihn wohl, sagte er, denn du bist auf dem Wege nach der Unterwelt, wo du keine Nahrung findest. Auch gehest du hier ungeheuern Gefahren entgegen, aus denen dich nur ein Wunder retten kann: denn kein Sterblicher betritt ungestraft Pluto's dunkles Schattenreich.“

„Entsetzlich! rief der Prinz. Also dahin führt mich mein Weg. Nimmermehr werde ich lebend davon zurückkehren!“

„Nur derjenige, der den Muth verliert, verliert sich selbst, erwiederte Boreas. Ihn zu beleben, erhälst du aus meiner Hand dies silberne Horn, das Aeolus dir sendet, sich dessen zu bedienen, wenn große Gefahr dir drohet. Nur auf seinen Laut ist es uns Winden erlaubt, in die Schattenwelt zu dringen, hier Unglücklichen beizustehen.“ —

Prinz Azor wollte eben seinen Dank aussprechen, als der Nordwind sich mit demselben

Geräusch entfernte, wie er gekommen war. Der Jüngling setzte hierauf seinen Weg vorsichtig fort, bis er endlich den schaudervollen Pallast der Nacht erblickte. Er wurde von Atlas, einem ungeheuern Riesen, bewacht, der auf sein Haupt und seine Hände gestützt, zugleich die Last des Himmels mit unermüdeter Geduld trug. Der Prinz schlüpfte unbemerkt vor ihm vorbei. Er öffnete die Eingangspforten des düstern Aufenthalts und trat in einen großen Saal, worin dichte Finsterniß herrschte. Durch das Licht seines Sternes bemerkte er zuerst allerlei wunderbare und lächerliche Gestalten, die ihn umgaukelten, und deren er sich kaum erwehren konnte. Mit verzerrten Gesichtern sagten sie: „Wir sind Töchter der Nacht und nennen uns Träume. Unser Geschäft ist, den Menschen auf der Oberwelt die Zeit im Schlafe zu verkürzen, wo wir ihnen dann oft die albernsten Dinge vorspiegeln, die sie zuweilen für höhere Eingebungen halten, obgleich es nur Hirngespinste sind. Ha, ha, ha!“

Der Prinz zog sich von den widrigen Luftgebilden zurück. Er bemerkte dagegen eine weibliche Gestalt, die ruhig schlafend auf dem Boden saß; sie war in einen Schleier gehüllt, der von funkelnden Sternen glänzte; zu ihren Füßen lag ein ruhig schlummerndes Kind; ihm zur Seite

stand ein Gefäß mit Schlaf erregendem Getränk gefüllt, und in seiner Hand hielt es sanft einen Mohnstengel. Bei diesem Anblick sagte der Prinz erfreut: „Allem Anschein nach ist dies der Gott des Schlafes, aus dessen Hand ich der Fee Lolo den Mohn überbringen soll.“ Und schon griff er darnach, als er an des Kindes Seite ein geflügeltes Todtengerippe erblickte. Es trug ein schwarzes mit Sternen besäetes Gewand. In der einen Hand hielt es eine Sense, und in der andern eine umgekehrte Fackel. — Als der Prinz mit Schaudern dies dreifache Gebilde betrachtete, sagte er bei sich selbst: dies ist Niemand anders als die Nacht mit ihren Zwillingskindern: dem Schlaf und Tod. Letzterem sollte ich vermuthlich heimfallen, weil mich die grausame Fee ihm entgegenschickt; aber ich will mich beeilen ihm zu entfliehen. Und schnell griff er nach dem Mohnstengel, sich damit zu entfernen. Es vertraten ihm aber zugleich eine Menge gräßliche Gestalten den Weg. Es waren Kinder der Nacht, welche die Schmerzen und böse Leidenschaften der Sterblichen bildlich darstellten, als: Hunger, Krankheiten, Zwietracht, Betrug u. s. w. Sie umgaben den Prinzen von allen Seiten, und wollten ihn nicht loslassen; er aber stieß in das silberne Horn — und sogleich entstand ein heftiges Brausen in der Luft, und

Schneegestöber füllte den Saal dermaßen, daß Keines das Andere mehr sehen konnte, und der Prinz sich unbemerkt in ein nahes Gemach flüchtete. Doch hier ging es ihm noch weit schlimmer: es war der Aufenthalt der Furien Tisiphone, Megära und Alekto. Sie empfingen ihn mit gräßlichen Gebehrden, schwangen brennende Fakkeln, die sie in der Hand hielten, über sein Haupt, und streckten ihm ihre Schlangenhaare entgegen. Ach! seufzte der Prinz, dies sind gewiß die schrecklichen Eumeniden, welche die Qualen des bösen Gewissens vorstellen! Der Himmel bewahre mich, daß ich je Veranlassung gebe, in ihre Gewalt zu kommen! Diesmal wird mich wohl meine Unschuld vor ihren Klauen retten. Zugleich flüchtete er aus ihrer Nähe, ohne von ihnen verfolgt zu werden. Da er aber keines Weges kundig war, so kam er in die Wohnung der drei Parzen, oder Schicksalsgöttinnen, deren Geschäft darin bestand: den Lebensfaden der Menschen zu spinnen und zu trennen. Die jüngste, Klotho, hielt den Rocken, aus dem sie schwarze und goldene Fäden zog, hierdurch die frohen und traurigen Tage der Sterblichen anzudeuten. Sie trug ein buntfarbiges Kleid, das jugendliche Lebensalter anzuzeigen, und eine Krone im Haar, an welcher sieben goldene Sterne glänzten. Ihre Schwester, La-

chesis, drehte die Fäden des Lebens. Ihr Gewand schimmerte von Sternen und neben ihr lag ein Haufen ungefüllter Spindeln. Atropos, die dritte, eine finstere, schwarz gekleidete Alte, zerschnitt unwillkürlich die Lebensfäden mit der tödtlichen Scheere. — Als der Prinz ihr Geschäft erkannte, fragte er: „Werdet ihr auch den meinigen bald zerschneiden.“

„Es wird auf dich selbst ankommen, erwiederte die Göttin. Vergeudest du deine dir vom Schicksal zugemessene Lebenskraft schnell durch Unmäßigkeit, oder andere Ausschweifungen, so fällst du meiner Scheere frühe heim; ausserdem steht dir ein langes Leben bevor.“

„Gut, versetzte der Prinz, ich will es durch Ordnungsliebe, und geregelte Leidenschaften auf alle Weise zu erhalten suchen.“ — Die Parzen gaben ihm nun zu verstehen, daß er sich entfernen möchte, damit sie ihren Gesang, den sie, durch seine Gegenwart unterbrochen, fortsetzen könnten. Er hätte sie gern befragt, welchen Weg er von hier nach der Oberwelt einschlagen sollte; allein sie gaben ihm kein Gehör, und er mußte auf Geradewohl weiter gehen. — Wie ward ihm aber, als er sich unversehens dem furchtbaren Erebus, Gatte der Nacht und Vater des Tages, näherte! Er war von den Göttern des

Himmels in einen Höllenfluß verwandelt worden, weil er den Titanen (mächtige Riesen) beigestanden, als jene einst mit den Göttern Krieg führten. Er war von fünf andern Flüssen umgeben, wovon der Phlegeton in feurigen Fluthen strömte. — Bei diesem Anblicke war Prinz Azor ausser sich vor Schrecken. Er wollte umwenden — allein es war keine Rückkehr mehr möglich. — Er blies, sich zu retten, aus allen Kräften in sein Zauberhorn, so daß die ganze Unterwelt davon ertönte, und ein so entsetzlicher Sturmwind entstand, daß der glühende Strom anfing zu toben und zu brausen. Seine feurigen Wogen erhoben sich von allen Seiten und drohten den Prinzen zu verschlingen. Doch ihn zu retten, umsauste jetzt der Sturmwind ihn selbst. Er hob ihn empor, und führte ihn durch die enge Straße bis zum Ausgang, wo er ihn sanft zu Boden setzte. Der Unglückliche war aber so ergriffen von Allem, was er gesehen, daß er lange nicht zur Besinnung kommen konnte.

Indessen war es auch Kallisten nicht viel besser ergangen. In ein enges Gemach eingesperrt, bekam sie täglich kaum so viel Nahrung, als sie zur Erhaltung ihres Lebens nöthig hatte. Dabei mußte sie täglich Vorwürfe von der Fee Lolo hören, daß man ihr die Erziehung der Zwillinge nicht anvertraut habe. Ach! dachte die Prinzessin,

wie wohl hat mein Vater daran gethan! Möchten wir diesmal nur wieder aus ihren Händen befreit seyn, wir würden gewiß alles aufbieten, um nie mehr in ihre Gewalt zu kommen. — So oft aber Kalliste nach ihrem Bruder fragte, so erhielt sie eine spöttische, unbefriedigende Antwort.

Als Prinz Azor sich hinlänglich erholt hatte, machte er sich auf den Weg, und erreichte glücklich den Pallast der bösen Fee. Sie konnte aber kaum ihren Zorn zurückhalten, als er ihr den verlangten Mohnstengel überreichte. Sie hatte dies nicht erwartet, weil sie hoffte, die Gefahren der Unterwelt würden ihn aufreiben. — Als er hierauf verlangte, seine Schwester zu sehen, wollte sie ihm dies nicht versagen. Aber es verdroß sie, als sie die Liebe sah, mit der sich die Geschwister einander in die Arme stürzten, — und als sie sich trennen sollten, sich so fest umschlungen hielten, als wenn sie sich gar nicht mehr loslassen wollten. Die Fee lächelte dazu boshaft und sagte: „Wenn es euch so sehr darum zu thun ist, beisammen zu bleiben, so will ich euch, wenn ihr es wünschet, auf eine Insel versetzen, wo ihr ungestört Eines an des Andern Seite leben könnet.“

„O thut dies, gütige Fee! riefen beide zugleich. Und ewig werden wir euch dafür dankbar seyn.“

„Nun wir wollen sehen, ob ihr eurer Meinung treu bleibt.“ — Sogleich bestellte sie ihren Schlangenwagen und setzte sich mit den Kindern hinein.

Die verheißene Insel bestand aus einem einzigen Felsen, in dessen Mitte sich zwei hohle Baumstämme befanden, die ganz nahe aneinander standen. „Dies ist künftig eure Wohnung, sagte die Fee. Versuchet doch, ob sie eurer Körperlänge angemessen ist.“ — Die Geschwister konnten vor Schrecken nicht sprechen, und vollzogen unwillkührlich und wie bewußtlos ihren Willen. Kaum war es aber geschehen, als sich die Fee lachend von ihnen wendete, indem sie sprach: „Nun ist euer Wunsch erfüllt und ihr seyd so nahe vereiniget, als ihr es nur immer verlangen könnet.“ —

Als sich hierauf die Zauberin entfernt hatte, wollten die Kinder die enge Baumhöhle verlassen — sich mit der traurigen Insel bekannter zu machen. — Aber wie entsetzten sie sich, als sie bemerkten, daß sie beide fest mit den Baumstämmen verwachsen waren, und nicht von der Stelle konnten. Laut jammernd klagten sie ihre Noth; aber Niemand antwortete ihnen. Nur das Gekrächze einer Menge Unglücksvögel, welche die Klüfte des Felsens füllten, und auch zum Theil

auf den entblätterten Baumzweigen über ihnen saßen, erfüllte die Luft mit widrigem Getöse. Sie waren es auch, die den Unglücklichen in ihrem Schnabel unschmackhafte Kräuter zur Nahrung, und verdorbenes Wasser in offenen Muscheln brachten, die das Meer ausgeworfen hatte.

Schon hatten die Geschwister mehrere Tage in diesem traurigen Aufenthalte zugebracht, wo ihr einziger Genuß darin bestand: daß sie sich gegenseitig ihre Leiden klagten, und sich in Nachsinnen erschöpften, auf welche Weise sie sich frei machen könnten. Zum betrübten Zeitvertreib diente ihnen auch das Herumschwirren der Unglücksvögel, die sich in der Luft durchkreuzten und durch ihr jammerndes Geschrei sich ebenfalls ihr Elend mitzutheilen schienen. Unter ihnen bemerkten sie eines Tages einen Vogel, der etwas anders gestaltet schien und auch keine so ganz widerwärtige Stimme, wie die übrigen, hatte. Er saß ihnen gegenüber auf einer hervorragenden Klippe. Und als er bemerkte, wie sie ihn aufmerksam betrachteten, verlängerte er seinen Hals und sprach:

Ich bin der Vogel Hampelmann,
Der Alles weiß und wissen kann;
Drum dürft ihr mich nur frischweg fragen,
Ich werd' euch Alles haarklein sagen.

„Nun so sage uns denn, liebes Thier, wie wir es anfangen sollen, uns aus den gewaltigen und grausamen Händen der Fee Lolo zu befreien, und ihren fernern Unthaten zu entziehen.“ — Hierauf erwiederte der Vogel:

„Ihr dürft nur ihren Gürtel lösen,
So seyd ihr frei von dieser Bösen;
Denn mit ihm ist die Macht verschwunden,
Mit der sie euch hier fest gebunden.“

„Wie ist aber dies möglich, riefen beide zugleich. Sie läßt sich nicht mehr vor uns sehen! Und wenn es auch wäre, so stecken wir ja doch so unbehilflich in diesen Käfigen, daß wir unsere Glieder nur wenig nach außen bewegen können.“ Der Vogel sprach:

„Dies alles wird von selbst sich geben,
Ihr müßt nur stets der Hoffnung leben:
Daß eine höh're Macht euch schützt,
Wenn Alles um euch stürmt und blitzt.“

Die Geschwister hatten nicht Zeit zu antworten; denn eben ließ sich die Fee Lolo in ihrem Schlangenwagen aus den Wolken herab. Es begleiteten sie ein paar Zwerge, die allerlei tödtliche Werkzeuge trugen. Auf einen befehlenden Wink der Fee reichten sie dieselben dem Prinzen und der Prinzessin zur Auswahl hin: denn nur

wenn diese den Tod selbst wählten — sollten sie auf Veranlassung der Zauberin getödtet werden; weiter wollte sie ihre Macht nicht ausdehnen. Die Unglücklichen wiesen aber die Mordgewehre standhaft zurück. Doch ihren Zweck zu erreichen, führte die Fee noch andere Mittel bei sich und bediente sich dabei der List.

„Ihr habt keinen Muth, sagte sie, eurem Elend ein schnelles Ende zu machen; die schlechten Speisen und Getränke, die ihr bisher genossen, haben euch, wie es scheint, alle Kraft geraubt. Ein gutes Glas Wein und ein Stück wohlgewürztes Fleisch und Brod werden euch bald eure natürliche Thatkraft zurückgeben.“

Als die Kinder dies hörten, vergaßen sie ihre gegenwärtige Lage, und blickten sehnsuchtsvoll nach den so lange entbehrten leckernen Gerichten. Und schon streckten sie ihre Hände darnach aus, als der Vogel aus allen Kräften rief:

„Halt ein, und laßt das Naschen seyn,
Gift ist im Fleisch und in dem Wein!“

Die Fee sah grimmig nach dem Vogel um, und befahl dem Zwerg, ihn zu tödten; allein das Thier schrie noch ärger als vorher:

„Frau Lolo macht es gar zu bunt,
Drum setzet Prinz das Horn an Mund,

Und blaset drauf und blaset drein
So viel nur Athem geht hinein!"

Auf dies Geheiß zog Prinz Azor schnell das Zauberhorn hervor, das er bisher ganz vergessen zu haben schien, und stieß mit solcher Gewalt hinein, daß Alles davon erbebte und ein so heftiges Brausen in der Luft entstand, als wenn die Erde untergehen wollte: Feuerflammen drangen aus der Erde hervor; reissende Thiere drückten ihr Entsetzen durch lautes Brüllen aus; die Unglücksvögel ächzten und die Baumstämme, worin die Gefangenen schmachteten, stürzten unter großem Krachen zusammen. — Die rachsüchtige Fee aber sank vor Entsetzen sinnlos zu Boden, während der Prinz und die Prinzessin sich frei und glücklich fühlten. Ersterer erinnerte sich jetzt der Weisung des Vogels und nahm der Fee eiligst ihren Zaubergürtel ab. — Kaum aber war er in seiner Gewalt, als sich um ihn her alles verwandelte. Aus den hohlen Baumstämmen wurden prächtige Palläste; aus dem wüsten, steinigen Eiland eine blühende Insel, und die Unglücksvögel verwandelten sich in Menschen, die sie vorher gewesen waren, ehe sie die Fee Lolo bezaubert hatte. — Als sich aber die erstaunten Geschwister nach dem warnenden Vogel umsahen, ihm zu danken, fanden sie an seiner Stelle Ze-

phir, den holden Jüngling, der schon früher ihr Schutzgeist gewesen. Er sprach: „Euer Zauber ist gelöst, und ihr werdet so lange davon befreit bleiben, als die todähnliche Betäubung der Fee Lolo anhält. Daß diese aber fortdauere, und nicht mit dem heutigen Tage, wo sie eben der Sterblichkeit unterworfen ist, aufhöre, könnet ihr, Prinz, dadurch bewirken, wenn ihr den Mohn, den ihr aus der Unterwelt geholt, der Zauberin auf das Haupt leget, und vor Allem ihren Zaubergürtel wohl verwahret. Doch beides wird nur so lange von Nutzen seyn, als ihr und eure Nachkommen tugendhaft bleibet; hört ihr oder sie aber auf es zu seyn, so wird Fee Lolo zu Aller Pein wieder erwachen."

Die Geschwister wollten eben die Versicherung geben, daß dies durch sie nie geschehen würde, als Zephir sie auf seinen Vater Aeolus hinwieß. Er thronte auf einem hohen Felsen; sein Kinn war mit einem langen Bart geziert; seine Füße ruheten auf einem Blasbalg, und mit seiner Rechten stieß er das Zepter in den Felsen, das er in seiner Hand hielt. Kaum hatte er ihn aber damit berührt — als alle Winde sich erhoben und brausend davon eilten. — Es stand aber nicht lange an, so führten sie auf ihren Fittigen eine lichte Wolke herbei, aus der sich ein schöner

Thronhimmel entwickelte, unter dem der König und die Königin von Lizerno saßen. Als der Prinz und die Prinzessin sie erblickten, vergaßen sie Alles um sich her und stürzten freudetrunken in die Arme ihrer geliebten, so lange entbehrten Aeltern. Sie aber würden schwerlich ihre Kinder mehr erkannt haben, so groß und schön waren sie geworden, hätte sie ihnen nicht der goldene Stern an ihrer Stirne kenntlich gemacht. Dieser aber war von dem durch Unglück geläuterten Sinn der Geschwister so glänzend geworden, daß der König und die Königin mit Vergnügen daraus ersahen, wie sehr sie seit ihrer gegenseitigen Trennung an Geist und Gemüth gewonnen hatten; denn der Glanz dieser Sterne war ihnen ein sichtbares Wahrzeichen des guten Gewissens ihrer Lieblinge.

Sie dankten nun vereint dem gütigen König der Winde, der sich seiner Taufpathen so väterlich angenommen hatte. Hierauf war ihr erstes Geschäft, den Körper der Fee Lolo in einen marmornen Sarg zu legen, und ihn in eine Höhle zu verschließen. Auf die Außenseite ließen der Prinz und die Prinzessin ihre, durch ihre Zauberei veranlaßte traurige Begebenheit in Stein graben, und ermahnten zugleich ihre Nachkommen, nie Böses zu thun, damit ihnen durch der Fee Erwachen nicht ein ähnliches Schicksal wi-

derführe. Allein man hat in der Folge nichts gehört, daß sie jemals wieder zum Bewußtseyn gekommen wäre.

Die widrigen Schicksale der königlichen Kinder, wodurch sie gut und einsichtig geworden, waren demnach vom besten Erfolge für ganze Geschlechter, und bewiesen den Segen einer guten Erziehung und den Nutzen des schönen Beispiels tugendhafter Aeltern, das sich gar oft auf eine zahlreiche Nachkommenschaft fortpflanzt.

Die weise Frau.

Frau Liebrecht hatte zwei Töchterlein und mehrere kleine Söhne, die ihr viel zu schaffen machten; denn sie waren wild und immer in Bewegung; daher sie viel Kleider und Wäsche zerrissen, was einer beständigen Arbeit und Ausbesserung bedurfte. Auch war es mühsam, alle diese Kinder zur Ordnung anzuhalten, damit sie immer reinlich und zierlich gekleidet erschienen; ihren Anzug und ihre Spielsachen an den dazu bestimmten Ort aufbewahrten, und nichts davon unnöthiger Weise herumfahren ließen. Es gelang der guten, sorgsamen Mutter auch wirklich, sie zu braven, ordnungsliebenden Kindern zu bilden. Nur mit ihrer ältesten Tochter war sie in dieser Hinsicht nicht zufrieden. Und eben auf sie hatte Frau Liebrecht doch ihre größte Hoffnung gesetzt! Sie wähnte nämlich Unterstützung für sich in ih=

rer Thätigkeit und Ordnungsliebe zu finden, wodurch sie nicht nur ihre eigenen kleinen Habseligkeiten, sondern auch die Zimmer und andere Dinge des Hauses in guter Aufsicht halten würde. Allein sie irrte sich sehr in diesem Mädchen; denn eben sie war die Unordentlichste von allen ihren Geschwistern. Kam sie aus der Schule, so legte sie ihre Bücher an den nächsten besten Ort, obgleich sie einen bestimmten Behälter dazu hatte. Untersuchte man aber diesen, so fand man hier Bücher, Schriften, Rechentafeln, Federn und Papier bunt untereinander gemischt. Nicht besser sah es in ihrem Kleider- und Spielschränkchen aus. Sowie sie etwas daraus gebraucht hatte — warf sie es wieder hinein, ohne sich darum zu kümmern, ob es auch am gehörigen Orte liege. Die Mutter unterließ zwar nicht, sie darüber zu Rede zu stellen und darauf zu dringen, daß sie alles wieder in Ordnung brachte — was sie auch willig that. Allein nach zweien Tagen lag alles wieder wie Kraut und Rüben untereinander, und sie mußte das Ordnungsgeschäft von Neuem beginnen, wodurch eine Menge Zeit verloren ging, die sie viel nützlicher und angenehmer hätte zubringen können, da ihr das Aufräumen von Natur zuwider war. Florentine war übrigens ein verständiges und wohl unterrichtetes Mädchen; man sollte also

kaum glauben, daß sie bei diesen Vorzügen doch so wenig Vernunft besaß, um einzusehen, daß es dieselbe Arbeit ist, ob man einen Gegenstand an den ihm gehörigen oder an einen ihm nicht gehörigen Ort legt; auch daß sie nicht erkannte, daß es viel weniger Mühe macht, ihn hier wieder zu finden, als ihn erst überall zu suchen, wenn man ihn nöthig hat; und daß man durch Ordnungsliebe sich bei Jedermann beliebt macht, da hingegen ein unordentlicher Mensch nie auf wahre Achtung seiner Mitmenschen rechnen kann; und daß er in dieser Hinsicht in jedem Hauswesen mehr schädlich als nützlich ist. Man hätte auch denken sollen, daß sich dieser Fehler mit zunehmenden Jahren und bei reiferer Vernunft von selbst verlieren würde. — Es zeigte sich aber bei Florentinen jetzt das Gegentheil. Je länger sie in dieser Untugend verharrte — je tiefere Wurzeln schlug sie; und das unordentliche Mädchen schadete hierdurch nicht allein sich selbst, sondern durch ihr übles Beispiel, auch ihren jüngeren Geschwistern, die sich jedesmal darauf beriefen, wenn sie sich irgend eine Unordnung zu Schulden kommen ließen.

Florentine war nun in diejenigen Jahre getreten, wo sie ihrer Mutter hätte hilfreiche Hand bei Führung ihrer beschwerlichen Haushaltung

leisten können; allein statt ihr nützlich zu dienen, brachte sie in der Küche und im Hause alles in Unordnung und ließ sogar die wichtigsten Schlüssel herumliegen, oder verlegte sie dermaßen, daß man sie nicht mehr finden konnte. Florentine war demnach durch ihre Unordnungsliebe ein recht unnützes Mitglied der Familie; während ihre jüngere Schwester die Stelle der ältern einnahm, und durch hohen Sinn für Häuslichkeit und Ordnung, ihrer Mutter wesentliche Dienste leistete. Aber diese grämte sich darum nicht weniger über die üble Neigung ihrer ältesten Tochter; denn sie sah voraus, und zwar mit Recht, daß sie diese unverzeihlichen Fehler einem sichern Verderben entgegenführen würden. — Sie dachte nun hin und her — da alle mütterlichen und väterlichen Vorstellungen bisher vergebens gewesen waren — was sie nun weiter mit Florentinen beginnen sollte. — Da fiel ihr ein, daß eine weise Frau, nämlich eine Art Zauberin, im Gebirge lebte, die, wie man sagte, für Alles guten Rath wisse.

Nachdem nun Frau Liebrecht hierüber alles reiflich überlegt hatte, machte sie sich, in Begleitung ihrer Tochter Florentine, dahin auf den Weg. Sie erreichten den Fuß des Gebirges ohne große Unannehmlichkeiten. — Jetzt aber begannen sie; der Weg ward immer steiler und felsiger, so

daß es nicht mehr möglich war, ihn zu befahren; sie mußten sich demnach bequemen zu Fuße zu gehen und den Wagen zurücklassen. Aber sie waren der rechten Straße unkundig, und mehrere kreuzten und verloren sich hier in Hohlwege. Die Nacht brach darüber herein und die Reisenden mußten sich's gefallen lassen, sie in einer Felsenhöhle ohne Speise und Trank zuzubringen. Wölfe heulten um sie herum; und Räuber ließen sich durch Pfeifen und Pferdegeklirre vernehmen. Die Verlassenen zitterten vor Angst, und Florentine bereute zum ersten Male ihren Hang für Unordnung, der Veranlassung zu dieser Pilgerfahrt gegeben hatte.

Mit anbrechendem Tage setzten sie ihren Weg weiter fort; aber Hunger und besonders Durst fingen an sie zu quälen — und nirgends zeigte sich eine Aussicht ihn zu befriedigen. Sie gingen mehrere Meilen weit, ohne eine Quelle zu entdecken, noch eßbare Wurzeln zu finden. Frau Liebrecht konnte nun nicht weiter. Sie sank erschöpft auf den harten Boden nieder. — Florentine war außer sich vor Schrecken, und wußte nicht was sie nun weiter, ohne Beistand, beginnen sollte. Da sprach die Mutter mit schwacher Stimme:

„Ich bin wahrscheinlich ein Raub des Todes!

Du, mein Kind, besitzest noch einige Kräfte; — verlasse mich und suche dich allein zu retten. Möge dir mein Tod ein Beweis seyn, wie sehr ich wünschte, dich von deinem herrschenden Fehler befreit zu sehen.“ —

„O gewiß! rief Florentine schmerzlich aus; gewiß, liebe Mutter, werde ich mich bestreben ihn abzulegen und dir noch viele, viele Freude machen! Gott wird dein Leben erhalten und mir beistehen, damit ich Hilfe für uns beide finde. Ich will dort den höchsten Gipfel des Gebirges erglimmen; vielleicht daß ich von da aus einen bessern Weg entdecke.“

Und ohne der Mutter Antwort abzuwarten, eilte Florentine davon. — Jemehr sie sich aber der Felsenklippe näherte, je deutlicher glaubte sie das Geräusch einer Quelle zu hören, die aus ihrem Innern zu kommen schien. — Und sie hatte sich in ihrer Vermuthung nicht getäuscht. Kristallhelles Wasser quoll hervor uud bildete ein Bächlein, an dessen grünen Ufern einige Bäume standen, die mit saftigen Früchten beladen waren. Sie brach einige davon — und ohne dieselben zu kosten, eilte sie zurück an die Stelle, wo sie ihre Mutter gelassen, — sie damit zu erquicken. Sie lag wie leblos auf dem Boden ausgestreckt; aber Florentine kniete sich neben sie, drückte den Saft

aus den Früchten, und ließ ihr ihn in den schon halb erstarrten Mund fließen. Eine wohlthätige Wirkung äußerte sich bald: Frau Liebrecht schlug die Augen auf, und schien wieder freier zu athmen. — Sogleich eilte Florentine an die Quelle zurück, und holte in dem Kopf ihres Hutes auch Wasser herbei. Hierdurch ward beiden geholfen, und sie fühlten sich bald so sehr gestärkt, daß sie ihren Weg weiter fortsetzen konnten.

Florentine hatte einen Vorrath von jenen Früchten in ein Tuch gepackt, damit sie unterweges davon zehren könnten. — Da sie aber nicht gewohnt war, gehörig für etwas zu sorgen, und in der Regel alles gedankenlos an demjenigen Orte liegen ließ, wohin sie es zuerst gelegt hatte, so geschah es ihr auch diesmal. Sie hatte unterlassen die Früchte mitzunehmen. — Und als sich ihre Mutter daran erfrischen wollte, mußte sie mit Scham und Reue gestehen, daß sie zurückgeblieben waren. Frau Liebrecht seufzte bei dieser Nachricht tief, und ihr trauriger Blick drang Florentinen in das Innerste der Seele. — Aber es war nicht mehr zu ändern, und sie mußten ihren Weg nahrungslos fortsetzen. — Die Mittagssonne brannte heiß, und kein erquickender Schatten nahm sie auf; denn das Gebirge war kahl und steinigt. Doch sahen sie hier und da

Vögel aus den Klüften der Felsen aufsteigen. „Vielleicht, sagte Frau Liebrecht, könnten wir hier einige Eier finden.“ Florentine eilte dahin und entdeckte wirklich ein Nest voll frisch gelegter Kibitzeneier. Die Reisenden ließen sich dieselben trefflich schmecken und konnten nun ihren Weg neugestärkt fortsetzen. Er führte sie immer abwärts hinab in ein grünes Thal, das sich bald ganz vor ihren Augen ausbreitete. Es wurde von einem Bache durchschnitten, der mit fruchttragenden Bäumen besetzt war. Der Fußweg führte durch einen Wiesengrund zu einem schönen Hause mit der Aufschrift: „Wohnung der weisen Frau.“

Mutter und Tochter waren hoch erfreut, endlich das Ziel ihrer Reise erreicht zu haben. — Bei ihrem Eintritt in das Gebäude fragte man nach ihrem Begehren; und als sie es ausgedrückt, hieß man sie Platz nehmen und brachte ihnen Erfrischungen, welche sie durch eine besondere in sich habende Kraft so schnell stärkten, daß sie von ihrer Erschöpfung und Müdigkeit nicht die geringsten Spuren mehr fühlten. Hierauf wurden sie in das Wohnzimmer der weisen Frau geführt. Es war mit hellblauem Damast ausgeschlagen, und dieser mit geheimnißvoller Bilderschrift (Hieroglyphen) verziert. Die Zauberin saß

auf einem weißseidenen Sopha; sie war in Schwarz gekleidet, und ihr langer Leibrock unter der Brust mit einem Sammtgürtel von himmelblauer Farbe befestiget, dem fremde goldene Buchstaben eingeprägt waren. Von ihrem Haupte fiel ein langer Schleier herab, der auf dem Scheitel mit einer Schließe von weißen und blauen Edelsteinen befestiget war. Auf ihrer Nase saß eine große Brille, deren Gläser aus dem feinsten Kristall geschliffen waren. Sie las in einem Buche, das für Andere, als sie und Ihresgleichen, eine ganz unverständliche Schrift enthielt. — Als Frau Liebrecht mit ihrer Tochter eintrat, ging sie ihnen einige Schritte entgegen. Sie sprach, indem sie sich zu ersterer wendete:

„Es thut mir leid, gute Frau, daß Ihr Euch so weit bemühen mußtet, um Hilfe gegen die Fehler Eurer Tochter zu suchen.“

„Ihr wisset also schon, warum wir kommen?“ versetzte Frau Liebrecht verlegen.

„O ja! der üble Ruf eines unordentlichen, leichtsinnigen Mädchens verbreitet sich gar schnell in der Nähe und in der Ferne; und so ist er denn auch mir zugekommen.“

Florentinens Gesicht glühte bei diesen Worten vor Scham, und sie wagte es nicht, der weisen Frau in's Angesicht zu blicken. Diese aber fuhr fort:

„Es ist Jammer Schade für diese wohlgebildete Gestalt, daß eine so fehlerhafte Seele sie bewohnt!“

Florentine konnte jetzt ihre Thränen nicht länger zurückhalten. Sie stürzte zu der Zauberin Füßen und sprach schluchzend: „Ich will mich ja gern bessern, gebt mir nur ein Mittel an, wie ich es anfangen soll!“

„Mittel gibt es wohl, mein Kind, aber sie nützen zu nichts, wenn du dich nicht selbst überwindest deine Fehler abzulegen; der Wille zum Guten und Bösen liegt in dir; es kommt also nur auf dich an zu wählen, was dir Recht scheint.“

„Ach, versetzte Florentine, wenn ich es mir auch hundert Mal vornehme, mich zu bezwingen, so gelingt es mir doch nicht! Einen oder zwei Tage lang halte ich dann meine Habe in Ordnung; sobald ich aber in der Eile ein Stück davon nöthig habe, und es nicht sogleich finde, so krame ich denn Alles untereinander, es hervorzusuchen. Oder komme ich von der Schule nach Hause, und ich möchte gern meiner Bücher und Schriften los seyn — so werfe ich sie in die Schublade, ohne mir Zeit zu nehmen, jedes Stück an seinen gehörigen Ort zu legen. So gehet es mir auch bei Aufräumung des Zimmers. Wenn ich Zeit dazu habe, thue ich es gern; kommt mir

aber eine Störung dazwischen, so bleibt alles liegen, wie es vorher war.“

„Du mußt deine Zeit eintheilen, liebes Kind, und in jeder Stunde oder zu jeder Minute nur eben dasjenige thun, was du für sie bestimmt hast.“

„Ach dies Alles habe ich ihr schon vielmals gesagt, seufzte die Mutter; aber umsonst.“

„Wenn denn also gute Lehren nichts nützen, so müßt Ihr Gebrauch von Eurer mütterlichen Gewalt machen, und das Unrecht bestrafen.“

„Ich habe auch dieses Mittel versucht; aber es half nur für kurze Zeit.“

„Freilich, versetzte die weise Frau, kann der Mensch nur ganz allein sich durch einen festen Willen zwingen, wozu äußere Umstände ihn nicht immer vermögen können. Doch gibt es noch ein anderes Mittel, nämlich die Gewohnheit ihn zu Handlungen zu vermögen, in die er sich vorher nicht fügen wollte. Beobachtet Eure Tochter unabläßig, und gebet keines Weges zu, daß sie gegen die Gesetze der Ordnung handle. Sie wird hierdurch nach Jahr und Tagen aus Gewohnheit thun, was sie freilich nur aus Ordnungsliebe verrichten sollte.“

„Wie wäre es mir aber möglich, erwiederte Frau Liebrecht, bei meiner weitläufigen Haushal-

tung und meinen vielen Kindern, immer nur Eines im Auge zu behalten? Ist es möglich, so gebt mir ein anderes Mittel zu ihrer Besserung an.“ —

„Die heilsamsten und erträglichsten Mittel, ein verirrtes Kind auf rechte Wege zu bringen, liegen immer in der Hand guter Aeltern, die sich beim Erziehungsgeschäfte durch feste Grundsätze leiten lassen. — Indessen, wenn Ihr wünschet, daß ich Euch solche Mittel an die Hand gebe, wie sie in meiner Gewalt stehen, so will ich Euch gern willfahren; doch leget es mir nicht zur Last, wenn sie Euch nicht ganz angenehm seyn sollten.“

„O gewiß nicht! rief die Mutter. Was könnte mir denn in der Welt unangenehmer seyn, als eine unordentliche Tochter, die mir das Leben verbittert und in Jedermanns Augen tadelnswerth erscheint.“

Gut, versetzte die weise Frau. Ich werde Florentine von heute an beobachten. Wird sie sich befleißen ordentlich zu seyn, so werde ich meine Mittel unbenutzt lassen; im andern Falle aber sollen sie ihr jedes Mal zu Diensten stehen. Nur, liebe Frau Liebrecht, müsset Ihr mir versprechen, weder heimlich noch öffentlich in mein Erziehungswerk einzugreifen.“

„Ich gelobe es!“ sagte die entzückte Mutter, und küßte der weisen Frau die Hand. — Diese entließ sie hierauf und versprach, sie beide durch ihren eigenen Wagen nach Hause bringen zu lassen. Er stand auch schon vor der Thüre bereit, und führte sie auf schön gebahnten Straßen ihrer Heimath zu.

Florentine fühlte sich sehr gebeugt durch die Worte der weisen Frau; auch fürchtete sie die Mittel, wodurch sie zur Ordnung angehalten werden sollte; sie bemühte sich daher aus allen Kräften, ihnen zuvor zu kommen, und keinen Fehler gegen die Ordnungsregeln zu begehen; und dies kam ihr gar nicht so schwer an, als sie Anfangs dachte; im Gegentheile, es war ihr recht wohlthätig, jedes Stück an seinem ihm angewiesenen Platze sogleich zu finden, ohne es vorher suchen zu müssen. — So dauerte es eine geraume Zeit ganz gut fort. Jetzt aber traten Störungen ein. Es kamen Fremde bei der Familie an, die zu vielen Zerstreuungen Anlaß gaben. Man ging häufig aus, man bekam Besuche. — Wie sollte man da alle Dinge in Ordnung halten können? Florentine sah wohl, daß dies bei ihrer Mutter keine Störung machte und daß sie, wie vorher, die Haushaltung in gehöriger Ordnung fortführte; sie fühlte auch, wie sehr viel Mühe sie ihr noch

durch eigene Nachläßigkeit verursachen würde, wenn Frau Liebrecht sich gezwungen sähe, auch noch das Kinderzimmer, worauf Florentine, als die älteste Tochter, zu sehen hatte, in Ordnung zu erhalten. Allein sie dachte daran nicht, und achtete eben so wenig hierauf, als auf die Reden der weisen Frau.

Als sie nun eines Tages die Fremden in ein Conzert begleiten sollte, war sie außer sich vor Freude; denn noch niemals war es ihr bisher erlaubt gewesen, an einem solchen Vergnügen Theil zu nehmen, weil ihre Aeltern es für Kinder ihres Alters nicht nützlich gehalten hatten. — Florentine trug nun freudig ihre besten Kleider zusammen, und kramte dabei ihre Halskrausen, Band und andere Gegenstände so sehr untereinander, daß ein wahrer Mischmasch daraus entstand. —

Schon war Florentine bereit, im schönsten Putze das Zimmer zu verlassen, ohne einen Blick um sich her zu werfen. Aber es lagen da sehr unordentlich auf den umherstehenden Stühlen ihre abgelegten Kleider; so wie auf dem Fußboden ihre Schuhe und Strümpfe, die sie in Eile von sich geschleudert zu haben schien. — Eben wurde sie abgerufen, sich den Fremden anzuschließen — als plötzlich ihre zerstreuten Kleidungsstücke in Be=

wegung geriethen, sich ihr näherten und fest an den Leib klammerten. Auch ihre übrigen Putzsachen, die sie vorher untereinander gekramt, kamen heran gewandert, und hingen sich um sie herum so, daß sie einer wahren Trödelbude ähnlich sah. Zornig wollte sie Alles von sich werfen; allein es war so fest mit ihren ersten Kleidungsstücken verbunden, daß es nicht möglich war, ohne letztere in Stücke zu zerreißen, oder sie abzulegen, wozu nicht mehr Zeit war, da die Fremden nicht länger warten wollten und das Conzert zur bestimmten Stunde seinen Anfang nahm. Sie gingen also allein und ließen Florentine zu Hause. Sie aber weinte, klagte und wollte verzweifeln. Da aber dies am Ende zu nichts half, nahm sie ihren Anzug ab, und wollte ihn eben so, wie er war, voll Verdruß in einen Winkel des Zimmers schleudern, als die daran hängenden Stücke von selbst herabfielen. Florentine konnte, oder wollte dies Wunder nicht begreifen. — Sie zog ärgerlich ihre gewöhnliche Kleidung an, und warf das übrige in einen Kleiderschrank, um schneller an das Fenster zu treten, hier die zum Conzerte Eilenden vorübergehen zu sehen. — Aber plötzlich fühlte sie sich am ganzen Körper sehr belastet und hörte hinter sich ein so starkes Gekicher, daß sie aufmerksam darauf wurde und schnell zurück sah.

Ihre Geschwister lachten jetzt aus vollem Halse, und die Ursache war, daß an Florentinens Rücken allerlei abgelegter Putz hing, und ihre seidenen Schuhe, wie ein paar Eselsohren an beiden Seiten des Kopfes in die Höhe standen. Sie versuchte abermals die fatalen Gegenstände abzunehmen — es gelang ihr aber so wenig, als das erste Mal, und sie ward durch ihren wunderbaren Anputz zum Gespötte des ganzen Hauses. Sie weinte und jammerte fortwährend und befand sich noch in demselben Zustande, als ihre Aeltern mit den Fremden zurück kehrten. Sie fürchtete ihren Anblick und eilte sich schlafen zu legen. Kaum versuchte sie aber ihre Kleidung abzunehmen, als alles, was sich überflüssig daran hing, von selbst zu Boden fiel. Sie ließ es aber hier liegen, damit es ihre Mutter sehen und sie bedauern möchte. Diese gab ihr aber den Rath wieder aufzustehen und Alles in gehörige Ordnung zu bringen. „Gedenke der weisen Frau" — setzte sie bedeutsam hinzu, und verließ das Zimmer. — Da fuhr Florentine schnell von ihrem Lager auf und räumte Alles in schönste Ordnung. Und als sie sich hierauf des andern Tages ankleidete — trug sich keine Veränderung mit ihr zu. Sie eilte nun vergnügt zum Frühstück und unterhielt sich so gut mit den Fremden und Andern, daß sie darüber die Stunde

vergaß, die sie in die Schule rief. Und als sie endlich vernahm, daß sie schon lange geschlagen habe — eilte sie zu ihrem Bücherkasten, warf hier Alles untereinander und suchte geschäftig die Gegenstände heraus, die sie eben heute nöthig hatte. Dann ging sie schnell damit die Treppe hinunter, dem Schulhause zu. Sie war aber noch nicht weit gekommen, als sie einen Trupp Kinder hinter sich hörte, die untereinander lachend und schäkernd die bekannten Verse sangen:

„Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Muß man als Mädchen seyn,
Die Liederlichen schmeicheln sich
Bei keiner Seele ein.
Wer Alles um sich wirft und schmeißt
Und nicht auf Ordnung hält,
Verräth gar einen schwachen Geist
Und nützet nicht der Welt!“

Jemehr aber Florentine eilte davon zu kommen, jemehr lachten die Kinder und zogen sie von hinten bald da, bald dort an ihrem Kleide, bis sie selbst die Hand auf den Rücken legte. — Wie erschrack sie aber, als sie fühlte, daß Schreibbücher, Federn, Rechentafeln rc. daran festhingen, woraus sie mit Recht schloß, daß vielleicht obige Worte darauf geschrieben seyn könnten. Sie eilte in ihr Haus zurück, sich umzukleiden. Die Ge=

genstände fielen hierdurch wieder von selbst ab, und sie legte sie diesmal ganz ordentlich an ihre gehörige Stelle. Aber hierdurch verging viel Zeit, und als sie in die Schule kam, ward sie tüchtig ausgeschmäht, daß sie so spät erschien. Sie mußte auch nachher noch bleiben — eine versäumte Ausarbeitung zu fertigen, die sie erst vollendete, als ihre Mitschüler schon lange zu Hause waren. — Florentine hätte sich aber allen diesen übeln Folgen nicht ausgesetzt, wenn sie ihr Besitzthum stets in gehöriger Ordnung erhalten hätte. — Nach einem solchen Vorfall war sie wohl immer einige Tage hindurch überaus ordnungsliebig; aber es dauerte nicht lange, so hingen ihr wieder Kleidungsstücke, Spielsachen, Schlüssel und anderes Geräthe am Leib, so daß sie zum Gespötte der ganzen Stadt wurde und man schon in der Ferne auf sie zeigte. Ja, sogar Mütter ihren Kindern zuriefen: „Seht ihr dort das unordentliche Mädchen herankommen! Man kann diesen häßlichen Fehler schon auf ihrem Gesichte lesen, denn es sieht so unruhig aus — als wenn es immer besorgt wegen der Vorwürfe um die verlegten Sachen wäre. Wie danke ich Gott, setzte Jene hinzu, daß er mir kein so nachläßiges Kind zu Theil werden ließ! Besser ist es gar keines zu besitzen, als ein solches!“ —

Oft hörte Florentine solche Worte ganz deutlich gegen sie aussprechen, so daß sie beschämt zur Erde blickte und vielmals gute Vorsätze faßte; aber auch darin zeigte sie ihre Unstätigkeit; denn was sie sich heute fest vornahm, — hatte sie den andern Tag wieder vergessen. —

Florentinens Mutter machte sich noch einmal die Mühe, jene berühmte Frau zu besuchen, um ihr den Erfolg ihres angewendeten Besserungsmittels mitzutheilen; und da es bei ihrer Tochter so wenig gefruchtet hatte, sie um ein anderes zu bitten. —

„Nur zwei Strafmittel stehen in meiner Gewalt, versetzte die Zauberin, und ich will sie gern zu Eurer Tochter Wohl anwenden. Das erste hat ihr, wie Ihr sagt, wenig genützt. Wir wollen nun das zweite versuchen. — Ist auch dies ohne Wirkung, — so bleibt sie ihrem traurigen Schicksale überlassen, das sie dem sichern Verderben entgegen führen wird; denn ich sehe aus meinen Zauberbüchern, daß durch ihren Hang zur Unordnung, sie und ihre künftige Familie in Armuth und Elend gerathen und darin zu Grunde gehen werden.“

Frau Liebrecht schauderte bei dieser Weissagung zurück, und bat die Zauberin inständig, ihr doch ihre fernere Hilfe nicht zu versagen. —

„Ich werde leisten, erwiederte Jene, was in meinem Vermögen steht, aber ohne die Beihilfe und den festen Willen Eurer Tochter, sich zu bessern, wird jeder Versuch vergeblich seyn. Die Vorsehung, fuhr sie fort, verlieh deßhalb dem Menschen die Vernunft und den freien Willen, das Gute oder das Böse von selbst zu wählen. Doch ist es uns Feen erlaubt, Mittel zu seiner Besserung anzuwenden. Will er sie benutzen, so werden sie ihn vielleicht zum Heile führen, ehe harte Schicksale über ihn einbrechen, deren sich die Gottheit bedient, die Sterblichen zu bessern, wenn ihre Wohlthaten allein den Verirrten nicht auf rechte Wege bringen. So bedienen sich ja auch gute Aeltern ernsterer Mittel, wenn ihre Kinder sich nicht durch Güte allein wollen leiten lassen."

Sehr gebeugt begab sich Frau Liebrecht von dannen und kehrte betrübt in ihre Wohnung zurück. Sie theilte Florentinen die ganze Verhandlung, welche sie hinsichtlich ihrer mit der weisen Frau gehabt, mit, und bat sie noch einmal inständig, sich doch zu bessern, jetzt, da es noch Zeit sey. Florentine versprach's unter heißen Thränen, und hielt auch einen ganzen Monat lang Wort. Es war ihr dabei so wohl; sie gefiel sich so gut in ihrem schön aufgeräumten Zimmer, und

der Beifall ihrer Aeltern und Geschwister beglückte sie so sehr, daß sie bei sich selbst dachte: Warum habe ich mich dieses Glückes doch so lange beraubt und mir zugleich eine Menge Arbeiten durch beständiges Aufräumen und Suchen des Verlegten gemacht, da ich dies jetzt Alles erspare, indem ich jedes gebrauchte Stück sogleich an seinen gehörigen Ort lege und es hier wieder finde. —

Die Mutter fing jetzt auch an Florentinen die Schlüssel ihrer Schränke und die Aufsicht über die Speisekammer anzuvertrauen. Und Alles ging eine Zeit lang ganz gut. — Da kam aber eines Tages, eben zur Mittagszeit, eine von Florentinens Freundinnen, sie zu einem Spaziergange aufzufordern. Sie war sogleich bereitwillig dazu, und trug schnell die Ueberreste des Mittagessens in das Speisegewölbe. Statt aber den abgezogenen Schlüssel nachher wieder an seinen gewöhnlichen Ort zu legen, eilte sie damit in ihr Ankleidezimmer. Sie warf ihn hier an die nächste beste Stelle, und ging mit ihrer Freundin davon. Kaum aber hatte sie das Zimmer verlassen, als sich ein Mäuschen herbeischlich und ihn davon trug.

Als Florentine spät zurück von ihrem Spaziergange kam, wollte sie eiligst den übergebliebenen Braten aus der Speisekammer holen und ihn zum Abendessen auftragen; allein der Schlüssel war

nicht zu finden und die Familie mußte heute mit Butterbrod vorlieb nehmen. Sie aber erhielt Vorwürfe und trübe Gesichter von allen Seiten; und da sich der Schlüssel nicht wieder fand, mußte sie auf ihre eigenen Kosten einen andern machen lassen. — Es stand nicht lange an, so geschah es ihr auch, daß sie einen Korb mit Eier, die sie eben gekauft hatte, im Vorplatz stehen ließ, um schneller an's Fenster zu eilen, weil es hier etwas Neues zu sehen gab. Es war ein Bärenführer mit seinen Thieren, die das leichtsinnige Mädchen so sehr belustigten, daß sie gar nicht mehr an die Eier dachte, bis man sie zum Abendessen benutzen wollte. Jetzt erinnerte sie sich ihrer mit Schrecken, und eilte nach dem Orte, wo sie gestanden hatten; allein es war davon nichts mehr vorhanden, als ein Korb voll leerer Eierschaalen, und Florentine mußte den Verlust von ihrem zusammengesparten Gelde ersetzen. — So ging es fort, bis sie keinen Groschen mehr im Besitz hatte. Und da sie solche Unordnung auch wieder mit ihren Kleidern und andern Habseligkeiten einreissen ließ, welche die Mäuse alle davon trugen, so hatte sie bald weder dies noch jenes mehr anzuziehen. Und da ihre Aeltern kein Stück ersetzten und sie kein Geld mehr hatte, es zu thun, so blieb ihr am Ende nichts mehr übrig, als was sie fest auf

dem Leibe trug; und das war durch die Länge der Zeit so sehr abgenutzt, daß sie nicht mehr öffentlich damit erscheinen konnte. —

Als nun Florentinens Aeltern und Geschwister einst an einem heitern Herbsttage auf ein schönes Landgut fuhren, wohin sie zur Weinlese und zum Honigsammeln eingeladen waren, und Florentine wegen Mangel an schicklicher Kleidung allein zu Hause bleiben mußte, zerfloß sie in Thränen, und bereute zum ersten Male bitterlich ihren Hang zur Unordnung, der sie bisher in ihren jungen Jahren schon so unglücklich gemacht hatte. Ach! seufzte sie, wie wird es mir erst dann ergehen, wenn ich keine Aeltern mehr haben werde, die für mich sorgen! Denn sollte ich auch jemals einen eigenen Hausstand bekommen, — und ich lasse dann auch alles in Unordnung gerathen und umherliegen, wie bisher, so wird es nicht nur in meinem Hause Niemand gefallen; sondern ich werde auch von allen Seiten beraubt werden. Jetzt tragen mir die Mäuse Alles davon, und in der Folge werden es Diebe holen. — Was soll ich nun aber heute mit dem langen Tage anfangen, setzte sie hinzu, da ich weder Spielzeug, noch Arbeit, noch Bücher zu meiner Unterhaltung habe? Denn alles haben ja die fatalen Mäuse geholt, weil ich es offen herumliegen ließ; und meine Ge-

schwister halten ihre Habe, so wie meine Aeltern, sorgsam in Verschluß, so daß ich auch davon heute nichts zum Zeitvertreibe benutzen kann. Wie wäre es, wenn ich einstweilen in Garten ging, meine Blumenbeeten auszugrasen? Ach sie werden es nothwendig brauchen, denn ich habe mich ja schon lange nicht darum bekümmert! —

Gedacht, geschehen! Florentine nahm ein Häckchen und einen Rechen und machte sich an die Arbeit. Das Gärtchen war so dicht mit Unkraut bewachsen, daß keine Blume davor blühen konnte, während ihrer Geschwister Beeten mit herrlichen Astern, Levcoyen und anderen herbstlichen Blumen prangten. Ach, sagte sie, was doch die Unordnung in allen Dingen für üble Folgen nach sich ziehet! Wer sollte glauben, daß dieses Gärtchen im Frühling, durch des Gärtners Hand, so schön angelegt worden war! — Aber es soll mir nicht wieder geschehen! Habe ich es nur heute in Ordnung gebracht, so will ich es gewiß dabei erhalten! —

Sie hatte lange damit zu thun, und war schon ganz ermattet, als die Beeten gereinigt waren. Sie nahm hierauf das Gartengeräthe und brachte es wieder an seinen Ort. Und da sie sich ihr Kleid ein wenig beschmutzt hatte, wusch sie es rein und hing es zum Trocknen an's Fenster. Sie über-

dachte eben, was sie nun weiter thun sollte — da hörte sie ein Geräusch — und als sie sich darnach umsah, waren es einige Mäuse, die ein Buch geschleppt brachten und es zu Florentinens Füßen legten. Sie nahm es freudig auf und fand darin Geschichten von ordentlichen und unordentlichen Kindern, deren Beispiel sie die Folgen lehrte, die eine jede Handlung in dieser Hinsicht, sie sey gut oder böse, nach sich zieht; und sie nahm sich fest vor, sich dieses Buches als Leitfaden zu ihrer eigenen Besserung zu bedienen. Ach, sagte sie, wenn ich nur bald Gelegenheit fände, meine guten Vorsätze in Ausübung zu bringen, aber ich bin ja selbst so arm wie eine Feldmaus, und habe nichts mehr übrig, um es in Ordnung zu erhalten. Und meine Aeltern und Geschwister geben mir auch keine Gelegenheit zum Räumen, da sie alles selbst in schönste Ordnung bringen. — Sie hörte wieder ein Geräusch — und Mäuse brachten ein Arbeitskästchen, das Florentine sogleich für das ihre erkannte, und freudig in Empfang nahm. Aber Himmel! wie sah es darin aus: Fingerhut, Zwirn, Band, Seide, Nadeln, alles lag bunt untereinander in größter Verwirrung. Ach ja, sagte sie, alles liegt noch so, wie ich es gelassen hatte. Aber nun soll es anders werden! — Und sogleich machte sie sich

an die Arbeit, und brachte alles in gehörige Ordnung. —

Hierauf fing Florentine an, mit größtem Vergnügen zu arbeiten. Und als ihre Aeltern zurück kamen, ging sie ihnen heiter entgegen, und erzählte, was mit ihr vorgegangen war. — Diese gründeten hierauf einige Hoffnung ihrer nahen Besserung. Und sie täuschten sich diesmal nicht. Florentine hatte zu sehr durch ihren Fehler gelitten, als daß sie nicht alle Kräfte anwenden sollte, ihn zu überwinden. Jemehr sie aber Beweise von ihrem festen Willen gab, sich zu bessern, jemehr erhielt sie von ihren verloren gewesenen Habseligkeiten zurück. Sie hielt sie aber von nun an in solcher Ordnung, daß der strengste Tadel nichts mehr an ihr zu rügen fand. Hierdurch faßte auch die Mutter wieder Zutrauen zu ihrer Tochter, so daß sie ihr auf's Neue die Haushaltung und andere Geschäfte anvertraute, die Florentine auch auf's beßte besorgte, ohne jemals wieder einen Schlüssel zu verlegen, noch ihn stecken zu lassen. —

Florentine hegte auch von jetzt an dankbare Gesinnungen gegen die weise Frau, die sie durch Bestrafung ihrer Fehler zur Erkenntniß des Guten geführt hatte. Sich ihr auch thätig zu bezeigen, stickte sie einen kostbaren Schleier, den

sie ihr selbst überbrachte. Die Zauberin nahm ihn gütig auf und freute sich, daß die von ihr angewendeten Mittel Florentinen so nützlich geworden waren.

Die Seelenwanderung.

Ein Zaubermährchen.

Es war einmal ein König und eine Königin. Sie hatten viele Töchter, aber nur einen einzigen Sohn, den sie über alle Maßen liebten, und es ihm dadurch zu beweisen suchten, daß sie ihm in allen Dingen seinen Willen ließen, und ihn nur selten bestraften, obgleich er es sehr oft verdiente. Denn als er noch ganz klein war, gab er schon Beweise eines heftigen Temperamentes und eines starken Eigenwillens. Wenn ihn zum Beispiel seine Wärterin auf ein Kißchen setzte, ihn zu waschen und anzukleiden, und es war dem Kleinen nicht eben recht gelegen, so streckte er sich der Länge nach hin, und schlägelte zornig mit Armen und Beinen, wobei er das Gesicht so gewaltig verzog, daß es eher einer Larve, als einem menschlichen Antlitz glich. Statt nun dem

bösen Prinzchen die Ruthe zu geben, und nicht auf sein Geschrei zu achten, fand man vielmehr sein Betragen sehr kurzweilig und lachte darüber. Aber diese Untugend wuchs mit dem Kinde auf, und äußerte sich eben so, als es schon laufen konnte, wenn man seinen Willen nicht sogleich that. Der geringste Widerspruch erschütterte die reizbaren Nerven des jungen Prinzen dergestalt, daß er sich jetzt, da er älter war, auf den Boden legte, und es wiederholt, wie oben gesagt, machte. Mit seinen Schwestern vertrug er sich ganz und gar nicht; immer suchte er Händel an sie zu bringen, — und wenn sie ihm nur im Geringsten widerstanden, so schrie und lärmte er, daß man Wunder glaubte, was ihm für ein Unglück geschehen sey, und ihm zu Hilfe eilte. Doch niemals ward seine Unart untersucht, und er, wie er es doch verdiente, dafür gezüchtiget. Von Gemüth war er zwar nicht bösartig, denn er fehlte nie mit Vorsatz; aber er folgte ohne Vernunft und Einsicht seinen Leidenschaften, die sich besonders auch im Spiele mit seinen Geschwistern zeigten. Immer wollte er gewinnen, und wenn dies nicht der Fall war, so zeigte er sich mürrisch und warf die Spielmarken untereinander, so daß sich der Zeitvertreib gewöhnlich mit Verdruß endigte. Auch war er von Natur überaus furchtsam,

und schon ziemlich groß herangewachsen, als er sich noch immer nicht traute die Treppe allein, ohne Beihilfe hinab= oder hinauf zu gehen, noch über eine Gassenrinne zu steigen. — Gerieth er in Streit mit Andern, so zog er sich feig zurück, wenn man ihn zum Kampf aufforderte, und brach dagegen in ein großes Wehgeschrei aus, so daß man in der Ferne dachte, es sey ihm ein unerhörtes Leid geschehen, und ihm zu Hilfe eilte. Mittelst dieser Furchtsamkeit wäre es aber sehr leicht gewesen, dem Prinzen seine Leidenschaftlichkeit abzugewöhnen. Die geringste Androhung oder Vollziehung einer Strafe würde ihn in Angst versetzt haben, so daß er sich lieber überwunden haben würde, um geduldig zu seyn. Allein die Aeltern fürchteten dadurch seiner Gesundheit zu schaden; auch glaubten sie, diese Fehler würden sich mit der Zeit schon von selbst geben. — Aber sie gaben sich nicht; denn der Prinz wurde mit jedem Tage heftiger und eigenwilliger, so daß er durch die geringste Veranlassung, ja oft durch ein unschuldiges Wort so sehr gereizt wurde, daß er in den heftigsten Zorn gerieth, und unter großem Geschrei in einen Thränenstrom ausbrach. Die Aeltern waren bei diesem Betragen sehr besorgt, daß der stete Verdruß, in dem ihr Sohn lebte, nachtheilig auf seinen Körper wirken könnte;

sie dachten also darauf, ihn von seinen Schwestern, mit denen er sich nicht gütlich vertrug, abzusondern, und ihm dafür einen guten Knaben zum Gespielen zu geben. Es war der Sohn des Staatsministers, ein überaus gutes, sanftes und wohlerzogenes Kind. Er sollte dem jungen Prinzen nicht allein zur Gesellschaft dienen, sondern ihn auch zum Lerneifer aufmuntern, da sie alle ihre Lehrstunden gemeinschaftlich haben sollten. Vinzent (so hieß der Knabe), war ausnehmend fleißig und lernbegierig, man hoffte also von diesem Umgang den besten Erfolg für den Prinzen. — Und Alles ging auch Anfangs ganz erwünscht. Aber es dauerte nicht lange, so kehrte Letzterer zu seinem unartigen Betragen zurück. Wenn sein junger Freund ihm nicht alles zu Willen that, — fuhr er ihn rauh an, und machte dabei so gewaltig finstere Gesichter, daß sich der Kleine vor ihm fürchtete und scheu zurück zog. Statt nun sein Unrecht einzusehen, verklagte er diesen bei dem König und der Königin, so daß der Knabe nun auch von ihnen einen Verweis erhielt, der ihm jedesmal sehr wehe that, weil er sich unschuldig fühlte und ihn nicht verdient hatte. — Als aber jetzt auch die Lehrstunden anfingen, war es mit dem Prinzen noch viel schlimmer. Er war faul und wollte nicht lernen, wäh-

rend Vinzent aufmerksam dem Unterrichte zuhörte. Wenn dieser dann mehr wußte als er, so verdroß es ihn doch, und er schrie und weinte und schob alle Schuld auf den Lehrer. Gab dieser ihm eine Lektion auf, die er für sich allein lernen, oder eine Ausarbeitung, die er fertigen sollte, so sprang er wohl zehn Mal in einer Stunde von seinem Sitze auf, Lappereien zu treiben, indessen sein Mitschüler emsig fortarbeitete, und hierdurch, wie ganz natürlich, seine Arbeit eher beendiget hatte, als der unruhige Prinz. — Er aber ward darüber böse, und klagte dann wiederholt über den Lehrer, der ihm so viel zu lernen aufgäbe, daß er es nicht fassen könne. — Der arme Vinzent hatte dabei gar keine guten Tage; doch war er zu gutmüthig den Prinzen anzuklagen, und ertrug dessen Fehler so gut er konnte. Auch sah er wohl ein, daß es Keinem im Hause besser erging: denn der Königssohn war auch unartig und ungehorsam gegen seine Aeltern und Vorgesetzten, die er bei der geringsten Veranlassung ungestüm anfuhr, und dabei so finstere Gesichter schnitt, daß er ein äußerst widerwärtiges Ansehen dadurch erhielt. — Die Diener des Hauses fürchteten seinen Anblick und zogen sich scheu vor ihm zurück; oder sie schmeichelten dem Prinzlein, was er gern hörte: denn er war sehr

ehrgeizig und wollte immer gelobt seyn, obgleich er wohl fühlen mußte, daß er kein Lob verdiente; wenigstens in gar mancher Hinsicht nicht. Er gab auch diesen Leuten öfters lose Reden, die sie jedoch nicht erwiedern durften, um sich nicht die Ungnade seiner Aeltern zuzuziehen. Aber sie haßten ihn alle von ganzem Herzen; und auch seine übrigen Bekannten liebten ihn nicht, weil er sie roh behandelte, und sich wankelmüthig von einem zum andern wendete. — Die liebreichen Vorstellungen seiner Aeltern halfen wenig; und da ihn außerdem Niemand mit strenger Festigkeit behandeln sollte, — was auf sein furchtsames Gemüth doch wohl den besten Eindruck gemacht hätte, — so wurde er von Tag zu Tag schlimmer, während sein junger Gesellschafter immer mehr an Geist, edeln Sitten und Güte des Herzens zunahm, und daher allgemein geliebt und geachtet wurde. — Selbst die bösen Eigenschaften des Prinzen trugen viel zu Vinzents Vervollkommnung bei, indem er durch deren Beispiel sah, wie unglücklich man sich selbst und auch Andere durch eine so widrige Aufführung machen könne.

Hatte der Prinz Gesellschaft von Knaben seines Alters bei sich, so sollten sie immer nur spielen was er wollte. Und thaten sie es nicht, so zog er sich zurück, machte finstere Gesichter und

las in einem Buche, während die Andern fortfuhren sich zu unterhalten. — Gab er ein Spiel an, so richtete er es immer so ein, daß er dabei eine Hauptperson vorstellte. Und wollten die Andern etwas dagegen einwenden, so rief er sogleich aus: Ich muß den Vorzug haben! Ich bin von Geburt ein Prinz, und Ihr seyd nur Gemeine! Da er diese Worte auch eines Tages wiederholte, als die Knaben Soldaten spielten, und er durchaus ihr General seyn wollte, — rief eine gewaltige Stimme: „Du bist weder Prinz noch General, sondern ein dummer, eingebildeter Junge! Und jeder von diesen Knaben ist mehr werth, als Du!" —

Alle sahen sich erschrocken und erstaunt um. — Doch es war nichts weiter mehr zu hören noch zu sehen. — Auf den Prinzen machte dieser Vorfall aber einen solchen Eindruck, daß er heute nicht mehr das Herz hatte, sich hervorzudrängen, noch sonst sich eine Unanständigkeit gegen seine Gespielen zu erlauben; und diese waren dadurch so vergnügt, wie sie es noch nie vorher in seiner Gesellschaft gewesen waren. — Es dauerte aber nachher nicht lange, so war der Schrecken vergessen und der Prinz wieder so störrig und aufbrausend, als er es immer gewesen. Aber auch selbst, wenn er guter Laune war, fiel er doch

durch seine schreiende, ausgelassene Lustigkeit Jedermann zur Last. Und wagte man es, ihm Gegenvorstellungen zu machen, so wurde dadurch seine aufbrausende Hitze sogleich wieder erregt, und Thränen und Klagegeschrei waren der Erfolg. — So wenig er aber auf Erinnerungen Fremder hörte, eben so wenig achtete er die liebreichen Ermahnungen seiner Aeltern, die sich hierüber im Stillen sehr betrübten, und sich Vorwürfe machten, daß sie früher seine bessere Erziehung verabsäumten. — Jetzt, da seine bösen Neigungen schon so tiefe Wurzeln gefaßt hatten, schien es beinahe unmöglich sie auszurotten, und der König dachte mit Entsetzen daran, was es für üble Folgen für sein Volk haben könnte, wenn der Prinz einst auf den Thron und zur Regierung gelangen sollte. — Da auch sein übler Ruf sich im ganzen Lande verbreitet hatte, erzeugte dies Unzufriedenheit, und man sprach schon ganz laut davon, daß man lieber die älteste Prinzessin, die besser erzogen war, zur Nachfolgerin des Königs wählen wolle. — Sobald Letzterer aber von dieser gefährlichen Stimmung des Volkes benachrichtiget ward, berief er einen der weisesten Männer des Landes an seinen Hof (er stand sogar im Rufe, als verstehe er Zauberkünste), um sich mit ihm hierüber zu berathschlagen. Der Mann

meinte: wenn er den Auftrag hätte, den Prinzen zu erziehen, so wollte er wohl mit ihm fertig werden, um ihn noch zeitlich genug auf gute Wege zu bringen. Der Monarch war hierdurch außer sich vor Freude, und bat ihn dringend, dieß Geschäft zu übernehmen. Der Fremde bezeigte zwar Anfangs wenig Lust dazu, doch nahm er endlich Rücksicht auf den Kummer des besorgten Fürsten, und willigte ein. — Als der Prinz aber erfuhr, daß er einen strengen Aufseher bekommen sollte, war er noch zehn Mal unartiger als vorher. Aber der neue Erzieher bekümmerte sich darum wenig! Er gab ihm eine Lektion um die andere auf, und er mußte sie lernen, oder er bekam nichts zu essen. Wenn er deßwegen schrie und weinte, so schrie und lärmte der Lehrer noch viel mehr, so daß sich der furchtsame Prinz stillschweigend zurückzog und gehorchte. Sollte er sich in der Musik, im Zeichnen und andern Aufgaben für sich allein üben, so durfte er nicht von der Stelle, bis es geschehen war. — Hätte der Prinz einsichtigere Aeltern gehabt, so wäre diese Erziehungsweise gewiß von den besten Folgen für ihn gewesen; denn was er Anfangs aus Zwang that, würde ihm am Ende zur Gewohnheit geworden seyn. Der verzogene Sohn aber, dem diese Handlungsweise nicht gefiel, beklagte sich

darüber bitterlich bei dem König und der Königin, und übertrieb alles, was geschah, in so hohem Grade, daß sie ungehalten darüber waren, und den strengen Lehrer verabschiedeten, der auch sogleich seinen Posten verließ. Kaum war er aber entfernt, so machte sich der Prinz nach seiner Art gute Tage: er arbeitete nicht mehr, und überließ sich mehr als jemals seinem leidenschaftlichen Gemüthe, worunter besonders sein junger Freund Vinzent viel zu leiden hatte. —

Als beide eines Tages miteinander am Fenster standen, ging eben ein Vogelhändler vorbei. Er hielt in der Hand ein paar todte Vögel von herrlichem Gefieder; sie waren klein von Körper, aber überaus niedlich gebaut. Er zeigte sie dem Prinzen in der Ferne, und dieser fragte sogleich: „Was sind dies für Vögel?" — „Es sind Kolibri, junger Herr." — „Habt Ihr auch lebende in Eurem Kasten?" — „Nein! Aber wenn Ihr es wünschet, sollen diese hier sogleich wieder aufleben." — „Nun so kommt herauf in mein Zimmer," sagte der Prinz und schlug das Fenster zu.

Der Vogelhändler kam. Alle seine Vögel wurden gemustert, — aber der Prinz bestand darauf, er wolle einen Kolibri, und keinen andern haben. — „Gut, sagte der Mann, es kostet mich ein paar Worte, und die gestorbenen Kolibri hier

werden sogleich wieder zum Leben gelangen.“ — Hierauf machte er einen Kreis im Zimmer und legte die todten Vögel darein. Dann sprach er, indem er den Vogelkäfig mit seinem Zeigefinger berührte, folgende Formel:

Filipurli
Schnirlischnurli
Kolippatzi.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als zwei von den Vögeln entseelt zu Boden sanken, und die beiden vorher todten Kolibri dafür lustig umher hüpften, und von den Knaben aufgefangen und bewundert wurden. Nun wollte aber der Prinz auch wissen, auf welche Weise dies Wunder bewirkt worden sey. —

„Ihr habet es ja mit Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört, sagte der Mann. Durch jene Worte, die ich ausgesprochen habe, ist es bewirkt worden. Und wenn Ihr wollet, — so kann ich Euch selbst zu einen Vogel machen.“

„Wie, lachte der Prinz, aus meinem Körper sollte ein Vogelkörper werden! Ha, ha, ha! versuchet doch dies Kunststück, wenn Ihr dessen gewiß seyd!“

„Gut,“ versetzte der Mann. Und er wiederholte sogleich obige, für Andere unverständliche,

Worte. — Kaum hatte er aber damit geendet, als des Prinzen Körper leblos zu Boden sank, und seine Seele den erwähnten Vogel belebte, der nun freudig im Zimmer herumflatterte. — Hierauf wendete sich der Vogelhändler zu Vinzent und sagte: „Habt Ihr nicht auch Lust ein Vogel zu werden?“

„Warum nicht! Auf kurze Zeit wohl, wenn Ihr mir versprechen wollet, meinen Körper hernach wieder zu beleben.“ —

„Das will ich.“ —

„Könnet Ihr mir auch wieder zum Leben verhelfen, wenn ich einst wirklich todt seyn werde?“

„Nein, dies kann nur Gott! Aber durch eine andere Seele, als die Eurige, kann ich Euern Leichnam wieder beleben.“

„Gut, — so thut dies dereinst. Jetzt aber will ich zum Scherz einen Versuch mit dem Vogelkörper machen.“

Der Händler sprach jene Worte nochmals aus, und als Vogel flog Vinzent im Zimmer herum. Kaum hatte er sich aber dem Prinzen, der als Kolibri umherflatterte, genähert, als dieser sogleich Händel mit ihm anfing, und ihn tüchtig an den Federn herumzauste. —

Indessen hatte der Vogelhändler einen Kreis um die zwei entseelten Menschenkörper gezogen. Er berührte den des Prinzen und sprach:

Karinova
Dizaremba
Fitzliputzlipatz!

Und sogleich fiel der Vogel, den Vinzents Seele belebte, todt zu Boden; und diese beseelte dafür des Prinzen Leichnam, so daß dieser sich froh und wohl vom Boden erhob. Als der Prinz, der noch Kolibri war, sah, daß Vinzent an seine Stelle getreten war, kam er ausser sich vor Zorn, und zerhackte den Kopf des Vogelhändlers dermaßen mit seinem kleinen Schnabel, daß der Mann den Vogel in die Hand nahm, und wiederholt obige Worte aussprach; worauf ungesäumt des Prinzen Seele in Vinzents Körper fuhr und ihn belebte. — Kaum bemerkte er aber diese Verwechselung, als er anfing zu weinen und zu schreien. Der Mann aber sagte lachend: „Was der Mensch werth ist, wiederfährt ihm. Ha, ha, ha!" Zugleich verschwand er, und ließ die Knaben allein. — Vinzent stellte also jetzt den Prinzen vor, und dieser dagegen Vinzent.

Auf des Letzteren Klagegeschrei kamen aber bald Leute herbei, die sich nach der Ursache erkundigten. — Die Knaben erzählten nun ihre

Begebenheit, wie sie gewesen; allein Niemand glaubte sie. Man dachte, es sey wieder ein possenhafter Scherz des Prinzen, wie man dergleichen an ihm gewohnt war, und achtete nicht weiter darauf. Selbst die königliche Familie hielt diese angebliche Verwandlung für Scherz. Auch wünschte sie nicht, daß es anders gewesen wäre; denn der Prinz, in dessen Körper nun Vinzents Seele waltete, war von jener Zeit an ein ganz anderes Wesen geworden. Alle seine Handlungen zeigten von Geist und Verstand. Sein Fleiß war unübertrefflich, wodurch seine Kenntnisse sich von Tag zu Tag vermehrten, und er an Geschicklichkeit bald alle Kinder seines Alters übertraf. Statt über jede Kleinigkeit, wie vormals der Prinz, aufzubrausen, und lose zu werden, übte er sich in der Geduld und Gleichmuth, die er bald in einem hohen Grade erreichte. Er wußte nun wohl, daß er vor menschlichen Augen ein Fürstensohn war, und daß, wenn er unverändert in seinem jetzigen Zustande bleiben sollte, er sich noch weit mehr treffliche Eigenschaften erwerben müsse, als vorher, um einst ein würdiger Regent seines vermuthlichen Reiches zu werden. Er bemühete sich auch besonders die Herzen Aller, die ihn kannten, durch Gerechtigkeitsliebe, Sanftmuth, Freundlichkeit und andere schöne Tugenden zu erwerben. Die finstern,

widerwärtigen Gesichtszüge, durch innere Leidenschaften aufgeregt, waren verschwunden, und Freundlichkeit und ein wohlwollender Blick, belebten jetzt die schöne männliche Bildung des vormaligen Prinzen so, daß jedes Auge mit Wohlgefallen darauf ruhete. Bald ward die Veränderung, die mit dessen Gesinnungen vorgegangen war, im ganzen Lande bekannt, — das Volk jubelte und jauchzte bei diesem glücklichen Ereignisse; und wenn sich der jetzt geliebte Königssohn öffentlich zeigte, so drängte sich die Menge ihn zu sehen und zu segnen. — Gegen den König und die Königin betrug er sich wie der ehrerbiethigste, gehorsamste Sohn, und gegen die Prinzessinnen wie der liebreichste Bruder. Da aber seine Seele keines Betruges fähig war, — so behauptete er fortwährend: er trage nur die Gestalt des Prinzen, er sey es nicht selbst, und werde sie ihm zurück geben, sobald es in seinem Vermögen stehen würde. Allein Niemand wollte einer so unwahrscheinlichen Behauptung Glauben beimessen; man hielt sie für eine fixe Idee (herrschende Vorstellung), welche beide Jünglinge zugleich ergriffen hätte. Denn auch der wirkliche Prinz, unter der Gestalt Vinzents, dessen Namen er nun auch künftig führen wird, hörte nicht auf zu behaupten, was jener aussagte. Aber wenn man

auch davon überzeugt gewesen wäre, so würde man es nicht zugestanden haben; denn Jedermann, sowohl als die ganze königliche Familie, war mit dieser Veränderung vollkommen zufrieden. Besonders da sich bei Vinzent jetzt alle bösen Neigungen und Anlagen zeigten, die des Prinzen Seele von Jugend auf beherrscht hatten. Da er aber hierdurch Jedermann am Hofe beschwerlich fiel, — so machte man wenig Umstände mit ihm, und gab ihn seinen vermeintlichen Aeltern zurück. So lieb ihn aber auch diese vor seiner Verwandlung gehabt hatten, da er ihnen immer als ein guter, gehorsamer Sohn, voll schöner Eigenschaften erschienen war, eben so gleichgültig war er ihnen jetzt mit seiner störrigen, aufbrausenden Seele, wodurch er sich bei Jedermann verhaßt machte. Aber seine sogenannten Aeltern wollten sich nicht lange mit ihm quälen, und schickten ihn in eine Erziehungsanstalt, in welcher sich eben jener Lehrer befand, der den königlichen Prinzen damals so richtig behandelt hatte, deßwegen aber vom Hofe entfernt worden war. Er hatte Vinzents unruhige Seele bald ergründet, — und verfuhr nun mit ihm eben so, wie vormals mit dem Prinzen. Und da jetzt Niemand zugegen war, der dem bösen Zögling gegen ihn unterstützte, so geschah es mit dem besten

Erfolge. — Da zugleich in diesem Institute die größte Gerechtigkeitsliebe herrschte, so wurde auch des Jünglings verderblicher Ehrgeiz in etwas gebrochen. Er wurde nur dann gelobt, wenn er es wahrhaft verdiente; und da er bald erkannte, um wie viel erfreulicher ein solches Lob und um wie viel ehrenvoller es ist, als ein unverdientes; so geizte er auch nicht mehr nach einem solchen. Und so wenig er es als Prinz vertragen konnte, wenn man ihm seine Fehler vorhielt, so erwünscht wär es ihm jetzt. Denn, dachte er, wenn mir Niemand sagt, wann und wie ich fehle, und ich auch von selbst meine Fehler nicht erkenne, wie soll ich sie denn ablegen und mich bessern? — Er dankte es demnach einem Jeden, der ihn damit bekannt machen wollte. So wie aber seine innern Neigungen besser wurden, in demselben Grade erheiterten sich seine Gesichtszüge, so daß seine Bildung anfing, wieder eben so liebenswürdig zu werden, als sie es früher gewesen, ehe des Prinzen Seele seinen Körper bewohnte. — Nur über seine aufbrausende Gemüthsart konnte er noch nicht Herr werden. Unwillkührlich versetzte sie ihn oft in einen Zustand der Raserei, indem er Niemand schonte und wodurch er sich Verdruß und Unannehmlichkeiten in Menge zuzog. Er bereute wohl nachher, was er gethan —

aber was einmal geschehen — war nicht mehr zu ändern. Und einen Versuch zu machen, sich selbst zu beherrschen, und den sinnlichen Gelüsten des Zornes zu widerstehen — dazu fühlte er sich noch zu schwach. — Hätte er wahre Ehrliebe besessen, statt tadelhaften Ehrgeizes, so würde er leichter erkannt haben, wie sehr er sich durch sein leidenschaftliches Gemüth heruntersetzte und erniedrigte, und daß es ihm durch seine übrigen guten Eigenschaften allein niemals gelingen würde, sich die Liebe und Hochachtung der Welt, die er doch so gern besessen hätte, zu erwerben. Auch gelang es ihm nicht, sich ganz so glücklich und zufrieden, wie seine Mitschüler zu fühlen, weil ihm jede Kleinigkeit Aergerniß verursachte, wodurch sein Nervensystem allmählig so sehr erschüttert ward, daß man fürchtete, seine Gesundheit möchte dieser unnatürlichen Anstrengung zuletzt unterliegen, und man daher suchte ihn in eine andere Lage zu versetzen, die ihn wenigstens durch den Reiz der Neuheit ergötzen und zerstreuen sollte. — Er hatte nämlich sein achtzehntes Jahr erreicht, und sich hinlängliche Wissenschaften erworben, eine Universität beziehen zu können. Man wählte dazu die angesehenste im Lande. — Anfangs fühlte er sich sehr glücklich daselbst, weil ihm Alles fremd und neu war, und er noch keine Gelegenheit zum

Jähzorn fand; auch seine neuen Freunde gaben ihm keine Veranlassung dazu. Aber dieß dauerte nicht lang; denn so wie er nähere Bekanntschaft mit ihnen machte und sie seinen Unwillen nur im geringsten reizten — so brauste er tobend gegen sie auf, und beleidigte sie auf alle Weise. Allein in seiner jetzigen Lage fiel dies Verfahren nicht so gut aus, wie vormals. Er wurde öfters zum Zweikampf aufgefordert — und da seine natürliche Furchtsamkeit ihn hinderte, die Waffen sicher zu führen, so zog er immer den Kürzern und kam selten ohne Verwundung davon, der noch obrigkeitliche Strafe nachfolgte, wenn das Vergehen gegen die Gesetze herauskam. Solche lebensgefährliche Begebenheiten machten aber mehr Eindruck auf den Jüngling, als alle vorhergehenden, und er that sich die größte Gewalt an, seinen Jähzorn zu unterdrücken. So schwer ihm dies Anfangs ward, so gelang es ihm endlich doch über alle Erwartung; und er glaubte schon ganz von seinem Uebel geheilt zu seyn, als es durch einen unerwarteten Vorfall wieder erneuert ward.

Es erschien nämlich auf derselben Hochschule sein ehemaliger Spielgenosse, der vermeintliche Kronprinz. Beide hatten sich während der mit ihnen vorgegangenen Veränderung nicht wieder gesehen; aber sie wußten recht gut, wer Jeder

von Geburt aus war. Es kam also wohl ganz natürlich, daß es Vinzent, in dessen Körper des wirklichen Prinzen Seele wohnte, ungemein schmerzen mußte, daß dieser alle Vorzüge eines Standes genoß, die doch ihm gebührten. Auch konnte er sich nicht überwinden, ihm die Ehrerbiethung, welche jener seinem Range nach erwarten konnte, und die alle Andern ihm freiwillig zollten, zu bezeigen. Im Gegentheile, er erwiederte die Güte und Freundlichkeit, mit der ihm der Prinz bei jeder Gelegenheit zuvor kam, mit ausgezeichneter Verachtung, was Jedermann einem ungemessenen Stolz zuschrieb. Denn obgleich die Universitätsfreiheit gewissermaßen alle Studirenden untereinander gleichstellt, so fühlte doch jedes Landeskind insbesondere, daß es nicht gleichen Fuß mit seinem künftigen Regenten gehen konnte; nur Vinzent schien, zu Jedermanns Verwunderung, nichts von diesem Vorzuge zu wissen; im Gegentheile, er vertrat ihm bei jeder Gelegenheit den Weg, und sah mit Nichtachtung auf ihn herab. — Worüber man sich aber noch weit mehr wunderte war, daß ihm der Prinz jedes Mal den Vorzug einräumte und sich ehrerbiethig zurückzog, wenn jener den Vortritt verlangte. —

Als sich aber eines Tages die zwei Jünglinge allein trafen, ergoß sich Vinzent in Vorwürfen ge-

gen den Scheinprinzen, daß er es wage, einen Stand zu behaupten, der ihm nicht gehöre. Und obgleich dieser versicherte: daß es gegen seinen Willen geschehe, und daß er zu jeder Stunde bereit sey ihn abzulegen, wenn eine Veränderung mit ihren Seelen vorgehen sollte — so hörte jener doch nicht darauf, und kam allmählig so sehr in Wuth, daß er den Degen zog und auf seinen Gegner eindrang. Aber auch dieser griff schnell zu den Waffen. Doch suchte er sich blos zu vertheidigen, ohne Vinzent schaden zu wollen. Dies erbitterte letzteren aber nur noch mehr, so daß er alle Besonnenheit verlor, und den Prinzen verwundete. — Dieser bat ihn sich zu retten, ehe die That bekannt würde. Allein jener achtete nicht darauf, und blieb vorsätzlich, bis die Wache kam, und ihn davonführte. — Hier im Gefängniß hatte er nun Gelegenheit, seine übereilte That zu bereuen. Denn ob er gleich das Bewußtseyn in sich trug, daß er des Königs Sohn sey, so war doch Niemand, ausser ihm und sein Widersacher, davon überzeugt. — Nach dem äußern Anschein hatte er sich also durch Verletzung des Kronprinzen eines großen Vergehens schuldig gemacht, das er nun vielleicht mit dem Leben büßen mußte. Dieser Gedanke war ihm schrecklich! Und zum ersten Male bereute er recht von Herzen seinen

Hang zum Stolze und aufbrausender Hitze. — „Was hat mir beides nun abermals genutzt? sagte er bei sich selbst. Bin ich dadurch wieder zum Fürstensohn geworden, der ich vorher war? Und wenn es der Fall gewesen wäre, würde ich darum glücklicher seyn, als ich es bisher war? Ach gewiß nicht! denn ich erinnere mich nur gar zu wohl, wie ich als Prinz immer in Verdruß mit mir selbst lebte, und von Niemanden geliebt wurde. — Und wie kann ich nun von meinem damaligen Gespielen, den ich so ungerecht behandelte, verlangen, daß er jetzt gerecht gegen mich sey? Und wenn er es auch wünschte, und mir Stand und Rang zurückgeben wollte — kann er es denn? Ist denn nicht seine Seele in meinen ehemaligen Körper gebannt, wie die seinige in meinen gegenwärtigen. Und Niemand will ja an diese Verwandlung glauben — davon habe ich hundert Beweise; also ist es ja unvernünftig von mir, zu verlangen, daß er nicht seyn soll, was er doch seyn muß, so wie ich auch. — Am Ende wird es wohl das Beste seyn, mich in mein Schicksal zu fügen, und dadurch so glücklich als möglich zu werden. — Da hörte er plötzlich eine Stimme:

„Bleibst du diesem Entschluß treu,
Wird deine Seele wieder frei.“

Er sah sich erstaunt und überrascht nach allen Seiten um, er konnte aber nichts Genaueres bemerken. — Indessen dauerte seine Gefangenschaft fort und er hatte hinlängliche Muse, sich in obigem Vorsatz zu bestärken. Durch Freunde, die ihn in seinem Kerker besuchten, erfuhr er, daß seine Sache schon einen sehr traurigen Ausgang genommen haben würde, verwendete sich nicht der Kronprinz fortwährend für seine Befreiung, gegen die sich aber die Gesetze des Landes aussprächen, die erst neuerlich in Hinsicht des Zweikampfes geschärft worden waren. Vinzent fühlte sich gerührt durch die Großmuth seines Jugendgenossen und wünschte, sie ihm mit der Zeit erwiedern zu können. —

Schon war ein langer Zeitraum verflossen, und immer saß der Unglückliche noch gefangen. Selbst der Minister, dessen Sohn er doch vorstellte, schien sich nicht um ihn zu bekümmern — und das zwar, weil er fürchtete, sich dadurch die Ungnade des Königs zuzuziehen, der den Frevel, den man an seinem Sohne begangen, streng bestraft wissen wollte. — Da öffnete sich eines Tages in der Nacht plötzlich die Thür des Kerkers, und der Prinz trat vermummt, von einer Wache begleitet, die sich bald zurückzog, herein. Er gab sich Vinzent zu erkennen und bat ihn dringend

zu entfliehen. „Ich habe, sagte er, bisher Alles versucht, das Urtheil, das Euch zum Tode oder zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt, zu mildern; aber vergebens! — Nehmet diesen Beutel — er ist mit Goldstücken gefüllt, die Euch vor Noth schützen werden. Bemühet Euch aber vor Allem auf Eurer Flucht, jenen Vogelhändler auszumitteln, der allein alles wieder gut machen kann; und seyd versichert, daß ich mit Freuden in meinen vorigen Stand zurückkehren werde.“

Vinzent, von diesen Worten bis zu Thränen gerührt, umarmte seinen ehemaligen Gespielen mit Zärtlichkeit, und gelobte ihm ewige Freundschaft. — Beide verließen nun diesen traurigen Aufenthalt und jeder folgte seinem Wege.

Von nun an irrte der Jüngling einsam und allein in der Welt herum. Er würde sich äußerst verlassen und unglücklich gefühlt haben, wäre er nicht durch so viele Leiden, die er sich bisher blos durch seinen störrigen Sinn zugezogen, schon um Vieles gebessert gewesen. Denn überall stieß er in der Fremde auf Menschen, die seiner nicht achteten, und die ihn durch ihr Betragen zum Jähzorn reizten, den er aber weislich immermehr zu unterdrücken suchte, da er ihm schon so viel Bitteres im Leben bereitet hatte. — Da er aber seine Wanderungen immer fortsetzte, und durch seinen Ver-

stand und seine gesammelten Kenntnisse mit Nutzen reiste, so erwarb er sich eine Menge Erfahrungen und Einsichten, die ihm überaus heilsam waren, und die in der Folge noch von größerem Vortheil für ihn seyn konnten, wenn er nämlich dereinst vielleicht seine wahre Gestalt wieder erlangen und zur Regierung kommen sollte.

Als ihn sein Weg eines Tages durch einen dichten Wald führte, verirrte er sich dermaßen, daß er keinen Ausweg mehr finden konnte, und sich bequemen mußte, die Nacht hier zuzubringen. Früher würde er vor Angst bei diesem Gedanken geschaudert haben; aber tausend Mühseligkeiten und unerwartete Ueberraschungen, die ihn bisher auf seinen Zügen getroffen, hatten seine Furchtsamkeit besiegt und ihm Muth eingeflößt. Er hörte wohl das Brüllen wilder Thiere, und das Zischen giftiger Schlangen; aber er suchte ihrem Angriffe dadurch zu entgehen, daß er sein Nachtquartier auf einem Baume nahm und seine Waffen zurecht legte, sich gegen allenfallsige Gefahren zu schützen. Aber kaum hatte er von dessen Gipfel umhergesehen, als er in einer nahen Hütte Licht erblickte. Er eilte sogleich darauf zu, und fand darin einen alten ehrwürdigen Einsiedler, der eben sein Gebet verrichtete. Dieser nahm ihn gütig auf, bereitete ihm ein Mahl von Milch und Früchten,

und ein Lager, bestehend aus Moos und trocknen Blättern. Erst des andern Tages machten sie nähere Bekanntschaft miteinander, — und der Erfolg davon war, daß sie sich gegenseitig liebgewannen und immer fester aneinander schlossen. Der Jüngling machte dem Greise nun auch nicht länger ein Geheimniß aus seinem ursprünglichen Stande und seiner bisherigen Schicksale. Und dieser Fremde war vor Allen der Erste, den er noch je gefunden, welcher seinen Worten unbedingten Glauben beimaß. Er machte den Jüngling aber auch zugleich aufmerksam auf dessen frühere Untugenden, welche vermuthlich irgend einen Zauberer veranlaßt hätten, durch Versetzung seiner Seele das Land vor einem bösen Regenten zu schützen. „Und, setzte er hinzu, an Eurer Stelle, Prinz, würde ich Alles aufbieten, durch fürstliche Tugenden meine erste Gestalt wieder zu erlangen. Euer Freund wird sie Euch willig abtreten; denn aus Allem, was Ihr mir von ihm gesagt, und was die Welt von ihm spricht, gehet hervor, daß er ein überaus edler Jüngling ist, der Euch liebt, und der nicht wünschen wird, sein Glück auf falschen Schein zu gründen. Werdet wie er ist — und Ihr habt Euer Schicksal überwunden!“

„O, lehrt mich so zu seyn, ehrwürdiger Vater!“ —

„Die Lehren, die ich Euch geben könnte, Prinz, hat die Gottheit schon in Euer Herz gegraben. Folget immer der Stimme Eures Gewissens, und gebet nie mehr Euren bösen Leidenschaften Gehör, die Euch bisher in's Unglück führten und eines Thrones beraubten.“ —

„Und wäre es nicht möglich, ihn wieder zu erlangen?“

„Wie gesagt: überwindet Euch selbst, und Ihr überwindet Euer Schicksal.“

„Ich glaube Euch zu verstehen, erwiederte der Jüngling, und werde Euern Wink befolgen.“

Von dieser Stunde an war der Prinz heiter und wie umgewendet. Sein äußerstes Bestreben ging jetzt dahin, seine Seele zu vervollkommnen, und sich Kenntnisse zu sammeln, die ihn dereinst des Thrones würdig machen könnten. Der Einsiedler gab ihm auch Unterricht in der Staatskunst, mit der er vollkommen vertraut zu seyn schien. Hierauf führte er ihn selbst an berühmte Gerichtshöfe, damit er lernen sollte, wie das Recht gehandhabt wird. Er führte ihn aber auch in die Hütten des Unglücks, hier das Elend kennen zu lernen. Auch mit der Nützlichkeit des Landmannes, der Gewerbe, Fabriken und Manufakturen machte er ihn bekannt, auf daß er je-

den Stand und Beruf nach Verdienst zu würdigen wüßte, um ihm einst seinen Schutz zuzusichern.

Vinzent, oder vielmehr der Prinz, hatte sich in den letzten Jahren so sehr verändert, daß er kaum mehr kenntlich war. Seine, vorher wild-flammenden, immer Zorn sprühenden Augen hatten sich in einen sanften Blick verwandelt und die Runzeln seiner Stirn, die von stetem Trübsinn zeigten, waren verschwunden. Sein hoher, ausgebildeter Geist, und seine tugendhaften Gesinnungen gaben seiner schönen Gestalt ein würdevolles Ansehen, das Bewunderung und Achtung einflößte. — Unter diesen Umständen hielt der Einsiedler es nun für wohlgerathen, wenn der Jüngling zurückkehrte in sein Vaterland; doch wollte er vorher ihm seine Verzeihung bei dem Könige auswirken. Er wendete sich zu diesem Zwecke an den sogenannten Kronprinzen, der auch allen seinen Einfluß anwendete, Gnade für Vinzent zu erhalten, was ihm glücklich gelang. Auch freute er sich unaussprechlich, seinen Jugendfreund wieder zu sehen. — Und dieser, der jetzt viel anders dachte, wie vormals, gab sich ganz der Liebe und Freundschaft seines ehemaligen Spielgenossen hin. Sie schienen nur ein Herz und eine Seele zu seyn, denn sie fühlten sich jetzt gleich an Kenntnissen und edeln Gesinnungen.

Die Jünglinge waren schon länger als ein Jahr vereint, so daß Vinzent, oder der wahre Prinz, die Festigkeit seiner Grundsätze hinlänglich bewährt hatte. Sie standen eines Tages in traulichem Gespräche an eben demselben Fenster, an dem sie vormals den Vogelhändler erblickt hatten, und der jetzt gleichfalls vorüber ging mit dem nämlichen Käfig auf dem Rücken und den zwei todten Kolibri in der Hand. — Sie öffneten schnell das Fenster, und riefen ihn herauf.

Der Mann kam und betrachtete Beide mit einem kleinen listigen Lächeln. Die Jünglinge aber machten ihm Vorwürfe, daß er sie auf so arge Weise hintergangen hätte und verlangten, daß er jetzt sein Unrecht wieder gut machen sollte.

„Ich habe nicht unrecht, sondern recht gehandelt, sagte er. Ihr, Prinz, der Ihr fälschlich den Namen Vinzent traget, waret damals nicht würdig, eines Königs Sohn zu seyn. Hättet Ihr mit Euren damaligen Gesinnungen den Thron bestiegen, so würdet Ihr und Euer Volk ein Raub Eurer Leidenschaftlichkeit geworden seyn. Euch konnte nur das Schicksal bessern, und es hat seine Wirkung nicht verfehlt, wie Ihr es von selbst fühlen werdet. Ist es Euer ernstlicher Vorsatz, auch ferner im Guten zu verharren, so bin ich bereit, Eure Seele wieder mit ihrem wahren

Körper zu vereinigen. Doch kann dies nur mit Bewilligung Eures Freundes geschehen, der hierdurch Land und Krone verliert."

„O mit Freuden, rief dieser, gebe ich ein Gut zurück, das mir nicht gehört! Möge mir nur dafür die Liebe und Achtung meines künftigen Regenten bleiben." — Bei diesen Worten sanken sich beide in die Arme und gelobten sich ewige Freundschaft.

Jetzt zog der Vogelhändler wieder, so wie das erste Mal, einen Kreis, und legte die todten Kolibri in dessen Mitte. Hierauf berührte er sie mit seinem Stabe und sprach:

Filipurli
Schnirlischnurrli
Polipatzi.

Kaum hatte er geendet, so sanken die Jünglinge entseelt zu Boden, und die Kolibri lebten auf und flogen umher. Er zog nun auch einen Kreis um die zwei menschlichen Körper und wiederholte folgende Worte dreimal:

Dizaremba
Karinova
Fitzliputzlipatz.

Kaum war dies ausgesprochen, als die Seelenwanderung vor sich ging, und jeder von den Jünglingen die Seinige wieder erhielt. — Ihre

Freude war so groß, als sie sich in einem nahen Spiegel unter ihrer wahren Gestalt erblickten, daß sie lange nicht bemerkten, wie der Vogelhändler verschwunden war, und an seiner Stelle der ehrwürdige Greis stand, der als Einsiedler dem Prinzen so wichtige Dienste geleistet hatte. Als dieser ihn bemerkte, stürzte er in seine Arme und konnte nicht satt werden, ihm für seinen bisherigen Schutz zu danken. — Da öffnete sich plötzlich eine Seitenthür, und man erblickte den König und die Königin, umgeben von ihren Töchtern. Auch der Minister, Vinzents Vater, und Mutter, waren zugegen. Der Prinz stürzte dem königlichen Paare zu Füßen. Er umfaßte ehrerbiethig ihre Kniee und bat um ihren Segen. Ein gleiches Gefühl leitete Vinzent in die Arme seiner Aeltern. Doch diese, so wenig als das Königspaar, konnten sich eine so unerwartete Handlung erklären, bis der Einsiedler das Wort nahm, und ihnen das ganze Geheimniß enthüllte. Sie würden sich aber kaum von der Wahrheit überzeugt haben, hätte sie nicht die Zärtlichkeit ihrer Kinder, die so sehr gegen ihren bisherigen Kaltsinn abstach, davon überführt. — Denn da die Jünglinge wußten, daß sie nur zum Schein deren Söhne vorstellten, so war es wohl natürlich, daß sie ihnen keine ächte Liebe bezeigten, die sie nur für ihre leiblichen

Aeltern in der Tiefe ihres Herzens fühlten. — Als es aber zu weitern Erklärungen kam, sagte der Einsiedler, indem er sich zum König wendete: „Blos die Liebe zu Euerm Volke, das sich schon im Voraus auf die Regierung Eures Sohnes fürchtete, der als Kind alle Anlagen zum Bösen in sich trug, hat mich veranlaßt, seine Erziehung unter mancherlei Gestalt zu übernehmen. Ich war derjenige, den Ihr Anfangs selbst zur Bildung Eures Sohnes wähltet, den Ihr aber zu strenge fandet, und daher verabschiedetet. Der Weg, den ich damals einschlug, hätte ihn gebessert, und Ihr würdet ihm eine lange Reihe von Leiden erspart haben, wenn Euch die väterliche Liebe nicht verblendet gehabt hätte. — Ihr bewieset auch dadurch, daß es unmöglich seyn würde, in Eurer Nähe den Prinzen gut zu erziehen. Ich sah mich daher gezwungen, ihn unter einer andern Gestalt Eurer Gewalt zu entrücken. Da er aber unter dieser eben sowohl den bösen Neigungen seiner Seele folgte, so veranlaßte dies, durch meine Eingebung, seine vermeintlichen Aeltern, ihn in jenes Institut aufnehmen zu lassen, worin ich den Vorsitz hatte. Um vieles gebessert verließ es Euer Sohn. Aber seine noch nicht ganz besänftigten Leidenschaften zogen ihm während seiner Universitätsjahre manchen Zweikampf zu, aus

dem er jedoch durch meinen unsichtbaren Schutz meist glücklich hervorging, bis ihn der letzte mit seinem Jugendfreund einem neuen Schicksale entgegenführte, durch das er aber vollends geläutert worden ist, was ihn jetzt Eurer und seines Volkes Liebe würdig macht.“

Nach diesen Worten verschwand der Greis, und vergebens wünschten ihn Alle zurück.

Der König befahl hierauf, daß in allen Kirchen seines Landes Dankfeste gefeiert würden. Auch öffentliche Feierlichkeiten zum Vergnügen des Volkes wurden angestellt. Und dieses freute sich von Herzen, weil es unter der kräftigen Regierung eines guten Fürsten einer schönen Zukunft entgegen sah. Und es fand sich nicht getäuscht. Denn kaum hatte der Prinz nach seines Vaters Tod den Thron bestiegen, als man unter ihm Künste, Gewerbe und Wissenschaften aufblühen sah, und Recht und Gerechtigkeit in allen seinen Staaten geübt wurden, so daß man die Zeit seiner Regierung das goldene Zeitalter nannte.

Der neue König ernannte bei seiner Thronbesteigung Vinzent, seinen Jugendfreund, dem er mit aller Liebe anhing, zu seinem ersten Staatsminister, und Beide vereint, führten die Zügel der Reichsverwaltung so kräftig von Innen und von Außen, daß kein Feind es wagte, diesen

wohl bewachten Staat ohne hinlänglichen Grund anzugreifen, und ein langer Friedensstand ihn nur um so mehr beglückte, und reich an Wohlstand und Gütern machte.

Die verwandelten Kinder.

Fridolin und Ulrika hatten von ihren Aeltern keine ganz gute Erziehung erhalten; sie achteten zwar viel auf den äußeren Anstand ihrer Kinder, aber sie wendeten wenig Sorgfalt auf die innere Bildung ihres Herzens und Gemüthes. Daher kam es, daß die Kleinen allerlei üble Gewohnheiten und Fehler annahmen, wodurch sie sich allgemein verhaßt machten. Fridolin war zornig und rachsüchtig. Wenn ihn einer seiner Kameraden beleidigte, so fuhr er hitzig auf ihn los, und ließ ihm seine Hand fühlen; oder hatte er dazu nicht sogleich Gelegenheit, so vergaß er darum nicht, ihn noch nachträglich dafür zu züchtigen. Auch fand er ein großes Vergnügen daran, Anderer Thun und Lassen nachzuäffen, um sie dadurch in Jedermanns Augen lächerlich zu machen. Doch schadete er sich dadurch am meisten selbst;

denn Niemand liebte ihn. — Auch seine Schwester Ulrika war nicht viel besser, ja in mancher Hinsicht sogar noch schlimmer, denn sie hatte ein tückisches Gemüth, so daß sie bei der geringsten Veranlassung ihrem Gegner heimlich zu schaden suchte; oder waren es Kinder ihres Alters, die sie beleidigten, so fuhr sie unvermuthet auf sie zu, und krellte und kniff sie so lange, bis sie ihre Absicht erreicht, und sich gerächt hatte. Dabei war sie auch ein überaus naschhaftes Mädchen. Daß solche Kinder nicht geliebt, vielmehr gefürchtet wurden, kann man sich leicht vorstellen; es zog sich daher auch Jedermann von ihnen zurück, sogar die Dienenden des Hauses. Letztere wagten es selbst nicht, ihre Dienstherrschaft von den Unarten ihrer Lieblinge (da sie solche besonders häufig hinter deren Rücken ausübten), zu benachrichtigen, weil sie meist scheele Gesichter dazu machten, und die Bösartigen öfters sogar in Schutz gegen sie nahmen, statt sie zu bestrafen. Die Folge davon war, daß das Gemüth dieser Kinder sich immer mehr verschlimmerte, wodurch sie ihrem gewissen Verderben entgegen gegangen seyn würden, wenn nicht ein glückliches Ereigniß sie gerettet hätte.

Als die Geschwister eines Tages allein zu Hause waren, hörten sie an der Thüre klopfen,

und riefen zugleich: Nur herein! Da erschien ein kleines, krummbeiniges Männchen in einem abgetragenen Rock und alten Beinkleidern. Es fragte stotternd: „Sind eure Aeltern nicht zu Hause?"

Sogleich gab auch Fridolin seinen Beinen eine schiefe Richtung, und äffte schnell die stotternde Stimme des Fremden nach, indem er sagte: „Nei — n mei — ne Aelt — ern sind ni — cht zu Hau — se." Und als das Zwerglein sich umwendete, und sich gegen die Stubenthür zurückzog, huckte sich Fridolin hinter dessen Rücken zusammen, um eben so klein zu scheinen, und ahmte zugleich seinen wackeligen Gang nach. — Da sprach Ulrika ganz freundlich: „Wollt Ihr nicht ein wenig warten, lieber Mann, bis der Vater zurückkommt?" Zugleich kniff sie ihn in die Waden, und stellte sich bei seinem Zusammenfahren, als wäre sie es nicht gewesen. Jetzt verlängerte sich das Männchen immer mehr und mehr, bis es so groß wie ein Riese wurde. Die Geschwister sahen diese Veränderung mit Schrecken und Erstaunen. Er aber achtete nicht darauf und sprach: „O ihr unartigen, abscheulichen Kinder! Glaubt ihr vielleicht, ich wisse es nicht, daß der bösartige Knabe da meine traurigen Gebrechen, so wie meinen Gang nachgeahmt hat? Und gibt er da-

durch nicht Beweise eines ganz verdorbenen Herzens, wenn er Unglückliche durch Nachahmung ihrer körperlichen Fehler zum Ziel seines Spottes macht, statt sie zu bemitleiden und Gott zu danken, daß er ihn besser gebildet hat?" —

„Ach! sagte Fridolin ängstlich, ich habe mir dies nicht bedacht!"

„So hast du dich also einem unvernünftigen Thiere, z. B. dem Affen, gleich gestellt, der auch nur sich unbewußt, dem Triebe seines bösen Herzens folgt, und ihn durch Nachahmung alles dessen, was er von Andern leisten sieht, oder durch Ausübung boshafter Tücke zu befriedigen sucht. — Du bist ganz würdig, in seine Fußstapfen zu treten, und sollst daher auch so lange seine Gestalt tragen, bis daß du deine Fehler erkennest und dich besserst." — Zugleich berührte ihn der Zauberer mit seinem Stabe, und Fridolin ward in einen Affen verwandelt. — Er folgte sogleich dem Naturtriebe dieses Thieres, und warf, sich zu rächen, alles, was er ergreifen konnte, an den Kopf des Riesen; allein ohne ihn zu erreichen, kehrten die Gegenstände geraden Weges zurück an den Kopf des Affen, so daß er schreiend und grinsend sich in einen Winkel des Zimmers verbarg.

Jetzt wendete sich der Zauberer zu Ulrika, und sprach: „Und du, heimtückisches, böses Mädchen,

die du immer im Stillen darauf lauerst, Andern Böses zuzufügen, glaubst du vielleicht, ich habe es nicht gewußt, daß du es warst, die mich in die Waden kniff? — Und dabei sahst du so freundlich aus, als wie die Katze, wenn sie hinterlistig auf Raub ausgehet; auch bist du eben so naschhaft, wie sie. Ihre Gestalt sollst du daher auch so lange tragen, bis daß dein Gemüth sich gebessert haben wird."

„Wie kann ich mich aber bessern, schluchzte Ulrika, wenn ich unwillkührlich dem Naturtriebe dieses Thieres folgen muß?"

„Nicht unwillkührlich sollst du ihm folgen. Die Erkenntniß des Guten und Bösen und der Wille, das Eine oder Andere auszuüben, sollen euch Beiden bleiben." — Er gab, indem er dieses sagte, Ulriken einen kleinen Schlag mit seinem Stabe, und sogleich wurde sie in eine Katze verwandelt, die zornig auf den Riesen zusprang, und ihm die Augen auszukratzen drohte. Er aber faßte sie mit seinem Zauberstab, und schleuderte sie weit von sich. Zugleich erbebte das Zimmer; der Zauberer verschwand, und die Geschwister befanden sich auf offener Straße. Sie hatten den Gebrauch der Sprache behalten, aber das Bewußtseyn von dem, was sie vorher gewesen, oder gethan, verloren. Nur die Erinnerungen an die

Worte des Zauberers: „daß sie sich bemühen sollten, besser zu werden,“ war ihnen geblieben.

Die verwandelten Kinder befolgten nun den Trieb jener Thiere, deren Gestalt sie trugen. Fridolin, der Affe, stieg auf einen Obstbaum, und naschte von den Früchten, die er trug. Und Ulrika, die Katze, fuhr auf eine Fledermaus los, zerriß sie in Stücke, und schmauste sie mit Haut und Knochen auf. —

Beide waren noch mit ihrem Raube beschäftiget, als ein herrschaftlicher Wagen vorüberfuhr. Sogleich brach der Affe einen Zweig von dem Baume, worauf er saß, und warf ihn dem Kutscher an den Kopf. Und als die Herrschaft sich neugierig nach dem Thäter umsah, umsausten sie eine Menge Aepfel, die der Schalk ihnen zuwarf. Dieser Muthwille gefiel aber den Fremden so wohl, daß sie dem Kutscher befahlen, das Thier einzufangen. Während dieser damit beschäftiget war, bemerkten sie jetzt auch die Katze, wie sie so eifrig den Mäusen nachjagte. Da sagte die Dame, die im Wagen saß: „Dies scheint eine gute Mäusefängerin zu seyn. Wir haben dergleichen Thiere so viele in unserm Hause, daß es wohl gut seyn würde, diese Katze mitzunehmen. Auch scheint sie noch jung und spiellustig zu seyn; sie würde unsern Töchtern daher viel Vergnügen machen.“

„Und nicht weniger der Affe, fiel der Herr ein. Er wird sie und unsere Söhne gewiß durch seine Nachahmungssucht ungemein belustigen.“

Es ward demnach beschlossen, die Thiere mitzunehmen. Sie wurden von der jungen Familie sehr freundlich aufgenommen. Der Affe bewohnte das Zimmer der Söhne, und die Katze das der Töchter. — Jener folgte seinem innern Triebe, und ahmte alles nach, was er die Knaben verrichten sah. Aber er that es nicht unwillkührlich, wie andere Thiere seines Gleichen; — nein, er wußte recht wohl, ob er dadurch seinen jungen Beschützern, oder derer Erzieher, schadete oder nicht. —

Als Jene nun eines Tages Obst gegessen hatten, und die Ueberreste stehen ließen, schlich Magot, so nannten sie den Affen, sogleich herbei, und verzehrte sie. Als die jungen Herren aber den Diebstahl bemerkten, nahmen sie eine Ruthe, und züchtigten den Räuber tüchtig dafür. Da dachte Magot: hättest du doch lieber das Obst an seiner Stelle gelassen. — Eines Tages wurde einer von den Knaben bestraft, weil er seine Lektion nicht gut gelernt hatte. — Sogleich ahmte der Affe auch alle Bewegungen des Lehrers und des Schülers nach, und wollte eben auch einen Stab nehmen, Letzterem einige Hiebe zu geben;

da ergriff aber der Lehrer schnell den seinigen, und durchgerbte Herrn Magots Fell tüchtig, indem er sagte: „Wart, ich will dich lehren, Andere schadenfroh nachzuäffen! Solltest du nicht lieber Mitleid mit deinem jungen Herrn haben und ihn bedauern?“ —

Freilich, dachte Magot, wäre es klüger und besser gewesen, wenn ich es gethan, dann wäre ich nicht gezüchtiget worden und hätte keinen Verweis erhalten.

Als Magot bald darauf zugegen war, wie der Lehrer einen Brief schrieb, ihn dann mit Stiebsand bestreute und davonging, sagte er: „Dies muß ich doch auch zur Probe nachmachen!“ Aber zugleich fiel ihm auch ein, daß er hier Gelegenheit hätte, sich für die empfangenen Schläge zu rächen, wenn er statt des Streusandes das Dintenfaß über das Papier ausgöße. — Gedacht, geschehen! Magot vollbrachte die That, und setzte sich neugierig in einen Winkel des Zimmers, zu sehen, was nun erfolgen würde. —

Der Lehrer kam zurück. Er erstaunte über die unerwartete Bescherung, und setzte seine Zöglinge darüber zur Rede. Allein diese versicherten ihre Unschuld, und bewiesen auch durch andere Gründe, daß sie in der Zeit seiner Abwesenheit das

Zimmer nicht betreten hätten, und auch Niemand anders hereingekommen war. Jetzt fiel der Verdacht auf Magot. Er wurde aus seinem Hinterhalt hervorgezogen und in einen Käfig gesteckt, worin er für sein Vergehen einige Tage büßen sollte. Hier hatte er Zeit zu überlegen, daß böse Thaten keine guten Früchte tragen; auch nahm er sich vor, sie in Zukunft zu unterlassen. — Als er aber eines Tages sah, wie seine jungen Gebieter in Abwesenheit ihres Aufsehers versuchten Tabak zu rauchen, schlich er sich auch hinzu, ergriff eine Pfeife, und that ein Gleiches. Die Knaben wollten dies nicht zugeben, und bemühten sich, ihm die Pfeife wegzunehmen; Magot ward aber hierdurch so zornig, daß er sie in Stücke zerschlug, und die Ueberreste den Kindern an den Kopf warf, die deshalb so gewaltig schrieen und weinten, daß man glaubte, es sey ein großes Unglück geschehen, und ihnen alle Hausgenossen zu Hilfe eilten. Auch der Kutscher, der eben ausfahren wollte, war unter ihnen. — Als er hörte, was geschehen war, erhob er seine Peitsche, und ließ sie tüchtig auf Magots Rücken tanzen, so daß er starke Schwielen bekam, und bei sich selbst sagte: „Was habe ich nun davon, daß ich die Pfeife zerbrach, und die Trümmer den jungen Herren an den Kopf warf? Nichts als einen

durchklopften Rücken, der mich Tage lang schmerzen wird."

Indessen dies vorging, war Myra, die Katze, bei den Töchtern des Hauses wohl aufgenommen. Sie spielten mit ihr, und streichelten und küßten sie. Sie ließ sich dies auch alles gefallen, so lange es ihr behagte. — Gefiel ihr aber die Unterhaltung nicht mehr, so hieb sie die Fräulein mit ihren Krallen unversehens ins Gesicht, und sank dann wieder, wie ruhig schlafend, auf ihren Schoos zurück, so als wenn sie es nicht gewesen wäre; die Mädchen kannten aber ihre Tücke wohl, und bestraften sie jedesmal so lange, bis daß sie einige Zeichen der Besserung gab; aber sie war nicht von langer Dauer.

Adelinde, das jüngste Fräulein, hatte einen schönen Kanarienvogel, den sie ungemein liebte und mit Zärtlichkeit überhäufte. Dies verdroß aber die Katze; denn sie war neidisch über diesen Vorzug. Tückisch setzte sie sich demnach eines Tages neben den Käfig, stellte sich, als läge sie in tiefem Schlafe, und lauerte hier so lange, bis der Vogel sich ihr hinlänglich näherte. Da langte sie mit ihrer Pfote vorsichtig durch den Zwischenraum der Stäbe, packte das Thierchen beim Kopf, und riß ihm denselben mit einem Zuge ab. — Kaum war die That geschehen, als Myra sich als

eine Mörderin betrachtete, und die Flucht ergriff. Auch fürchtete sie Strafe und Vorwürfe; sie verbarg sich daher mehrere Tage auf einen Boden des Hauses, wo sie blos allein von Mäusefleisch lebte. Es gab aber auch hier Ratten, mit denen sie in starken Zweikampf gerieth, und oft ihres Lebens nicht sicher war. Eines Tages brachten sie ihr wirklich so tiefe Wunden bei, daß sie in ein Jammergeschrei ausbrach, und in ihrem Blute liegen blieb. Hier wurde sie von den Mägden des Hauses gefunden, welche kamen, Wäsche aufzuhängen. Sie hatten Mitleiden mit Myra, und überbrachten sie ihrer jungen Herrschaft. Statt nun sie für den gemordeten Vogel zu züchtigen, wie es Myra erwartet hatte, wurde sie mit Erbarmen aufgenommen, und von Adelinen gewartet und gepflegt. Da dachte die Katze: Wie viel besser als ich ist doch dieses gute Kind! Ich habe aus Neid ihre Freude zerstört, und ohne sich zu rächen, bezeigt sie sich mir als meine größte Wohlthäterin; und sie scheint dabei so glücklich, während mir mein böses Gemüth nichts denn Verdruß und Gewissensbisse bereitet. Und meine Näschereien mich in Fälle und Ungelegenheiten bringen, die mir mehr Schaden als Genuß gewähren.

Eine Zeit lang ging es nun mit den verwandelten Geschwistern ganz gut. Sie fingen an zu

erkennen, daß böse Handlungen nichts denn Verdruß bringen, und Abscheu erregen; während ein gutes Gemüth sein Glück in sich selbst, und in der Liebe Anderer findet. — Aber doch konnten sie ihre frühere Natur nicht ganz verläugnen. — Als sie daher eines Tages allein zu Hause geblieben, und die junge Herrschaft mit ihren Vorgesetzten ausgegangen war, sagte Magot, der Affe, zur Katze: „Da wir jetzt so hübsch unsere eigenen Herren sind, ohne alle Aufsicht, so wollen wir uns unsere Freiheit zu Nutze machen, und recht hübsch miteinander spielen. Ich will die Mutter vorstellen, und du, Myra, das Kind. Willst du?"

„Warum nicht! Aber du mußt mich auch gut halten, und immer meinen Willen thun."

„Wenn du aber böse und ungehorsam bist, wirst du doch nicht wollen, daß dies ungestraft bleibe? Du weißt wohl, daß dabei nichts herauskommt. Es ist besser, du wirst gut erzogen, dann wirst du dagegen, wenn du in der Folge keine Fehler mehr begehest, niemals gestraft, sondern immer nur gelobt und geliebt werden. Und du weißt aus unserm eigenen Beispiele, was man zu leiden hat, wenn man nicht gut ist. Die Züchtigung folgt jedem Vergehen nach, eben so die Belohnung, wenn wir recht handeln."

„Und dann ist man auch immer vergnügt, sagte Myra, und man wird niemals von seinem eigenen Gewissen beunruhigt, wie es bei mir und dir schon so oft der Fall war.“

„Gut! Also wenn du artig bist, Myra, und gehorsam, so werde ich dich gut behandeln; bist du aber böse und ungehorsam, so werde ich dich bestrafen.“

„Und wenn du deinem bösen, rachsüchtigen Gemüth folgst, Magot, und mir ohne Ursache schadest, so werde ich dir dafür die Augen auskratzen.“

„Du weißt ja, Myra, daß ich nicht mehr so bösartig bin, wie ehemals, und daß ich mir meine Besserung ernstlich vorgenommen habe.“ —

„Dies ist ja auch bei mir der Fall, fiel Myra ein; darum sprich nur gar nicht mehr von meinen Unarten.“

„Gut, so will ich denn Anstalt machen, dich wie ein Wickelkind anzukleiden. Dann trage ich dich herum und warte und pflege dich, als wenn du ein Menschenkind wärest.“

Zugleich ging Magot zu einem Kastenschrank, zog eine Schublade heraus, und wählte einen vollständigen Kinderanzug nebst einer Windel, die er auf dem Tische, worauf ein Wickelkissen lag, ausbreitete. Hierauf holte er ein Becken mit

Wasser, einen Schwamm und Seife, so wie er es von des jüngsten Fräuleins Kinderfrau gesehen. — Er nahm dann Myra in Arm und sprach: „Komm, mein Kindchen, damit ich dich weiß und reinlich wasche und ankleide. Wenn du recht artig und folgsam bist, sollst du auch ein Töpfchen voll Milch von mir haben.“

Als Myra von der Milch hörte, war sie sogleich bereitwillig zu gehorchen, und Magot nahm sie vom Arm, und setzte sie auf das Kissen. Hierauf faßte er den Schwamm, und wusch ihr das Gesicht; als sich aber die langen Barthaare gar nicht unter jenen fügen wollten, und immer wieder hervorsträubten, sagte Magot: „Deine Bartborsten sind gar zu steif; ich will sie dir ein wenig abnehmen.“ Zugleich ging er, ein Rasiermesser zu holen. — Myra blieb indessen behaglich auf dem weichen Kissen liegen, und schnarchte nach Herzenslust. Als ihr aber der Affe das Gesicht einseifte und mit dem scharfen Messer unter der Nase herumfuhr, brach sie in ein starkes Niesen aus und fluterte dem Affen die ganze Seifenbrühe in's Gesicht, so daß er, sich schüttelnd, davon lief. — Als er aber zurückkehrte, sagte er zu Myra: „Wenn du dich ruhiger verhalten willst, sollst du auch ein gutes Stückchen Braten haben, das ich dir von meinem Abendessen abtreten will.“

„Ich will mich wohl ruhiger verhalten, sprach Myra; aber du mußt mich auch nicht mehr einseifen wollen.“

„Nein, ich werde dich blos ankleiden und in das Kissen wickeln.“ — Die Katze ließ nun alles mit sich machen; denn die Wärme der Kleidung und des Kissens thaten ihr wohl. Als sie fertig war, nahm sie der Affe in den Arm und herzte und küßte sie nach Affenart. Als seine Zärtlichkeit aber anfing Myra lästig zu werden, gab sie ihm einen Klapps mit ihren Pfoten.

„Weil du so bösartig bist, sagte hierauf Magot, so will ich dich auch gar nicht mehr lieb haben, und dich in die Wiege legen.“

Myra ließ sich dies gefallen. Als er aber anfing, sie aus allen Kräften zu wiegen, wollte sie nicht mehr liegen bleiben. Magot sprach begütigend: „Wenn du hübsch ruhig bist, mein Kindchen, so will ich dir ein Töpfchen mit Milch holen, das dir gut schmecken wird.“ —

„Ja ja, ich will ruhig seyn!“ erwiederte Myra miauend.

Magot stieg nun auf einen Stuhl, und holte ein Töpfchen mit Rahm aus einem Schränkchen. Die Katze verfolgte indessen seine Bewegungen mit lüsternen Blicken. Da sagte Magot: „Ich will nur vorher versuchen, ob das Getränk nicht

sauer ist.“ — Zugleich streckte er die Zunge darnach aus, und schlürfte naschhaft davon ein, während Myra mit sehnsüchtigen Augen nach ihm hinschielte. Als aber der Topf schon zur Hälfte geleert war, zwängte der Affe den Kopf immer tiefer hinein, bis dieser fest darin sitzen blieb, und er den Schädel nicht mehr zurückziehen konnte. — Er wußte nun vor Angst nicht, was er anfangen sollte. — Zerschlug er das Gefäß, sich davon zu befreien, so hatte er, wenn er als Thäter entdeckt würde, Strafe dafür, und zugleich für seine Naschhaftigkeit zu erwarten; behielt er es aber unzerbrochen auf dem Kopfe, so stand ihm doch nur einfache Züchtigung bevor. Myras Vorwürfe wegen seiner Wortbrüchigkeit achtete er nicht, weil er jetzt in ihrem unbehilflichen Zustand ihre Krallen nicht zu fürchten hatte. Er zog sich demnach stillschweigend in einen Winkel zurück, entschlossen, hier sein Schicksal in Geduld zu erwarten.

Jetzt, da alles stille im Zimmer war, schlichen ein paar Mäuse hervor, sich hier zu belustigen. Kaum aber hatte sie Myra bemerkt, als sie Anstalt machte, sich ihrer zu bemächtigen. Aber vergeblich! Magot hatte sie so fest in das Kissen gebunden, daß sie sich nicht von selbst befreien konnte, und wie eine Rasende im Bette herumfuhr. —

Jetzt öffnete sich plötzlich die Thür, und die Kinder des Hauses traten mit ihren Vorgesetzten herein. Alle staunten aber nicht wenig, als sie die rasirte Katze im Bette liegend, und den Affen mit einem Topfe auf dem Schädel in einem Winkel des Zimmers stehen sahen. — Die Fräulein näherten sich lachend der Wiege und fragten: „Was ist denn aus dir, Myra, geworden?"

„Ach, ein kleines, ungezogenes Kind, sagte sie weinerlich, das nicht im Bette bleiben, sondern ein Mäuschen fangen will."

„Ha, ha, ha! Du siehst ja aus, wie ein geschorenes Schäfchen! Wer hat dich denn in diesen Zustand versetzt?"

„Ach, Magot, der ungetreue Bösewicht hat es gethan!"

Jetzt wendeten sich aller Augen nach dem Affen, der bewegungslos an seiner Stelle blieb.

„Und was ist denn mit dir, Magot, vorgegangen?" fragten Alle, indem sie in neues Gelächter ausbrachen. — Er antwortete:

„Ich bin Soldat geworden, und stehe hier Schildwache."

Ha, ha, ha! Und der Milchtopf, den du wahrscheinlich vorher geleert hast, stellt gewiß die Grenadiermütze vor?"

„Nicht anders!" versetzte der Affe.

Da sagte der Hofmeister: „Da du also gegen die militärischen Gesetze gehandelt, und gethan hast, was dir verboten war, so verurtheile ich dich, als dein Vorgesetzter, dreimal Spißruthen zu laufen.“

Als dies die Knaben hörten, gingen sie sogleich, Ruthen zu holen. Sie stellten sich hierauf in zwei Reihen. Magot mußte den Weg dreimal durchziehen und erhielt von jeder Hand einen tüchtigen Hieb, so daß er laut schreiend allerlei Sprünge und Grimassen machte.

„So geht es den Milchnäschern!“ riefen alle. „Bessere dich, Magot, dann wirst du nicht mehr gestraft werden. Denn jeder Uebelthat folgt eine Züchtigung nach, und das mit Recht.“

Sehr gedemüthiget kroch Magot unter die Wiege, in der Myra, voll Erwartung, was nun über sie ergehen würde, ganz ängstlich lag. — Die Kinder traten jetzt zu ihr und sagten: „Was sollen wir nun mit dir anfangen, da du doch wahrscheinlich Theil an Magots Vergehen genommen hast?“

„Ach, sprach die Katze, bin ich denn nicht schon dadurch gestraft genug, daß ich hier eingezwängt liegen muß; nichts von dem guten Rahm bekam, den Magot getrunken hat, und überdem

zwei Mäuschen versäumte, die mir sicher zu Theil geworden wären.“

„Du siehest hieraus, versetzte die Hofmeisterin, wie jede unrechte Handlung eine üble Folge nach sich ziehet. Hättest du während unserer Abwesenheit deine Pflicht erfüllt, und das Haus von Mäusen gereiniget, statt mit Magot zu spielen, so würden wir dich jetzt lieben und loben; du hättest Mäusefleisch erhalten, und hier von uns ein Fläschchen voll guter Milch, die wir dir vom Meierhofe mitgebracht hatten. Nun aber bekommst du nichts, und mußt Magot in seiner Gefangenschaft zwei Stunden lang Gesellschaft leisten. Hier vereint, könnet ihr nun miteinander berathen, was besser ist: entweder fortan böse zu bleiben und gestraft zu werden, oder gut und hierdurch glücklich zu seyn.“

Jetzt erschien ein Diener, und führte die zwei Sträflinge in eine einsame Kammer, wo sie eingeschlossen wurden. Anfangs waren sie ganz ruhig, und keines gönnte dem andern ein Wort. Endlich sprach Magot:

„Zu was hilft das Zürnen! — Wir haben beide gefehlt, und sind dafür gestraft worden; das ist billig.“

„Aber du bist doch straffälliger, als ich, sagte Myra. Du hast mich zum Spiele verleitet, und

mir die Milch versprochen, die du nachher selbst getrunken hast. Auch bist du ein Dieb, weil du sie andern entwendetest."

„Alles dies ist wahr, versetzte der Affe; aber hätte ich dir den Rahm gegeben, so würdest du ihn getrunken und dadurch Theil an dem Raube genommen haben, den ich blos dir zu Liebe begangen habe. Du bist also nur dem Scheine nach besser als ich."

„Ach, du hast Recht! erwiederte Myra. Es ist doch eine häßliche Sache, böse zu seyn! Immer ist man dabei unglücklich!"

„Wollen wir doch eine Zeit lang versuchen, gut zu seyn, Myra, und dann sehen, was dies für einen Erfolg hat. Ich, zum Beispiel, will nicht mehr zornig seyn, und nicht mehr Andern nachäffen, sie dadurch lächerlich zu machen."

„Und ich, Magot, will mir die Naschhaftigkeit abgewöhnen; und will auch nicht mehr hinterlistig und tückisch gegen meine Freunde und Hausgenossen seyn."

Beide hielten Wort. Sie bemüheten sich aus allen Kräften, ihre Fehler abzulegen. Und dies gelang ihnen so gut, daß sie sich dadurch gar bald die Liebe ihrer jungen Herrschaft und aller Hausgenossen erwarben. Von Strafe war demnach nun keine Rede mehr; es überhäufte sie dagegen

Jedermann mit Liebe und Freundlichkeit, und sie fühlten sich hierdurch unendlich glücklicher wie damals, als sie noch böse Gesinnungen hegten und sie gegen Jedermann äußerten. —

Als sie nun eines Tages ganz friedlich miteinander spielten, öffnete sich die Stubenthür, und das uns schon bekannte Zwerglein trat herein. Die Geschwister konnten sich seiner nicht mehr erinnern, weil sie mit ihrer Verwandlung jede Rückerinnerung verloren hatten. Es fragte, wie damals, nach den Besitzern des Hauses. — Es konnte aber vor gewaltigem Stottern die Worte kaum herausbringen; auch das Stehen ward ihm sauer wegen seiner krummen Beine. Magot antwortete mit höflichen Worten:

„Wenn Ihr mit dem Herrn des Hauses zu sprechen habt, so will ich Euch sogleich bei ihm melden.“

Und Myra sprach: „Indessen setzet Euch, lieber Mann, denn es scheint mir, als komme Euch das Stehen sauer an.“

„Ist das euer Ernst, Kinder? fragte das Zwerglein stotternd, und wollet ihr mich nicht wieder, wie vormals, wegen meiner körperlichen Gebrechen verspotten?“

„Verspotten! sagten die Geschwister. Seyd Ihr denn nicht ein Unglücklicher, den man viel-

mehr beklagen muß? Und wenn hätten wir denn dies jemals gethan? Auch nennt Ihr uns Kinder, wir sind ja aber nur Thiere, obgleich wir sprechen können."

„Ihr seyd es durch meine Kunst geworden, damit ihr euch bessern solltet. — Und es ist euch gelungen. Ich war immer unsichtbar in eurer Nähe, und habe mit Vergnügen die Fortschritte, die ihr im Guten gemacht, bemerkt. Ihr habt hierdurch dem Ausspruche des Schicksals Genüge geleistet, und sollt nun eure natürliche Gestalt wieder annehmen." — Zugleich berührte er sie mit seinem Zauberstabe; — ihre falsche Hülle fiel ab, — und als Jüngling und Jungfrau erblickten sich die Geschwister. Zugleich hatten sie auch ihre Erinnerungskraft wieder erhalten, und schauderten unwillkürlich zurück, als sie das Männlein erblickten, das sie jetzt sogleich an seiner Gestalt erkannten, und das sich, wie damals, wieder zu einem Riesen vergrößerte. — Er sprach:

„Fürchtet nun nichts mehr von mir, so lange ihr gut seyn werdet, — denn ich liebe und beschütze die Tugendhaften. Nur die Bösen haben meine Gewalt zu fürchten. — Indessen bereitet euch, mir zu euern Aeltern zu folgen. Doch machet vorher eure bisherigen Wohlthäter mit der Veränderung eurer Lage bekannt, damit ihr nicht

als Undankbare ihr Haus verlasset. In einer Stunde werde ich wieder kommen, euch in eure Heimath abzuholen."

Indessen hatten die Aeltern der verschwundenen Kinder traurige Tage verlebt. Durch einige Anzeigen, die sie durch den Zauberer erhielten, konnten sie zwar vermuthen, was mit ihnen vorgegangen war; und sie machten sich bittere Vorwürfe, sie nicht besser erzogen zu haben. „Ach! seufzten sie eines Tages, wenn sie uns der Himmel nur noch ein Mal anvertrauen wollte, — gewiß, wir würden nicht mehr so nachsichtig mit ihren Fehlern seyn!" —

Da vernahmen sie eine Stimme, die sprach:

„Ihr sollet Eure Kinder gebessert wieder sehen. Erfüllet Ihr aber Eure Pflicht nicht, sie immer zum Guten anzuhalten, so werden sie Euch auf immer entrissen werden!"

Jetzt öffnete sich die Thür, und die so lange beweinten Kinder stürzten in ihre Arme. Sie erschienen aber so sehr zu ihrem Vortheil verändert, daß die Aeltern sie kaum mehr erkennen konnten. Sie waren nicht nur von Gestalt groß und schlank geworden, auch ihre Gesichtszüge hatten sich verschönert, seitdem ihr Gemüth gebessert war. Denn statt des bösen, tückischen Blickes, der sie vorher

ganz entstellte, blickte nun aus ihren Augen eine sanfte, wohlwollende Seele, die Jedermann für sie einnahm. Vorher floh man ihren Umgang, jetzt aber bewarb man sich darum, und sie besaßen nun eben so viele Freunde, als sie vormals Feinde hatten.

Die Reise nach der Unterwelt.

In einem alten, baufälligen Schlosse lebte einst eine gräfliche Familie, die arm an Gütern, aber reich an Adelstolz war. Wer ihnen nicht gleich an Geburt kam, besonders solche, die nicht von Adel waren, sie mochten noch so geistreich, tugendhaft und liebenswürdig seyn, — sie achteten dieselben gering und vermieden jeden genauen Umgang mit ihnen. Da sich aber in dieser Gegend wenig andere adeliche Häuser befanden, und die gräfliche Herrschaft weder Geld noch kostbares Gefährt besaß, sich entfernteren Umgang zu suchen, so blieb sie meist für sich allein und führte ein einsames, trauriges und ungeselliges Leben, während man sich in andern, weniger vornehmen Familienkreisen wohl und glücklich fühlte, und jene arme Menschen bemitleidete, die in ihrem Irrsinn einen so hohen Werth auf vergängliche Dinge

setzten, die vor Gott und edelgesinnten Menschen doch nur wenig gelten. — Sie hatten vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter. Da sich nun die Aeltern eifrig bemühten, ihnen gleiche Vorurtheile über ihren Stand einzuprägen, so war es wohl natürlich, daß die armen Kleinen sich vornehmer und besser denn alle Einwohner des Ortes dünkten, und sich scheu und stolz von ihnen zurückzogen. Nur die jüngste Tochter, Korine, ein hübsches, kleines Mädchen, machte davon eine Ausnahme; sie grüßte Alle freundlich, und man sah es ihr am Gesichte an, daß sie sich gern mit Jedermann redselig unterhalten hätte, wenn es ihr nicht streng verboten gewesen wäre. Besonders aber war es auffallend, wenn die Familie Sonntags in einem alten, abgenutzten Wagen, auf dem die verblichenen Wappen der ältesten Vorfahren prangten, zur Kirche fuhr, und vornehm den Gruß der Vorübergehenden mit einem kleinen stolzen Kopfnicken erwiederte, und dagegen Korine mit ihrem heitern Gesichtchen freundlich dazwischen blickte, und wohlwollend dankte. — Da diese Kinder aber doch auch dachten und fühlten, wie andere Kinder geringeren Standes, und sich auch gern wie sie belustigen wollten, aber zur Theilnahme keine Gesellschaft ihres Standes hatten, so trieben sie untereinander

allerlei unartige Possen. Auch hielten sie es ihrem Range nicht entgegen, wenn sie auf Stühle und Bänke stiegen, oder sich auf der Schaukel wild herumschlangen. — So geschah es eines Tages, daß die älteste, Belinde, herunterstürzte, und das Bein brach. Da man aber die Kosten scheute, einen entfernten, geschickten Wundarzt kommen zu lassen, so wurde die Kur einem Manne anvertraut, der diese Kunst nicht hinlänglich verstand, und mithin das Bein so schlecht einrichtete, daß es krumm und schief blieb, und Belinde von nun an über die maßen hinkte. — Es stand nicht lange an, so stieg die zweite Schwester, Dorette, mit einer Scheere in der Hand, auf einen Stuhl, zum Fenster hinauszusehen; als sie aber wieder heruntersteigen wollte, wankte derselbe, — sie fiel herab, und durchstach sich mit der spitzigen Scheere das rechte Auge, so daß sie darauf blind ward. — Während die jungen Gräfinnen sich auf solche Weise schadeten, trieb ihr Bruder sein Wesen mit Gassenjungen. Nicht vielleicht, daß er sich herabgewürdiget hätte, mit ihnen zu spielen, — o nein! er trieb blos seinen Spott mit ihrem Thun und Lassen. Und hatte Einer unter ihnen irgend ein körperliches Gebrechen an sich, so ahmte er es nach, und machte sich auf alle Weise darüber lustig. — Eben so trieb er es auch mit seinen

älteren Schwestern. Bald hinkte er im Zimmer herum, wie Belinde; bald stellte er sich auf einem Auge blind, wie Dorette; worüber dann beide gewöhnlich so böse und ingrimmig wurden, daß sie sich oft kaum zu fassen wußten. — Hätten sie nützlichen Unterricht oder Umgang mit andern gutgebildeten Kindern gehabt, so würde sich wohl alles ganz anders gefügt haben. Aber dazu waren ihnen diese, obgleich sie in derselben Gegend wohnten, nicht vornehm genug; und zu erstern fehlte es der Familie an Geld, um einen Hauslehrer zu halten, — da ihrer Meinung nach der Unterricht, der von geschickten Lehrern in ihrem eigenen Orte ertheilt wurde, den gräflichen Kindern nicht angemessen seyn würde. So wuchsen sie demnach in ihrer Unwissenheit empor, und wurden mit den Jahren nur immer stolzer und eingebildeter auf ihren Rang. Dies aber ist immer ein Beweis von geringen Verstandesfähigkeiten desjenigen, der solchen Vorurtheilen anhängt.

Während dies mit den ältern Geschwistern vorging, hatte sich Korine einen ganz andern Weg gewählt. — Es wohnte in dem Hintergebäude ihres Hauses eine Frau, die man wenig beachtete, weil man sie nur selten sah; denn sie lebte still und eingezogen. Die Wenigen aber, die sie kannten, konnten ihres Lobes nicht satt werden;

sie priesen ihren Verstand, ihre beinahe überirdischen Kenntnisse, und ihre Wohlthätigkeit. — In dem Schlosse aber bekümmerte man sich darum wenig, weil man wußte, daß sie von geringem Stande war. Als aber Korine, die von Natur sehr neugierig war, einst von dieser Frau erzählen hörte, schlich sie sich unbemerkt in ihre Wohnung, sie hier persönlich kennen zu lernen. Die Fremde nahm sie gütig auf, setzte ihr köstliche Früchte vor, führte sie in ihren schönen Garten, und unterhielt sich mit ihr so freundlich und angenehm, daß Korinen die Stunden wie Augenblicke vergingen, und sie beim Abschiede versprach, sie täglich zu dieser Zeit wieder zu sehen. Dies war nämlich nach Tische, wo ihre Aeltern der Ruhe pflegten, und öfters ihre Geschwister ihnen Gesellschaft leisteten, weil sie vor Langerweile nicht wußten, was sie beginnen sollten. Korine konnte also ungehindert ihre Besuche bei der Fremden fortsetzen. Sie fühlte wohl, daß es nicht recht war, dies ihren Aeltern zu verheimlichen; allein sie fürchtete, sie davon zu benachrichtigen, weil sie voraus wußte, daß ihr dann aller Umgang mit der Unbekannten verboten werden würde; und sie fühlte doch, wie nützlich ihr dieser zur Bildung ihres Herzens und Geistes war. Denn die gute Frau ließ es nicht allein bei geselliger Unterhal-

tung bewendet seyn, sondern sie unterrichtete Korine auch auf alle Weise in jeder nützlichen Wissenschaft. Sie ihr auch sinnlich darzustellen, zeigte sie ihr die herrlichsten Kupferstiche, die sich darauf bezogen, und gab ihr, als sie lesen und schreiben konnte, die besten Jugendschriften in die Hand, sich dadurch zu erheitern und zu belehren. Jemehr aber Korine an Geisteskräften zunahm, jemehr erkannte sie die traurigen Vorurtheile, die ihre Aeltern und Geschwister von andern aufgeklärten und guten Menschen trennten. So sehr sie sich aber bemühte, sie bei jenen zu bekämpfen, um so weniger gelang es ihr. Sie beschuldigten sie einer gemeinen Denkart, und entzogen ihr ihre Liebe. Kaum bemerkten dies ihre Geschwister, als sie sich gleichfalls von ihr zurückzogen, und sich gegen sie alles Unrecht erlaubten. Denn schon lange war Korine der Gegenstand ihres Hasses, weil sie überaus schön von Gestalt, und durch eine höhere Geistesbildung von überaus edeln Sitten war. Und diese lehrten sie auch Jedermann mit Liebenswürdigkeit zu begegnen, ohne dadurch ihrem Stande im geringsten etwas zu vergeben. Jedes gab ihr sogar gern den Vorzug, weil sie ihn nicht verlangte, während man ihre Schwestern, von denen man weder Liebe noch sonst etwas aufzuheben hatte, mit Geringschätzung

behandelte. — Vor allen Andern aber machte sich Phanor, ihr Bruder, allgemein verhaßt. Er übte nicht nur einen ungemessenen Hochmuth gegen alle Einwohner des Ortes aus; er fuhr auch fort, deren Mängel und Gebrechen nachzuahmen und sie durch diesen Spott zu kränken und lächerlich zu machen. Besonders war ein alter Mann die Zielscheibe seiner Possen. Er war ausgewachsen, hatte einen dicken Hals, und einen kugelrunden Kopf, mit rothem Haare bedeckt.

Als nun eines Tages, zur Karnavalszeit, eine allgemeine Verkleidung im Lande statt fand, stellte Phanor jenen armen, gebrechlichen Mann vor. Zugleich seine Schwestern nachahmend, ohne zu bedenken, wie hartherzig und boshaft dieser Gedanke war, legte er ein Pflaster auf's rechte Auge, und machte sich mittelst Stelzen ein kurzes und langes Bein, so daß er ausnehmend hinkte. In diesem Aufzuge, eine Larve vor dem Gesichte, durchzog er alle Gassen des Ortes, und die Kinder liefen ihm jubelnd und schreiend schaarenweis nach. — Als er aber vor das Haus jenes alten Mannes kam, blieb er stehen, und fing an so komisch zu tanzen, daß Alle laut auflachten. Letzterer aber öffnete das Fenster, — und Phanor vernahm zu seinem Schrecken zugleich folgende Worte:

„Was du heut' bist, sollst ferner bleiben,
Du magst es nur dir selbst zuschreiben."

Da erschallte auf's Neue ein Gelächter, und Alle folgten dem Verlarvten nach; da er aber nicht erkannt seyn wollte, weil er doch wohl das Unrecht und die Unschicklichkeit seines Betragens fühlte, — so trieb er Alle mit einem Stocke zurück, und schlüpfte schnell in die Hinterthür seines alten Schlosses. — Aber von dieser Zeit an hat man ihn nicht wieder gesehen. — Er war und blieb verschwunden. — Die Aeltern waren darüber ausser sich vor Jammer; es war ihr Liebling, und sie hatten gehofft, durch ihn den Glanz ihres alten Hauses und Adels wieder zu erhalten. Auch seine zwei ältesten Schwestern betrübten sich sehr; denn ob er sie gleich öfters durch ihre Gebrechen verhöhnt hatte, so war er ihnen doch übrigens gleich gesinnt. Auch verloren sie dadurch ihren einzigen Spielgenossen. Korine konnte kein Wohlgefallen an ihren wilden, ausgelassenen Spielen finden, und zog sich scheu davor zurück. — Um so mehr Zeit blieb ihr nun dafür, sie dem Umgange der geistreichen alten Frau zu widmen. Auch bekümmerte man sich immer weniger um sie, jemehr sie heranwuchs, und durch ihre seltene Schönheit und Liebenswürdigkeit das Ansehen ihrer Schwestern verdunkelte, die von Tag zu Tag

an Häßlichkeit des Körpers und der Seele zunahmen, und deren Widerwärtigkeit und Gehaltlosigkeit sich in allen Zügen ihres ohnehin nicht schönen Gesichtes malten. — Ihre üble Laune, die sie gleichsam in sich nährten, suchten sie gewöhnlich an Korinen auszulassen, die aber hierdurch sehr schlimme Zeit hatte. — Sie versuchte Beide eines Tages dadurch zu begütigen, daß sie ihnen von den herrlichen Früchten gab, die sie in dem Garten der guten Frau gepflückt. — Kaum hatten sie dieselben aber erblickt, als sie zu wissen verlangten, wer sie ihr gegeben hätte? Und da sie dies verweigerte, erzürnten sie sich dermaßen, daß sie einen Apfel nach ihr warfen. — Doch kaum hatte er sie berührt, als er in einen kostbaren Diamant verwandelt, zu ihren Füßen niederfiel. Die beiden Schwestern stürzten habsüchtig darüber her, und jede wollte ihn haben. Als es endlich der ältern gelang, sich in dessen Besitz zu setzen, sagte sie: Wollen wir doch auch den Versuch mit den übrigen Früchten machen, und sie Korinen an den Kopf werfen; vielleicht daß sie sich alle in Diamanten verwandeln. — Und zugleich flogen die schönen Früchte an der jungen Gräfin Stirn. — Aber plötzlich verwandelten sich diese, statt in Brillanten, in große Ruthen, und zerklopften die Hände der bösen Mädchen der-

maßen, daß sie feuerroth wurden, und sie so sehr schmerzten, daß sie darüber in ein großes Klagegeschrei ausbrachen, wodurch ihre Aeltern herbeigezogen wurden, denen sie nun alles haarklein erzählten. Als sie aber zum Beweis der Wahrheit den Diamant und die Ruthen vorzeigen wollten, — war Alles verschwunden. — Sie beschuldigten nun ihre Schwester der Zauberei und sagten, daß sie keine Gemeinschaft mehr mit ihr haben wollten. Und die Aeltern, ohne sich vorher von der Wahrheit zu überzeugen, gaben ihren Lieblingen Gehör und wiesen Korinen ein einsames Zimmerchen zum Aufenthalte an, wo sie so lange verschlossen bleiben sollte, bis sie gestehen würde, woher sie die Früchte genommen hätte. Allein Korine fürchtete der guten alten Frau zu schaden, und sich auch des Umganges mit ihr zu berauben, wenn sie die Wahrheit, die sie selbst nicht begriff, bekennen würde; denn nie hatte jene ihr Veranlassung gegeben zu glauben, daß sie eine Zauberin sey.

Schon hatte Korine einen langen Tag in dem einsamen Gemach zugebracht, und die Zeit wurde ihr gewaltig lang; denn man hatte ihr weder Arbeit noch Bücher zu ihrem Zeitvertreibe zugelassen. — Als sie nun eben nachdachte, was ihr noch weiter Uebles begegnen könne, — klopfte es

leise an der Thür, und Korinens gute Freundin trat herein. Sie brachte ihr Bücher, Arbeit und herrliche Früchte, schöner als sie solche noch jemals gesehen hatte. — Aber von Verwandlung der vorhergegangenen schien sie nichts wissen zu wollen. —

Auf diese Weise brachte Korine mehrere Tage in der Gefangenschaft zu. Sie wurde täglich befragt, wie sie zu jenem Obste gekommen sey? Allein sie wollte dies nicht gestehen, weil sie, wie gesagt, fürchtete, der guten alten Frau zu schaden. Als diese aber bemerkte, wie sehr sich die junge Gräfin bekümmerte, ihren Aeltern nicht willfahren zu können, und ihnen ungehorsam seyn zu müssen glaubte, sagte sie:

„Wenn Ihr ihnen auch die Wahrheit gestehet, und doch jene wunderbare Verwandlung, die sich mit dem Obste zugetragen hat, nicht selbst bewirken könnet, so werden sie glauben, daß Ihr sie blos täuschen wollet, und Euch noch schlimmer behandeln, als vorher.“

„Was soll ich aber machen!“ seufzte die Gräfin.

Die Frau bedachte sich einige Zeit, hierauf fragte sie: „Wollet Ihr wohl meine Pflegetochter seyn, und Stand und Rang vergessen, wenn Euch eure Aeltern verstoßen sollten?“

„Ach, ihr Herz hat mich ja längst verstoßen! Und nur selten haben sie mir Liebe bewiesen, die sie doch so reichlich an meine Geschwister verschwenden, während Ihr, meine zweite Mutter, mich mit Zärtlichkeit überhäuftet, und meine Seele zur Tugend bildetet.“

„Gut, so saget ihnen, daß Ihr sie dort auf jenem, Euerm Zimmer gegenüber liegenden Hügel, mit der Wahrheit des Vorhergegangenen bekannt machen wollet. Jedoch nur unter der Bedingung, daß sie Euch dahin begleiten, könntet Ihr ihre Wünsche, so weit es in Eurem Vermögen steht, erfüllen.“

Korinens Aeltern zeigten sich Anfangs sehr abgeneigt, dies Verlangen zu gewähren; aber die Schwestern, welche vor Neugier brannten, das Geheimniß zu wissen, drangen so lange in sie, bis sie ihrem Ansinnen Gehör gaben.

Nachmittags bewegte sich der Zug langsam und stillschweigend dem verhängnißvollen Hügel zu. Weder Aeltern noch Geschwister würdigten Korinen eines Wortes. Und sie selbst kam sich wie ein Opfer vor, das man zum Schlachtaltare führte. — Als sie den Gipfel erreicht hatten, warf sich die betrübte Tochter zu ihrer Aeltern Füßen, und erzählte Alles aufrichtig, was sie von dem Umgange mit der Fremden wußte. —

Als sie aber auch die Verwandlung mit den Früchten eingestehen sollte, und wie dies damit zugegangen sey, verstummte sie, weil sie es selbst nicht wußte. Niemand aber glaubte ihr. — Mit Härte ward sie angelassen und der Zauberei beschuldiget. — Korine umfaßte die Kniee ihrer Aeltern; sie bat flehentlich, ihre Unschuld nicht zu bezweifeln, und auch der guten alten Frau zu verzeihen. Da riefen Vater und Mutter erzürnt aus:

„Entferne dich von uns und ergib dich ganz dieser Hexe! Wir erkennen dich nicht mehr für unsere Tochter!“ — Zugleich stießen sie die Unglückliche so heftig von sich, daß sie wankte, das Gleichgewicht verlor und in den nahen Abgrund stürzte. — Die Aeltern wendeten ihr den Rücken zu; die Schwestern aber wollten sich nicht enthalten, neugierig und schadenfroh hinabzusehen, was aus ihr geworden war. — Aber sie konnten nichts erkennen! — Eine dichte Wolke umgab Korinens Körper. Sie trug ihn einer reizenden Gegend zu, in deren Mitte sich ein schönes Lustschloß befand, aus dem eben die herrlichste Musik ertönte.

Als die Wolke sich hier mit Korinen niederließ, wurde Letztere von schönen Mädchen empfangen, die ihr gleich an Alter waren, und sie freudlich und liebreich behandelten. Sie führten sie vor

Allem in ein Zimmer, das zu ihrem Kleidervorrathe bestimmt war. Es hingen da in schönen Schränken kostbare Kleidungsstücke, nach der neuesten Mode gemacht; andere Behälter waren mit feiner Wäsche gefüllt, von blendender Weiße. Korine freute sich darüber ungemein; denn in ihrem älterlichen Hause war sie mit letzterer äußerst schlecht versehen gewesen, und sie liebte doch sehr die Reinlichkeit, besonders in dieser Hinsicht. Unter den Kleidern wählte sie lange, bis sie den einfachsten Anzug gefunden hatte. Hierauf begab sie sich in ein schönes Badezimmer, das mit weißem Marmor ausgelegt, an das vorhergehende Gemach stieß. Hier dufteten ihr Gerüche von köstlichem Weihrauch entgegen, und wohlriechende Oele standen zur Salbung der Haut und der Haare umher; aber Korine bediente sich dieser künstlichen Mittel nicht. Ihre Zierde waren Reinheit und Ordnungsliebe.

Als Korine angekleidet war, trat sie vor einen Spiegel, und freute sich, der vorigen alten, abgetragenen Kleidung entlediget zu seyn. Sie wußte wohl, daß es ihren Aeltern an Mitteln fehlte, sie besser damit zu versehen; aber sie wußte auch, daß sie gewöhnlich nur die abgelegten Kleider ihrer Schwestern bekam, wenn diese nämlich neue erhielten.

An obiges Zimmer stießen noch andere. Jedes hatte seine eigene Bestimmung, was eine besondere Ueberschrift anzeigte; z. B. Korinens Arbeitszimmer; Korinens Bibliothek, u. s. w. In großen Glasschränken standen hier Jugend- und andere Schriften in schönem Einbande. In ihrem Arbeitszimmer fand sie alles, was zu künstlichen Stickereien, oder andern nützlichen Arbeiten nöthig ist. Auch an kostbaren Farben, Pinseln, Papier und Pergament zum Malen, fehlte es nicht. —

Das Schloß war mit prächtigen Gärten umgeben, worin die herrlichsten Blumenbeeten prangten, die mit kühlenden Gebüschen, und frischen Quellen wechselten. Korine konnte sich die Wunder, von denen sie sich umgeben sah, nicht erklären; doch ahnete sie wohl, daß sie mit den letzten Reden der guten, weisen Frau zusammenhängen. Ach, dachte sie, zu was hilft mir aber alle diese Herrlichkeit, wenn ich die treue Freundin dafür nicht mehr sehen sollte! Ihre Liebe und ihre Theilnahme würden, wenn sie hier wäre, mein Glück um vieles vermehren! — In solche Gedanken vertieft, wandelte sie einsam umher, und kam endlich an ein schönes, freundliches Haus, das den Garten begrenzte. Es war eine Meierei; dies bezeugte das starke, wohlgenährte Vieh,

das auf guten Rasenplätzen umherweidete. — Vor der Thüre aber stand ein entsetzlich häßlicher Knabe, von Körper und Angesicht ganz mißgestaltet. — Korine fürchtete seinen Anblick, und wollte zurückkehren; allein er vertrat ihr den Weg und gab ihr durch abgebrochene Laute zu verstehen (er war stumm), daß sie in das Haus treten sollte. — Sie that es unwillkürlich. — Wer beschreibt aber ihre Freude, als sie ihre treue, edle Freundin in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung, wie früher, an einem Rädchen spinnend fand. Sie stürzte an ihren Hals und weinte stumme Freudenthränen.

„Nun es freut mich, sagte Jene, daß Ihr mich nicht vergessen habt, und Euch vielleicht in Eurer jetzigen Herrlichkeit noch sogar erinnert, daß Ihr mir versprachet, meine Pflegetochter zu seyn.“

„O mit allen Freuden! versetzte Korine. Und wenn Ihr mir es erlauben wollet, so verlasse ich das Schloß und wohne bei Euch.“

„Ich will dich keineswegs des Glückes berauben, das dir vom Schicksale bestimmt ward; willst du mich aber öfters hier in meiner Wohnung, die ich um deinetwillen bezogen habe, um dir näher zu seyn, besuchen, so wird es mich herzlich erfreuen.“

Die junge Gräfin versprach's mit Vergnügen.

Korine, welche schon lange gern gewußt hätte, wie es damals mit der Verwandlung jener Früchte zugegangen war, und die auch das gegenwärtige Wundervolle, das sich mit ihr zugetragen hatte, nicht begreifen konnte, drang nun inständig in die Fremde, die sie in einigem Verdacht hatte, als wisse sie darum, ihr das Geheimniß zu enthüllen. — Da vernahm sie statt der Antwort plötzlich eine Stimme, die von oben herab zu kommen schien, und Folgendes aussprach:

„Willst du auf meine Worte hören,
Lass' dich die Neugier nicht bethören;
Sie führt dich nicht auf gute Wege,
Macht immer mehr den Fehler rege.“

Korine sah sich erstaunt nach allen Seiten um, konnte jedoch nichts entdecken. Die Frau aber sagte lächelnd:

„Du siehest daraus, daß du deine Neugier unterdrücken, und dein Schicksal ruhig der Vorsehung heimstellen sollst; sie wird es mit dir gut machen, wie sie es bisher gethan.“

Korine arbeitete viel und mit Vergnügen; sie machte Musik, sie zeichnete oder malte, und vergnügte sich zuletzt mit ihren jungen Gespielinnen, die sie liebgewonnen hatte. Auch besuchte sie täglich ihre mütterliche Freundin, mit der sie sich durch geistreiche Gespräche angenehm unterhielt;

oder ihr aus einem schönen Buche etwas vorlas. Demungeachtet schien Korine der Tag oft gewaltig lang zu seyn. Sie sehnte sich auch zuweilen nach ihren Aeltern, und es schmerzte sie sehr, sie so ungehalten auf sie zu wissen. — Als sie sich hierüber ihrer Pflegemutter mittheilte, sagte sie:

„Seyd unbesorgt um Eure Aeltern; sie werden Euch verzeihen, sobald sie ihr Unrecht gegen Euch erkennen. — Warum Ihr Euch aber übrigens in Eurer gegenwärtigen Lage nicht ganz glücklich fühlt, kommt wahrscheinlich daher, daß Ihr nur immer mit Euch selbst beschäftiget seyd, und nichts zum Wohle der Menschheit beitraget. Wir sollen uns das Glück Anderer, wie unser eigenes, angelegen seyn lassen, um hierdurch selbst glücklich zu werden; so will es die Vorsehung.“

„Wie kann ich aber das hier in dem einsamen Thale, wo ich abgeschnitten von allen übrigen Menschen lebe?“

„Es gibt in jedem Winkel der Erde Unglückliche, meine Tochter, auch hier findest du einen, dem du sein Schicksal erleichtern könntest, wenn du ihn belehren und unterrichten wolltest.“

„Und wer ist er? Nennet mir ihn, und ich werde mich seiner annehmen.“

„Es ist Kaliban, der Stumme, der dir schon öfters den Weg vertreten hat.“

„Aber er kann ja nicht sprechen, wie sollte ich mich ihm verständlich machen können?“

„Er ist nicht von Natur stumm, und seine Zunge könnte mittelst eines Pulvers, das in der Unterwelt bereitet wird, leicht gelöset werden; aber dies zu erhalten, ist mit großen Gefahren verbunden. — Es besitzt auch die Kraft, alle menschlichen Gebrechen zu heilen, wenn nämlich ein solcher Körper von einer tugendhaften Seele bewohnt wird; ist diese fehlerhaft, so bleibt das Mittel so lange unwirksam, bis sie sich gebessert hat.“ —

„O gern, sagte Korine, will ich mich jeder Gefahr unterwerfen, wenn es mir dadurch möglich wird, diesem und andern Unglücklichen zu helfen! Er blickt mich, so oft er mir begegnet, so traurig an, daß mich sein Anblick in der Seele schmerzt. Belehret mich also, was ich zu thun habe, und ich werde mich ungesäumt auf den Weg machen.“ —

„Dieser, mein Kind, wird dich zuerst über einen Strom führen, dem ein zweiter nachfolgt, nachdem du glücklich den ersten überschritten hast. Letzterer ist mit schwarzem, sumpfigem Wasser, voll Schlammes, gefüllt; man nennt ihn Acheron. Gieb hier Charon, dem Bootsmann, den du an seinen Ufern finden wirst, ein gutes Trinkgeld,

und er wird dich sicher in Plutos Reich bringen. Beobachte hier das tiefste Stillschweigen, und suche nicht durch Neugier in die Geheimnisse der Unterwelt zu dringen!"

„Aber wie soll ich ganz allein, ohne Geleitsmann, den Weg zu diesem häßlichen Flusse finden?" —

„Ich werde dir eine Karte mitgeben, auf der die Straße, die dahin führt, genau abgebildet ist."

Korine war entschlossen, dies gefährliche Abenteuer zu bestehen. Sie kleidete sich leicht, und machte sich ungesäumt auf den Weg. — Sie war aber noch nicht weit gegangen, als sie schon an jenen ersten reissenden Strom kam, über den sie nothwendig setzen mußte, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen, an dem sich die gerade Straße weiter fortzog. Sie sah sich hier überall nach einem Schiffer um, — allein vergebens! Die ganze Gegend war öde und menschenleer; doch entdeckte sie einen kleinen Nachen, der an einen Baum befestiget, und mit einem Ruder versehen war. Sie verstand dies wohl zu regieren, da sie schon in früheren Jahren auf einem Teiche, der ihr Schloß umgab, öfters zu Wasser spazieren gefahren war. Sie hatte aber kaum die Mitte des Stromes erreicht, als sich ein Sturmwind erhob, gegen den sie umsonst gekämpft haben würde, wäre ihr nicht

ein Hirte zu Hilfe geeilt, welcher die Gefahr, in der sie schwebte, in der Ferne sah, und ihr zuvor zu kommen suchte, indem er sich in die Wellen stürzte, den Kahn glücklich erreichte, und ihn mit großer Kraftanstrengung an's Ufer brachte. — Korine dankte dem guten Manne, und reichte ihm eine Münze zur Belohnung; allein er nahm sie nicht, und erbot sich sogar, sie ein Stück Weges zu begleiten, um sie gegen weitere Unfälle zu schützen. — Und so erreichte Korine, nach einer langen Fußreise, glücklich die Ufer des Acheron. Hier fand sie Charon, den alten Bootsmann, der, auf sein Ruder gestützt, bereitwillig war, sie gegen eine gute Belohnung überzusetzen. — Er landete in der Nähe einer finstern Höhle, in welcher Zerberus, der Höllenhund (ein dreifüßiges Ungeheuer), seinen Aufenthalt hatte, hier die Einlaßpforten der Schattenwelt zu bewahren. — Korine schauderte bei seinem Anblicke erschrocken zurück, und wollte sich nicht vorwärts wagen. Aber der Alte sprach ihr Muth ein, und gab ihr ein Stück Kuchen, das sie dem Thiere zur Besänftigung vorwerfen sollte. Sie that's. — Und das Ungeheuer stürzte sich mit solchem Heißhunger darauf, daß Korine ohne Gefahr ihren Weg fortsetzen konnte. Sie kam zuerst auf einen großen Platz, wo, wie es ihr schien, Gericht über

die Todten gehalten wurde. Hier ward auch sie um den Zweck ihrer Reise befragt. Und als sie erwiederte, daß sie eine Sendung an Proserpina, Plutos Gemahlin habe, wurde sie sogleich an den Ort ihres Aufenthaltes geleitet. Hier fand sie die Fürstin der Unterwelt an der Seite ihres düstern Gemahles. Sie überreichte ihr eine Rolle Pergament, das jene genau durchsah, und hierauf erwiederte: „Das Verlangte soll dir eingehändiget werden; doch mußt du dich zu dessen Empfang durch dreitägiges Fasten vorbereiten; auch darfst du während dieser Zeit Niemand sehen noch sprechen.“ —

Korine wurde hierauf in ein dunkles Gewölbe geführt, wo sie drei Tage lang auf dem harten Boden sitzen mußte, ohne ihren Durst löschen, noch ihren Hunger stillen zu können. Ihre lechzende Zunge anzufeuchten, saugte sie tropfenweis das Wasser ein, das von der feuchten Wand herabträufte. — Aber ihre Eßlust zu stillen fand sie keine Gelegenheit; sie mußte ausharren bis den dritten Tag, wo sie ihrer Haft entlassen ward. Proserpina händigte ihr jetzt eine Büchse mit dem Bedeuten ein, dieselbe ihrer Pflegemutter uneröffnet zu überbringen. — Aber Korine konnte der Neugier, die ihr eigen war, nicht widerstehen. Noch ehe sie den Pallast verlassen

hatte, nahm sie den Deckel ab. Es quoll ihr aus der Kapsel ein schwarzer, betäubender Dampf entgegen, der sie sogleich aller Besinnung beraubte. Als sie endlich wieder zu sich kam, und das Gefäß leer vor sich liegen sah, machte sie sich die bittersten Vorwürfe wegen ihrer sträflichen Neugier, und sie beschloß, lieber noch andere drei Tage zu fasten, als unverrichteter Sache zurückzukehren. — Sie gestand der Höllenkönigin aufrichtig ihr Vergehen, flehte um Verzeihung, und bat sie um Erneuerung ihres Geschenkes, das, wie sie sagte, einem Unglücklichen zu Nutze kommen sollte, dessen Elend, wenn es ihm bliebe, sie sich ewig vorwerfen würde, da sie ihn durch eigene Schuld eines so wichtigen Hilfsmittels beraubt hätte. — Proserpina stellte ihr das Fehlerhafte der Neugier (das Korine aber schon von selbst empfand, und sich heilig Besserung gelobte), eindringend vor. Sie versprach jedoch, ihr Verlangen zu erfüllen, wenn sie es über sich vermögen könne, noch einmal drei Tage lang zu fasten. Korine sagte es zu, obgleich sie es kaum für möglich hielt, so schwach an Kräften fühlte sie sich. — Sie wurde hierauf in ein Gewölbe geführt, das noch weit feuchter war, als ihr erster Aufenthalt, und ihr daher Hoffnung gab, wenigstens nicht vor Durst sterben zu müssen. Aber

wo sollte sie Nahrung hernehmen, ihren Hunger zu stillen? Sie dachte eben traurig darüber nach, als sie in einem Winkel ein starkes Nagen und Knistern hörte. Sie untersuchte die Ursache, und fand eine Vertiefung mit altem Brode gefüllt, das die Mäuse in Vorrath zusammengetragen hatten. Mit großer Freude bemächtigte Korine sich der alten Krummen, und nie hatte ihr vorher ein Gericht köstlicher geschmeckt. Sie theilte den kleinen Vorrath aber weislich in drei Theile ein, damit sie jeden Tag ihrer Strafzeit doch einige Nahrung zu sich nehmen, und hierdurch ihr Leben fristen könnte. — Als ihre Buße glücklich überstanden war, erhielt sie zum zweiten Male die verhängnißvolle Büchse, mit dem abermaligen Bedeuten, sie uneröffnet zu überbringen. Korine gelobte sich dies nochmals heilig, und trat ihren Rückzug ungehindert an. Minos, der ernste Höllenrichter, ließ ihr ein sicheres Geleit bis zum Acheron geben, damit sie vor dem Rachen des Zerberus geschützt seyn möchte. Von allen Seiten umgaben sie jedoch Schreckenbilder, die ihr Grauen und Entsetzen einflößten.

„Was sind dies für Gestalten?" fragte sie den alten Bootsmann. — Er erwiederte:

„Es sind ehemalige Fürsten und Grafen, Herren und Edelleute, Bürger und Bettler, alles

bunt untereinander gemischt, und wie ihr sehet, traurig umherschleichend. Daraus könnet Ihr sehen, zu was Böseseyn Stand und Titel in Eurer Oberwelt nützen. Mit dem Tode ist alle Herrlichkeit zu Ende! Und jene eingebildeten Thoren, die sich besser als ihre Nebenmenschen dünkten, müssen hier in ewiger Nacht, gleichen Schrittes mit ihnen, umherwandeln. Da lobe ich mir dagegen die Guten und Tugendhaften, sie seyen vornehm oder niedrig, die dann nach dem Tode ihre Belohnung und ein dauerndes Glück im Elisium finden, wo sie bei einer stets wolkenlosen Luft, die dort den Himmel erfüllt, auf grünen Wiesen, oder in angenehmen Hainen wandeln, und je nachdem, was sie auf der Erdenwelt getrieben, — sich mit Ringen, Wettkämpfen, Tanzen und Musik belustigen und das angenehmste Leben führen können. Ist es denn also der Mühe werth, setzte der Mann hinzu, für die wenigen Jahre, die Ihr auf der Erdenwelt lebt, böse und hochmüthig zu seyn, um dann dafür eine lange Ewigkeit hindurch leiden und büßen zu müssen?"

„Ihr habt wohl recht, guter Mann! Und was mich betrifft, so werde ich mich gewiß aus allen Kräften bemühen, gut zu seyn, um nicht durch Unrecht und Eigendünkel meinen Neben-

menschen zu kränken oder herunterzusetzen, und dann selbst dafür zu büßen."

Unter diesem Gespräche waren sie an das andere Ufer des schlammigen Flusses gekommen. — Als Korine das Boot verließ, und dem Alten ein gutes Trinkgeld gab, sagte er:

„Ihr müsset mächtige Freunde in der Oberwelt haben, daß es Euch erlaubt ward, in das Schattenreich einzudringen, das zu betreten nur wenig Lebenden gestattet wird."

Korine dachte, während sie nun ihren Weg allein fortsetzte, über die Worte des Mannes nach. Es war ihr wohl schon manchmal von selbst aufgefallen, daß ihre alte Freundin zuweilen wunderähnliche Dinge bewirkt hatte; allein sie schrieb alles ihren natürlichen Kenntnissen zu, wodurch ja öfters durch geistreiche Menschen außerordentliche Wirkungen hervorgebracht werden können. Von jetzt an nahm sie sich aber vor, sie genauer zu beobachten. — Bei ihrer Zurückkunft fand sie dieselbe am Rädchen, fleißig spinnend und munter, wie immer. Korine erzählte genau ihre Begebenheiten, und gestand auch die übeln Folgen, die ihre Neugier gehabt hatte. Sie gelobte aber, sich niemals mehr durch diesen Fehler zu irgend einer tadelhaften Handlung verlei-

ten zu lassen. — Ihre Freundin lächelte dazu schalkhaft, erwiederte aber nichts weiter.

Korine machte nun sogleich eine Probe mit dem Pulver, das sie aus der Unterwelt geholt hatte. Sie dunkte einen Pinsel darein, und bestrich damit Kalibans Zunge. Und sogleich fing er an zu sprechen, und war darüber so vergnügt, daß er seine Freude durch die seltsamsten Sprünge an den Tag legte. Als Korine aber jetzt den Unterricht mit ihm anfangen wollte, bezeigte er dazu nicht die allergeringste Lust. Statt auf das Buch zu sehen, blickte er neben weg, und verzog sein Gesicht dermaßen, daß er bei der jungen Lehrerin völligen Abscheu erregte, und sie das Buch bei Seite legte. Als aber Kaliban hierauf seinen Muthwillen auch durch Worte ausdrücken wollte, konnte er seine Zunge nicht mehr bewegen, und war wieder stumm geworden. Da er sich aber durch widrige Gebehrden darüber zu beklagen schien, hörte er folgende Worte:

Bestrebst du dich nicht klug zu werden,
So bist du unnütz auf der Erden,
Und magst nur immer stumm verbleiben,
Durch Dummheit dir die Zeit vertreiben.

Als Kaliban dies vernahm, fing er an zu schreien und zu stöhnen, und machte allerlei Zeichen, daß er lernen wolle. Er schlug zugleich das

Buch auf, und setzte sich ruhig auf einen Stuhl neben Korine. Hierauf machte er den Versuch zu sprechen, und es ging so ziemlich gut. — Jemehr Eifer er aber zeigte, um so mehr entwickelten sich seine Sprachorgane, so daß er denselbigen Tag hindurch ganz geläufig sprechen konnte. So ging es nun täglich fort. War Kaliban aufmerksam beim Unterricht, so behielt er die Sprache, war er unachtsam, so verlor er sie, und er blieb so lange stumm, bis sein Lerneifer wieder erwachte. Dies hatte aber so gute Folgen, daß der Knabe zusehends an Verstand und Kenntnissen zunahm. Jemehr sich aber seine Geisteskräfte entwickelten, je wißbegieriger ward er; und er konnte oft kaum die Zeit erwarten, wo die Lehrstunden ihren Anfang nehmen sollten. Den Zwischenraum bis dahin brachte er dann mit Vorbereitungen darauf zu; oder er las in nützlichen Büchern, deren Korine einen großen Vorrath in ihren Bücherschränken hatte. Aber auch sie fühlte sich um vieles glücklicher, seitdem sie eine so heilsame Beschäftigung übernommen, die ihr das schöne Bewußtseyn gewährte, das Loos eines Unglücklichen verbessert zu haben. — Aber demungeachtet kam ihr zuweilen die Sehnsucht nach ihren Aeltern und Schwestern. Sie wünschte zwar nicht zurückzukehren in ein Haus, wo es ihr so übel ergangen

war; aber es wäre ihr doch angenehm gewesen, die Ihrigen zu sehen, und sie wo möglich Theil an ihrem Glücke nehmen zu lassen. Als sie dies ihrer Freundin gestand, sagte sie:

„Ich will Euch einen künstlichen Spiegel vorzeigen, der deutlich alle Gegenstände darstellen wird, die Ihr zu sehen wünschet.“

Zugleich reichte sie ihr das Glas, und Korine erblickte darin das Bild ihrer Aeltern, das sie stets im Herzen trug. Aber sie sah auch, wie sie eben von einem Gläubiger bedrängt wurden, der sich nicht abweisen lassen wollte. Ihre Schwestern standen von fern in alter, abgenutzter Kleidung, müßig auf das Gespräch lauernd, und warfen dem Manne böse Blicke zu, der sich aber nicht daran zu kehren schien.

„Ach, seufzte Korine bei diesem Anblicke, wäre es mir doch möglich, meine alten Aeltern in ihrer Noth zu unterstützen! gern wollte ich Verzicht thun auf Alles, was ich gegenwärtig besitze.“

„Dies Wenige, Kind, würde nicht zureichen, den zehnten Theil ihrer Schulden zu tilgen, die sich täglich durch die unnützen Ausgaben vermehren, wodurch sie wenigstens noch das äußere Ansehen ihres Standes zu behaupten suchen. Sie halten Wagen und Pferde, Diener und Dienerinnen, die sie kaum mehr zu ernähren wissen; und

sehen nicht ein, daß sie dadurch nicht nur an Ansehen nicht gewinnen, — sondern auch noch durch ihre Thorheit die Achtung aller vernünftigen Menschen verlieren."

„Könnten denn nicht wenigstens meine Schwestern noch gerettet werden, und sich bessern, wenn man sie hieher versetzte! fragte Korine."

„Du kannst damit einen Versuch machen. Schreibe an deine Aeltern, und bitte sie um Erlaubniß, sie auf Besuch hieher zu lassen."

„Aber welchen Weg sollte ich ihnen nennen, der hieher führt?"

„Für ihre Hieherkunft will ich sorgen. Zeige ihnen blos an; daß sie sich an denjenigen Ort begeben sollen, wo dich deine Aeltern verstoßen haben."

Voll Freude machte Korine den Entwurf zu einem Brief. Sie schilderte darin die glückliche Lage, worein sie das Schicksal versetzt, und bat zugleich dringend um einen Besuch ihrer Schwestern. — Diese waren sogleich bereitwillig dazu, und eilten nach dem Orte, der ihnen angezeigt worden war. Hier ließ sich ungesäumt ein schöner Luftball von grüner Seide herab. Dienstfertige Diener halfen dem Schwesterpaar in die unten befestigte Gondel, und schon nach einigen Minuten kamen sie an Ort und Stelle an. —

Korine eilte ihnen mit offenen Armen entgegen. Sie aber, statt ihre Zärtlichkeit zu erwiedern, betrachteten sie neugierig, und musterten ihre Kleidung von allen Seiten. Noch mehr aber zog Kaliban ihre Aufmerksamkeit an sich. Sie brachen bei seinem Anblick in lautes Lachen aus. Dies schmerzte den Knaben aber so sehr, daß er sich traurig zurückzog. — Als Korine ihnen hierauf alle ihre schönen Besitzungen gezeigt, da sie dieselben mit neidischen Augen betrachtet hatten, verlangten sie auch ihren Kleidervorrath zu sehen. Dieser, meinten sie, könne nicht von großer Bedeutung seyn, da sie selbst so einfach gekleidet sey. — Sie erstaunten aber nur um so mehr, als sie hier die prächtigsten Kleidungsstücke angehäuft fanden. — Korine ertheilte ihnen die Erlaubniß, davon zu wählen, was ihnen am besten gefallen würde. Und sie suchten sich geradezu das Kostbarste aus; um, wie sie sagten, in solchem Putze als Gräfinnen zu erscheinen. — Sie bedachten nicht, daß sich die reiche Pracht mit ihrer übrigen Armuth nicht vereinbaren lasse, und daß sie sich durch so ausgezeichnete Moden nur lächerlich machten. Sie zögerten aber nicht lange, sich damit zu behängen, und mehrere Dienerinnen, die dieses Geschäfts kundig waren, mußten sie dabei bedienen. Dieser Putz stach aber

gar wunderbar ab, mit dem unsittlichen Betragen, womit sie sich erlaubten, Possen zu treiben, sich im Garten herum zu jagen, und den armen Kaliban zu verfolgen. Besonders schienen sie seine körperlichen Gebrechen sehr zu belustigen. Wenn sie sich ihm näherten, so geschah es hinkend, oder sie hielten sich ein Auge zu, zum Zeichen seiner Einäugigkeit. Zuweilen buckten sie sich auch zusammen, seinen hohen ausgewachsenen Rücken damit anzuzeigen. Da seufzte Kaliban und sagte bei sich selbst: Ach, wie böse muß doch derjenige Mensch seyn, der über andere Unglückliche spotten kann! Und wie oft ließ ich mir dies zu Schulden kommen, als ich noch nicht so elend war! — Da hörte er eine Stimme, die ihm deutlich zurief:

„Fasse Muth
Werde gut!
Und dein Elend wird sich lindern,
Dein Gebrechen sich vermindern."

Kaliban sah sich nach allen Seiten um; da er aber niemand bemerkte, glaubte er, man habe ihn nur zum Besten haben wollen, und zog sich weinend in einen Winkel des Gartens zurück. Hier fand ihn des Gärtners Sohn, mit dem er bisher auf freundschaftlichem Fuße gelebt hatte. Kaliban vertraute ihm sein Leiden und klagte,

daß er so viel wegen seiner Ungestalt von den beiden bösen Mädchen zu leiden habe. Dieser erwiederte:

„Wie mögen sie doch über Euch spotten, da sie ja selbst Gebrechen an sich tragen, und die Eine hinkend, die Andere einaugig ist. Versuchet es nur, und machet Euch auch darüber lustig, so werden sie die Segel bald einziehen, und Euch in Ruhe lassen.

Davor wolle mich der Himmel bewahren! rief Kaliban aus. Lieber will ich Unrecht leiden, als daß ich mich eines solchen Vergehens schuldig machen sollte! Und lieber will ich hier verschmachten, und so lange verborgen bleiben, bis die lieblosen Mädchen abgereiset seyn werden.“ —

„Hungers sollt Ihr eben nicht sterben, sagte der Knabe; ich will Euch schon mit Speise und Trank versehen, bis sie fort sind. Auch wird dies nicht mehr lange anstehen; es ist ihnen hier zu langweilig; und Fräulein Korine möchte sie auch gern wieder los seyn; denn sie machen ihr durch ihr unartiges Betragen mehr Leid als Vergnügen.“ —

Der Bursche hatte Recht! Die Mädchen maßten sich eine solche Gewalt über ihre Schwester und alle Dienstgenossen an, als wenn sie allein Herr im Hause gewesen wären. Auch wollten sie

immer neue und äußere Zerstreuungen haben, besonders jetzt, da Kaliban ihnen als Zielscheibe ihres Spottes fehlte. Da aber Korine ihr Verlangen nicht gewähren konnte, weil das Thal, welches sie bewohnte, durch hohe Berge von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten und nur allein durch seine Naturschönheiten entzückend war, für welche jene aber keinen Sinn hatten, so verlangten sie zurück zu ihren Aeltern, wovon sie Korine nicht abhielt. Sie erlaubte ihnen auch einen Koffer voll schöner Kleidungsstücke, und ein paar kostbare Diamantringe für Vater und Mutter, denen sie die zärtlichsten Briefe schrieb, mitzunehmen. Auch packten sie so viel Obst, Backwerk und andere Näschereien zusammen, daß Jedermann darüber erstaunte, und man kaum begriff, wie sie es fortbringen wollten. Aber der Luftball, der sie selbst aufnahm, und schon zur Abreise bereit war, hatte auch dazu Raum. — Er brachte sie glücklich an Ort und Stelle. Hier konnten sie nicht satt werden, von den Herrlichkeiten und dem Glück ihrer Schwester zu erzählen. Sie rühmten es sehr, obgleich sie es nicht länger mit ihr hatten theilen wollen, da ihre unzufriedene, begehrende Seele keinen Geschmack an so einfachen Gütern fand; und auch nicht genug innern Werth besaß, sich durch schöne Kenntnisse

die Einsamkeit angenehm zu machen. Die Langeweile verfolgte sie also dort, — und auch jetzt wieder hier in ihrem väterlichen Hause. Sich dieselbe zu verkürzen, aßen sie unaufhörlich von dem Obste und Backwerk, das sie mitgebracht hatten, und verdarben sich damit dermassen den Magen, daß sie keine andere Speise mehr vertragen konnten, und nach und nach in einen völligen Zustand der Entkräftung fielen, so daß sie kaum das Zimmer verlassen konnten.

Indessen war Korine äußerst besorgt um Kaliban gewesen. Sie hatte ihn schon mehrere Tage nicht gesehen, und Niemand im Hause wollte von ihm wissen. Nach dem sie ihn überall vergebens gesucht, bezeichnete ihr endlich der Gärtnerjunge den Ort seines Aufenthalts. — Sie fand ihn an einer Quelle ausgestreckt, ohne Lebensmuth und von Kräften abgezehrt. Freudig aber erhob er sich bei ihrem Anblicke, und erzählte alles, was ihm bisher begegnet war. Auch jene räthselhaften Worte, die er eines Tages gehört, erwähnte er. Korine, die mit ihrer ausgezeichneten Geisteskraft zum Theil in das Geheimniß drang; rieth ihm diese Weisung zu benutzen, und immer besser und einsichtsvoller zu werden. Er versprach's, und befolgte ihren Rath auch selbst noch aus eigenem Antriebe. Denn seitdem

er in diesem schönen Aufenthalte lebte, wo alles nur Tugend und Menschenliebe athmete, war ihm das Laster verhaßt geworden. Und das Beispiel der jungen, bösgesinnten Gräfinnen hatte es ihm noch in einem häßlicheren Lichte gezeigt. Er begnügte sich aber von nun an nicht nur mit der Erkenntniß des Guten, er bestrebte sich auch, es auszuüben. Er selbst suchte jetzt Unglückliche und Gebrechliche auf und tröstete und unterstützte sie auf alle Weise. Als er auch einst einen Blinden auf einem Spaziergange, durch seinen Arm geleitet, und einen Lahmen in seine Herberge geführt hatte, und jetzt mit sich selbst zufrieden im Schatten eines Eichenhains nach Hause wandelte, fand er folgende Schrift mit goldenen Buchstaben in einem Baumstamm gegraben:

Du hast dein Schicksal überwunden,
Vor deinem Schöpfer Gnad' gefunden.
Ein Pulver ließ er dir zufließen,
Dein bittres Leiden zu versüßen;
Korine wird dir's gerne reichen,
Durch sie wird dein Gebrechen weichen,
Denn zart ist deiner Schwester Hand
Im Wohlthun überaus gewandt.

Wie versteinert stand Kaliban, und las diese Worte. Sie schienen ihm ein Geheimniß, und doch ganz klar. Denn er erinnerte sich nun plötzlich, daß auch seine Zunge durch die Wirkung

eines Pulvers gelöset worden war. — Er zog seine Schreibtafel heraus, zeichnete die Dichtung darein, und eilte zu Korinen, ihr den Vorfall mitzutheilen. — Sie ergriff sogleich das bekannte Pulver und einen Pinsel, bestrich damit jedes seiner Gebrechen, und fand mit Freuden, daß es unter ihrer Hand verschwand, so daß Kaliban bald als ein schön gebildeter Jüngling vor ihr stand. — Nur sein Gesicht war noch in demselben Zustande. Vor Erwartung zitternd, tauchte sie den Pinsel tief in das Pulver, und überfuhr es damit schnell. Kaum war es geschehen, so ertönte aus beider Mund zugleich: „Ach mein Bruder! meine geliebte Schwester!“ Und Beide sanken sich voll Entzücken in die Arme.

Durch die Macht des Zauberpulvers hatte der junge Graf seine vorherige Gestalt, und zugleich sein völliges Erinnerungsvermögen, dessen er größtentheils beraubt gewesen, wieder erhalten. — Die Freude, die diesem gegenseitigen Erkennen folgte, war unbeschreiblich. — Vor Allem aber eilten nun die Geschwister zu Korinens treuer Freundin, sie von diesem glücklichen Ereigniß zu benachrichtigen. — Sie lächelte bedeutsam bei dieser Erzählung und schwieg still. Hierauf sagte sie: „Euer Vergnügen in etwas zu mildern, da immer Freude mit Leid wechselt, wollet Ihr viel-

leicht sehen, wie es in Eurem väterlichen Hause aussieht?" Und zugleich zog sie ein Tuch von einem Spiegel und ließ sie hineinsehen. „Erkennet hieraus, setzte sie hinzu, die Folgen eines ungemessenen Stolzes und einer schlechten Erziehung." — Und die Geschwister bemerkten mit Entsetzen, wie ihr väterliches Haus von Fremden bewohnt wurde, und ihre Aeltern und Schwestern in einer vom Dorfe entlegenen kleinen Meierei wohnten, die ihnen allein von der ehemaligen Grafschaft übrig geblieben, da solche nun im Besitz der Gläubiger war. — Die jungen Gräfinnen lagen kraftlos auf einem schlechten Lager, und schienen eben ihren Geist aufzugeben.

Von Entsetzen bei diesem Anblick ergriffen, wollten die Geschwister sogleich davon eilen, ihre Familie zu besuchen. Da sprach die Frau kopfschüttelnd:

„Sachte, sachte! Lasset Euch nicht zu sehr von der Leidenschaft übereilen! — Ueberleget vorher, auf welche Art ihr das Thal verlassen wollet, da es keinen Ausgang hat, und von hohen Bergen umschlossen ist?"

„Ach, riefen sie aus, wir wollen sie erglimmen und zu Fuße dahin gehen!"

„Da möchtet Ihr wohl zu spät kommen, meine

Kinder; denn Eure Schwestern werden diesen Tag kaum überleben."

„O, so schaffet Rath, liebe Frau, wie wir auf anderm Weg dahin gelangen können!"

„Nun, wir wollen sehen," sagte sie, und verließ das Zimmer.

Die Geschwister hörten jetzt von Außen ein kleines Händeklatschen, und bald darauf ließ sich ein seidener Luftball vor dem Hause nieder, in dessen Gondel ein gewandter Führer saß, der die jungen Leute sogleich einsteigen hieß. — Sie nahmen vorher zärtlichen Abschied von der alten Frau, die ihnen einen Beutel mit Geld in die Hand drückte. „Ihr werdet es brauchen können," sagte sie, und ertheilte ihnen zugleich ihren Segen.

Ueber Berg und Thal flogen die besorgten Geschwister nun davon. Sie sahen Städte, Dörfer und Flüsse unter sich, bis sie endlich auch ihre ehemalige Grafschaft erblickten. Sie, die ihre Aeltern für unermeßlich groß gehalten hatten, glich kaum einem kleinen Sandkorn, gegen andere Landstriche der Erde gerechnet. Die Reisenden machten hierüber eben ihre Bemerkung, als sich ihr luftiges Gefährte vor der ihnen wohlbekannten Meierei niederließ. — Sie klopften an der kleinen Thüre, voll banger Erwartung. Ein alter Diener des Hauses, der einzige, welcher der

Familie durch seine Treue von der vormaligen, zahlreichen Dienerschaft übrig geblieben war, öffnete sie. Er erkannte die Geschwister nicht sogleich, so vortheilhaft hatten sie sich im Laufe der Jahre verändert; als sie sich ihm aber entdeckten, konnte er sich kaum fassen vor Freude, und wollte schnell zurückeilen, ihre Ankunft den Aeltern zu melden. Doch sie baten ihn sehr, es mit Vorsicht zu thun, damit die Ueberraschung keine nachtheiligen Folgen für sie haben möchte; denn längst schon hielten Alle den Sohn für todt, weil man in so langer Zeit nichts von ihm gehört hatte. Es war also nöthig, Vater, Mutter und die kranken Schwestern auf sein Wiedersehen vorzubereiten. — Um so ungestörter war aber auch jetzt das Entzücken der Ersteren, als sie ihre so lang entbehrten Kinder wieder in ihre Arme schlossen. — Die jungen Gräfinnen waren schon den Pforten des Todes (die sie auch bald nachher aufnahmen), zu nahe, um Gefühle der Freude äußern zu können. — Und so wurden sie demnach der Welt entrückt, ehe sie durch ihre übeln Gesinnungen ihren Nebenmenschen noch mehr schaden konnten, als sie es schon gethan. — Ohne allen Prunk wurden ihre Leichname zur Erde bestattet, und keine Thräne der Liebe oder des Mitleids folgte von den Bewohnern des Ortes ihnen

nach. — Auch die Aeltern fanden reichlichen Ersatz für diesen Verlust, durch zwei würdigere Kinder, die sich von jetzt an mit allem Fleiß bemüheten, sie zu trösten und ihnen das Leben angenehm zu machen. —

So lange der Geldvorrath dauerte, den die Geschwister mitgebracht, ging Alles gut. So wie er aber verbraucht war, fingen auch die Sorgen wieder an. Da sagte eines Tages der Vater zu seinem Sohne:

„Ich fange nun an einzusehen, wie eitel und vergänglich die Güter und Ehren dieser Welt sind, wenn ihr Grund nicht auf Einsicht, Vernunft, Geschicklichkeit und Tugend gebaut ist. Als Kind hatte man mir schon Eigendünkel auf körperliche Vorzüge, Stand und Güter eingeprägt, ohne mir ihren Unwerth, wenn sie nicht auf persönliche Vorzüge gegründet sind, — kennen zu lehren. Ich habe mir demnach keine Eigenschaften erworben, die der Vergänglichkeit widerstehen, und mir im Unglück hätten Trost gewähren können. So lang ich reich und angesehen war, hatte ich Verehrer und Tischfreunde in Menge, und Alles beugte sich vor meinem Grafenstand. Liebe fand ich nirgends. Und kaum bemerkte man den Verfall meines Vermögens, das ich durch unberechneten Aufwand verschwendete,

so zog man sich von mir zurück, und Niemand schien mehr meiner zufälligen Geburt zu achten, was mich aber im Innersten des Herzens kränkte und überaus unglücklich machte. Doch auch vorher, während meines Wohlstandes, war ich nicht glücklich. Mein rastloser Ehrgeiz ließ mir keine Ruhe. Bald erzeigte man mir nicht Ehre genug, bald zog man sich scheu vor meinem Stolze zurück, bald bemerkte ich, wie geist- oder kenntnißreiche Personen mich mit Blicken der Geringschätzung betrachteten, obgleich sie weit unter meinem Stande waren. — Gern hätte ich oft Gelehrte und Künstler um mich her versammelt, mich auch in dieser Hinsicht auszuzeichnen; allein die vornehme Herablassung, mit der ich sie behandelte, gefiel ihnen nicht, und sie mieden mein Haus, da sie ihr eigenes Verdienst besser zu würdigen wußten. — So sah ich mich demnach von jedem gehaltvollen Umgang entfernt, und ging immer schneller meinem Untergang entgegen, der aber nie so vollständig erfolgt wäre, würde ich Eigenschaften und Kenntnisse besessen haben, wodurch ich mir und meinem Vaterlande hätte nützen können. — Daher wünsche ich nun, mein Sohn, daß du dich bemühest, dir solche zu erwerben. Besuche eine Hochschule, und wende alle deine Kräfte an, Vieles zu lernen, damit du dir auf

dieser Bahn Ehre erwerbest, die ich vergeblich auf einem falschen Wege suchte. Deine Schwester wird uns während deiner Abwesenheit das Leben versüßen. — Vielleicht gelingt es dir durch angestrengten Fleiß, in der Folge unser Haus wieder empor zu bringen, damit es durch deiner Aeltern Schuld nicht schimpflich erlösche."

Der Sohn versprach's mit Freuden; denn der Wunsch seines Vaters stimmte mit seinen innern Gesinnungen überein. — Er bereitete sich demnach, wiewohl nicht ohne Sorgen, zu seinem Abzuge vor. — Er wußte wohl, daß man auf Gymnasien und Hochschulen nicht ohne Geld zu den nöthigsten Ausgaben erscheinen könnte, und die Summe, welche die alte Frau vorher gegeben, war beinahe zu Ende. Auch trug die Meierei, die sie bewohnten, so wenig Pacht, daß kaum die Aeltern allein davon leben konnten. — Und doch wollte er sie mit seinem Anliegen nicht bekannt machen. — Aber sie selbst dachten daran. Sie hatten noch jene mit Brillanten besetzten Ringe übrig, welche ihre verstorbenen Töchter ihnen von der Reise aus Korinens Thale mitgebracht hatten. Sie mochten wohl etliche hundert Thaler werth seyn, die bei hinlänglicher Einschränkung und Anspruchlosigkeit, wohl für einige Studienjahre hinreichen konnten; aber es wurde

dem guten Sohne schwer, sie anzunehmen, und hierdurch das letzte Besitzthum seiner Aeltern (wenigstens von dieser Art), zu veräußern. Er legte sich sorgenvoll schlafen; er wurde aber bald durch eine ungewöhnliche Erhellung seines Zimmers wieder erweckt. Brillantenfeuer erleuchtete die Wand und es stand darauf in schwarzem Grunde:

Mit Sorgen sollst du dich nicht quälen,
Es wird am Gelde dir nicht fehlen
So lang du es mit Vorsicht brauchst. —
Der Beutel wird nach deinem Willen
Sich täglich neu mit Münze füllen
Wenn du sie wendest würdig an.

„O das will ich!“ rief der Jüngling, und sprang von seinem Lager auf, den Beutel zu holen, der an der glänzenden Wand hing, und mehrere Goldstücke enthielt. Die Diamantringe aber waren dagegen verschwunden. — Phanor, welcher vermuthete, daß seine unbekannten Wohlthäter vielleicht nicht wünschen, daß er dies Geheimniß entdecke, verbarg es sogar seiner Schwester, gegen die er doch das vollkommenste Vertrauen hegte. —

Während des jungen Grafen Abwesenheit trug sich nichts auffallend Merkwürdiges im älterlichen Hause zu. Korine führte die kleinen Haushaltungsgeschäfte mit Fleiß und Einsicht, so daß es

bei dem spärlichen Einkommen doch nie am Nöthigsten fehlte; und da sie durch ihre Freundlichkeit und Demuth alle Herzen der Dorfbewohner zu gewinnen wußte, so beeiferten sie sich, ihr auch thätige Beweise ihrer Liebe und Hochachtung zu geben. Sie brachten ihr die schönsten Früchte und Gemüse zum Geschenke, und Geflügel oder einen andern guten Braten, von selbst geschlachtetem Vieh, in die Küche; und da der Herr Graf und die Frau Gräfin nun auch nicht mehr so hoch auf sie herunter sahen, und sogar sich zuweilen herabließen, freundlich und höflich mit ihnen zu sprechen, so verlor sich allmählig die Scheu vor ihrer Hoheit. — Sie gewannen von nun an Zutrauen zu ihrer vormaligen Gutsherrschaft, und gaben ihr davon die sprechendsten Beweise, ohne darum weniger Hochachtung gegen ihren Stand zu bezeigen. Und jene bedauerten nun gar sehr, daß sie die guten Menschen erst jetzt so genau hatten kennen lernen. „Ach! seufzten sie, wie viel glücklicher hätten wir in unserm Wohlstand seyn können, wenn wir diese Leute besser zu würdigen gewußt hätten! Wir wären dann mit treuem Segen umgeben gewesen, statt mit falschen Freunden und Tischgenossen, die uns im Elend verließen und verachteten; statt daß jene uns nun aufsuchen, und uns ihre Liebe sogar thätig be-

weisen. Möchten wir doch, setzten sie hinzu, jemals wieder im Stande seyn, ihnen zu bezeigen, daß weder Reichthum noch Geburt uns mehr von ihnen trennen soll!" — Da hörten sie, wie aus den Wolken gerufen, folgendes:

„Ist's euer Ernst, Wort zu halten,
So lasset euer Schicksal walten;
Es führet oft auf rauhen Wegen
Dem bessern Menschen Glück entgegen."

Voll Erstaunen lauschten sie nach allen Seiten, und konnten sich das Wunder nicht erklären! Nur Korine lächelte unbemerkt, und schöpfte daraus Hoffnung für das Wohl ihrer Aeltern.

Indessen hatte der junge Graf seine Studien mit allem Fleiße fortgesetzt. Nur selten fehlte es ihm während dem an baarem Gelde; denn so lange er es zum Guten anwendete, war der Beutel immer gefüllt; sobald er es aber auf irgend eine Weise mißbrauchen wollte, so blieb er leer; und das zwar so lange, bis Phanor irgend eine gute Handlung begangen hatte, die jenen Fehler aufwog. Aber nie fand er Münze im Ueberfluß darin. Hierdurch sollte er die Kunst lernen, seine ihm bestimmte Einnahme gehörig einzutheilen, um auch mit Wenigem auszukommen, und nicht Ehre in der Verschwendung zu suchen, wie es seine Aeltern gethan, und sich dadurch um das Ihrige gebracht hatten.

Nach vier nützlich angewendeten Jahren kehrte der Jüngling zurück, reich mit schönen und nützlichen Kenntnissen ausgestattet. — Seine Aeltern betrachteten ihn mit Liebe und voll Hoffnung, daß er durch ein ruhmvolles Leben, indem er seinem Vaterlande nützte, auch den alten Glanz seines Hauses wieder herstellen möchte.

Bisher war das gräfliche Schloß, das durch den Verkauf des Landes in andere Hände übergegangen war, blos von einem Verwalter bewohnt und besorgt worden. — Jetzt aber war plötzlich die Gutsherrschaft selbst erschienen. Sie wollte ihre Ankunft durch ein Fest feiern, wozu auch der alte Graf und seine Familie geladen wurden. Doch Ersterer sah darin große Demüthigung, daß er in einem Hause als Gast erscheinen sollte, in dem er und seine Vorfahren vorher als Gebieter geherrscht hatten. Ohne ihre Einwilligung sogleich zu geben, sprachen sie untereinander viel über diese sonderbare Einladung und waren noch immer unschlüssig, ob sie dieselbe annehmen sollten oder nicht, als sie eine Stimme hörten, welche sprach:

„Ich rathe Euch sie anzunehmen
Und den Besuch nicht abzulehnen;
Er wird Euch nur zur Ehr' gereichen
Ihr findet dort nicht Euresgleichen."

Das Aelternpaar sah sich verwunderungsvoll nach Thüren und Fenstern um, woher die Stimme wohl kommen möchte, doch ohne das Geheimniß entdecken zu können. Aber die Geschwister nickten sich lächelnd einander zu, und überredeten jetzt unbesorgt ihre Aeltern, die Einladung anzunehmen. — Nun entstand aber auch die Frage, wie jene in ihrer altmodischen, abgetragenen Kleidung bei einem solchen Feste erscheinen könnten? Denn ihre Mittel hatten es bisher nicht erlaubt, sie zu verbessern. Sie berathschlagten sich eben darüber, als zwei Postpacker einen großen Koffer mit der Adresse des alten Grafen überbrachten. — Dieser war nicht wenig über eine so unerwartete Erscheinung erstaunt, und befahl sogleich, daß er geöffnet würde. Er war mit Wäsche und schönen Kleidungsstücken, für jedes Mitglied der Familie gefüllt; auch war ein Kästchen dabei, voll kostbaren Schmuckes. „Solche Pracht paßt nicht für unsere gegenwärtige Lage,“ sagte der Vater, und setzte es bei Seite. Kaum hatte er aber die bescheidenen Worte ausgesprochen, als die Diamanten verschwanden, und das Kästchen sich dafür mit Goldstücken füllte. Als aber der junge Graf dies bemerkte, machte er schnell den Deckel zu, damit seine Aeltern nicht zu sehr von dem Zauberwerk überrascht werden möchten. Er aber

und seine Schwester waren schon länger darin eingeweiht, und schöpften daraus die schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Der festliche Tag war erschienen, und die gräfliche Familie stand eben im Begriff, sich nach dem Schlosse zu verfügen, als ein kostbarer Wagen mit schön gekleideten Dienern vorfuhr, sie abzuholen. Des alten Grafen Herz schlug vor Freude, sich nach so langer Zeit wieder in standesmäßiger Herrlichkeit zeigen zu können. Doch sah er dabei nicht mehr mit Verachtung auf die Vorübergehenden, wie vormals, er grüßte sie freundlich und wohlwollend.

Am Eingang des Schlosses wurde die Familie von reich gekleideten Dienern empfangen, die sie in einen Saal führten, wo schon mehrere Herren und Damen versammelt waren. Doch diese schienen ihnen fremd, obgleich sie zuvorkommend von Allen empfangen wurden. Auch ihren ehemaligen Versammlungssaal erkannten sie kaum mehr. Die alten, abgenutzten Tapeten und Möbeln hatten andern Platz gemacht, die von Wohlstand und Geschmack zeigten, ohne prächtig zu seyn. —

Nachdem Alle versammelt waren, öffneten sich die Seitenthüren, und eine Dame von hoher Schönheit trat herein; einfach und zierlich gekleidet, mit

einem Perlenstab in der Hand. Sie war von jungen Mädchen umgeben, welche Korine freudig für ihre ehemaligen Freundinnen im schönen Thale erkannte; und sie wäre gern sogleich in ihre Arme gestürzt, — wenn sie nicht Scheu vor der fremden Dame getragen hätte. Ach, dachte sie bei sich selbst, möchte ich doch nun auch bald meine alte, gute Pflegemutter wieder finden, die ich noch täglich vermisse, und die mich durch ihren Umgang und ihre Lehren so glücklich gemacht hat.

Die Fremde empfing die gräfliche Familie freundlich und sprach: „Ihr werdet mich entschuldigen, daß ich Euch gegen alle Landessitte nicht zuerst einen Besuch abstattete; allein wir Feen haben Gesetze, die uns nicht erlauben, den Sterblichen mit solchen Höflichkeiten zuvor zu kommen. Ich bin, setzte sie hinzu, die Schicksalsgöttin Melusine, und mein Geschäft ist, das Schicksal der Sterblichen zur Besserung ihrer Seele zu lenken. Und obgleich meine Macht und mein Wissen nicht unumschränkt sind, indem ich nebst andern meines Gleichen dem Fatum, nämlich einem höhern Schicksal unterworfen bin, so ist es mir doch vergönnt, in die Vergangenheit und Zukunft zu blicken. In dieser, Graf, sah ich für Euch und Eure Familie nur Schmach und Untergang, wenn Ihr bei Euern frühern Gesinnungen fortwährend

beharrtet. Nur widrige Schicksale konnten Euch zur Erkenntniß des Bessern bringen und Ihr habt die Probe glücklich bestanden. In Euern beiden hier gegenwärtigen Kindern sah ich früh schon Keime des Guten liegen und nahm sie daher unter meinen besondern Schutz. Eure zwei ältern Töchter wären bei ihren von Grund aus verdorbenen Herzen stets eine Geisel der Menschheit geblieben, daher entzog sie eine höhere, weise Vorsehung der Welt, wo sie nicht genützt, nur geschadet haben würden.“

Hierauf wendete sich die Fee zu Korine und ihrem Bruder. „Erkennet, sprach sie, in mir jene alte Frau, die Ihr als Eure Pflegemutter liebtet, und die auch Euch mit mütterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Alles Wunderbare, das Euch von Jugend auf begegnete, und zu Eurer Erkenntniß und Besserung diente, geschah durch meine Veranlassung. Seyd auch ferner meiner Huld gewiß, so lange Ihr auf dem Wege der Tugend wandelt; jedes Abweichen davon wird Euch aber neuen, unerfreulichen Schicksalen entgegen führen.“

Als die Geschwister obige Worte vernahmen, stürzten sie nieder zu den Füßen ihrer Wohlthäterin, und ergossen sich in zärtliche Danksagungen und Bitten um ihre fernere Liebe. —

Hierauf wendete sich die Fee zu dem ältern Grafen und sprach: „Ich bin es, die Eure Grafschaft erstanden hat, doch nur in der Absicht, sie Euch schuldenfrei zurückzugeben, was dieses Papier hier Euch bestätigen wird.“ Sie übergab ihm zugleich eine Pergamentrolle, und setzte hinzu: „Ihr werdet darin einen Zusatz finden, der vielleicht Eure Eigenliebe in etwas kränken wird, aber es ist mir nur erlaubt, Guten Gutes zu thun. Verfallet Ihr oder Eure Kinder wieder in ehemalige Fehler, — so ist das Land für Euch und Eure Nachkommen auf immer verloren. Jemehr Ihr aber an Güte des Herzens, an Demuth und Bescheidenheit zunehmet, jemehr werden Eure Güter an Größe und Wohlstand gewinnen, und erst im höchsten Alter werdet Ihr dann, von Euern Untergebenen geliebt und gesegnet, das Zeitliche verlassen, um höheren Gütern entgegen zu eilen.“

Hierauf richtete die Fee das Wort an den jungen Grafen und sprach: „Ihr werdet wohl thun, erst Euerm Vaterlande nützliche Dienste zu leisten, ehe Ihr Euch hier dem ruhigen Landleben widmet. — Und du, meine junge Freundin, sagte sie zu Korinen, wirst die Pflegerin deiner Aeltern bleiben, bis ein dir bevorstehendes glückliches Schicksal dich ihnen entziehen wird. Be-

suche mich indessen fleißig in meinem einsamen Thale, indem auch du dich so zufrieden gefühlt hast. Das Schloß Lusignan, das du schon bewohntest, und wo du auch mich treffen wirst, ist stets zu deiner Aufnahme bereit. Du wirst daselbst dieselben Personen, die mich hier umgeben, und die meinen Hofstaat bilden, wieder finden.— Auch, setzte sie lächelnd hinzu, wird das luftige Fahrzeug, das dir schon früher Dienste geleistet hat, dir, so oft du es wünschen wirst, zu Gebote stehen. Ich hoffe, du wirst mich unter meiner jetzigen Gestalt nicht weniger als in meiner vorigen lieben, da die Seelen sich ja unter jeder Außenseite gleich bleiben, und ihren Werth oder Unwerth behalten. Jene Gestalt nehme ich nur dann an, wenn ich Andern dadurch im Stillen nützen kann."

Die Fee verschwand bei diesen Worten mit sammt ihrem Gefolge. — Da aber alle Vorbereitungen schon zu einem großen Feste getroffen worden waren, und sich in Küche und Keller Lebensmittel in Menge befanden, so ließ der Graf die Einwohner seines nun wieder erlangten Landes einladen, und nahm auch selbst mit sammt seiner Familie Theil an den Feierlichkeiten. Er war dabei gütig, ohne stolze Herablassung; und freundlich, ohne es zum Schein zu seyn. Da-

gegen wurde er aber auch von nun an, da er sich in seinem Benehmen immer gleich blieb, von allen seinen Untergebenen geliebt und geehrt, wie es vorher noch niemals geschehen war. — Seine ehemaligen Tischfreunde, die ihn im Unglück verlassen hatten, lud er nicht mehr zu sich. Er schloß sich aber dagegen an einige gebildete Familien in seiner Nachbarschaft, ohne mehr auf ihr Geschlechtsregister zu achten; und er fand sich in ihrer Umgebung so glücklich, daß er es bitter bereute, ihren Umgang nicht früher schon gesucht zu haben.

Man hat in der Folge nicht gehört, daß die gräflichen Güter zum zweiten Male veräußert worden sind; was zum Beweis dient, daß die Mitglieder dieser Familie nie mehr von dem Wege des Guten abgewichen sind.

Huzelmännchen kurz und klein,
Was mag dies für ein Mährchen seyn?

Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hatten die schlimme Gewohnheit, neugierig und plauderhaft zu seyn. Ging etwas in ihrer Familie vor, das man verborgen halten wollte, so rasteten sie nicht eher, bis sie hinter das Geheimniß gekommen waren; und dann hatten sie nichts Nöthigeres zu thun, als es Andern mitzutheilen. Eben so machten sie es, wenn sie zuweilen Unterredungen ihrer Aeltern oder Anderer beiwohnten. Man wollte sie anfänglich, ehe man sie genauer kannte, nicht davon ausschließen, theils weil man sie noch für zu jung hielt, als daß sie sehr darauf achten würden; theils weil man glaubte, sie seyen zu wohl erzogen, um sich solche Unrechtlichkeiten zu erlauben. Aber man irrte sich darin sehr! Denn kaum hatten die jungen Schwätzer etwas von Wich-

tigkeit vernommen, so gingen sie, es ihren Schulkameraden oder den Dienstboten des Hauses wieder zu erzählen; wobei sie noch Manches hinzusetzten, was nicht in dem Gespräche enthalten gewesen war. So geschah es denn, daß viele Verdrießlichkeiten aus diesem Hin- und Hertragen entstanden, und als man die Urheber entdeckte, — sie vermied und verachtete. Die Folge davon war aber auch noch, daß diese plauderhaften Kinder sich endlich von allem Umgang mit ihren ehemaligen Bekannten ausgeschlossen sahen, und Niemand mehr etwas mit ihnen zu schaffen haben wollte. Aber statt sich durch diese traurige Erfahrung zu bessern, trieben sie ihr Unwesen nur um so ärger in ihrem väterlichen Hause. Und ihre Aeltern, statt ihm Einhalt zu thun, waren aus übertriebener Liebe für ihre Kinder zu schwach, um ernstliche Mittel gegen diese böse Gewohnheit anzuwenden. Sie hüteten sich nur blos vor ihrer Neugier, und besprachen unter sich allein jede Sache von Wichtigkeit, wenn die Plauderhaften nicht zugegen waren.

In dieser Familie ging eine Sage, welche aber die Aeltern bisher aus obigen Gründen verborgen vor ihren Kindern gehalten hatten, denn sie fürchteten, sie möchte durch ihr Vorwissen gar bald stadtkundig werden. Sie lautete also: „Als

vor uralten Zeiten die Länder dieser Gegend viel durch beständige Kriege litten, hatten mehrere Familien, ihr Habe zu schützen, es in Waldungen vergraben, welche die Stadt umgaben. Als sie es aber in den darauffolgenden Friedenszeiten wieder zu sich nehmen wollten, konnten sie es nich mehr finden, und Jedermann glaubte, daß es die Erdgeister in Besitz genommen hätten, denen es nur blos allein durch gute Kinder, die besonders weder plauderhaft noch neugierig wären, entrissen werden könnte.

Als nun Herr Manner und seine Frau, deren Stammeltern vormals ihre Kostbarkeiten aus gleichen Gründen in jenem Wald verborgen hatten, sich eines Tages heimlich davon unterhielten, als ihre Kinder sich schlafen gelegt hatten; und es sehr bedauerten, daß diese durch ihre bösen Eigenschaften unfähig zur Erhebung des Schatzes seyen, dachten sie nicht daran, daß Eines von ihnen noch wachen und ihr Geheimniß vernehmen könnte. Es war aber dies doch der Fall. Die Neugierigen hatten kaum bemerkt, daß ihre Aeltern heimlich zusammen sprachen, als sie sich ermunterten und ihre ganze Aufmerksamkeit darauf wendeten. Da jene aber sehr leise sprachen, so konnten sie doch nicht alle Worte vernehmen; aber sie schlossen doch aus dem Zusammenhang, daß im nächsten

Gehölze ein Familienschatz verborgen liege, der nur von Kindern ihres Hauses gehoben werden könnte: daß aber diese Kinder weder neugierig noch plauderhaft seyn dürften. — Diesen wichtigen Satz schienen sie ganz überhört zu haben, weil sie ihn nicht beachteten, als sie sich entschlossen, den Schatz, ohne Vorwissen ihrer Aeltern, zu heben. Sie wollten ihnen auch deswegen nichts von ihrem Vorsatz sagen, weil sie von Andern gehört hatten, man dürfe bei einem solchen Vorhaben nicht laut davon sprechen, weil es außerdem nicht gelingen könnte. Aber gewiß kam es ihnen nach ihrer bekannten Schwatzhaftigkeit schwer an, davon zu schweigen.

Als nun eines Tages die Aeltern schon früh Morgens ausgegangen waren, packten die Kinder Obst und Brod in ein Körbchen, und begaben sich auf Gerademohl in den Wald, ohne ein besonderes Wahrzeichen zu haben, selbst wo sie den vermutheten Schatz finden sollten. Aber sie unterhielten sich unterweges immerwährend davon und bauten schon große Luftschlösser, wie sie ihn zu ihrem Vergnügen anwenden wollten. Dabei gingen sie immer auf gut Glück in dem Dickicht fort, das gar kein Ende nehmen wollte, und doch auch keinen verborgenen Schatz anzeigte. Schon fing es an dunkel zu werden, und lange Schatten

verbreiteten sich rings umher; sie schienen zu leben und die Kinder zu verfolgen, was diesen ganz grauenhaft vorkam. — Die Geschwister suchten zwar ihnen zu entfliehen, allein vergebens! Endlich fingen die Schattenbilder sogar an zu sprechen und riefen den Geängsteten zu:

Wir sind neugierig euch zu kennen,
Drum sollt ihr uns die Ursach' nennen
Die euch bei solcher dunklen Nacht
Hierher in diesen Wald gebracht.

„Ach, wir dürfen sie nicht sagen, riefen die Kinder ängstlich, sonst ist der Schatz verloren!"

„Nun habt ihr es ja doch gesagt! Ha, ha, ha! riefen die Schatten. Jetzt wollen wir auch sogleich gehen, euer Geheimniß zu verbreiten, damit alle Erdgeister, die den Schatz bewachen, gegen euch in Bewegung kommen. Gefällt euch unser Verfahren aber nicht, so denkt nur, daß es auch euern Freunden und Bekannten nicht gefallen hat, wenn ihr von Einem zum Andern gingt, das von ihnen Gehörte auszuplaudern."

Die Geschwister waren durch diese Drohung so sehr von Entsetzen ergriffen, daß sie alle ihre Kräfte anstrengten, aus dem Gefolge zu kommen; allein sie konnten keine gebahnte Straße finden, und mußten ihren Weg auf Geradewohl fortsetzen. Indessen war es finstere Nacht geworden; nur

der Mond schien schräg durch die hohen Bäume, wodurch aber allerlei seltsame Schattenbilder entstanden, welche die vorherigen noch an Ungestalt weit übertrafen, doch blieben sie stumm und unbeweglich an ihrer Stelle. — Hierdurch in etwas beruhigt, fingen die Kinder an zu überlegen, was sie nun weiter beginnen sollten, da es für diese Nacht unmöglich war, an eine Rückkehr zu denken; auch fühlten sie Hunger und Durst, indem sie lange schon nichts zu sich genommen hatten; da sie aber aus der Feuchtigkeit des Bodens auf eine nahe Quelle schlossen, so wollten sie dieselbe aufsuchen, ihren Durst zu löschen und dann ein Nachtlager auf weichem Mocse nehmen.

Als die Geschwister jetzt ruhig bei ihrem Abendmahle saßen, und traurig von ihren Aeltern sprachen, wie diese vergeblich sie überall suchen würden, schlug eben die Mitternachtsstunde. — Zugleich stieg eine Flamme aus dem feuchten, moosigen Boden empor, und heraus sprang ein Zwerglein mit kohlenschwarzem Gesichte. Es war mit einem dunkelrothen Mäntelchen angethan, und hatte eine wunderbare, spitzige, rothschwarze Mütze auf dem Kopf. Der kleine Mann hielt eine Pfanne über das Feuer und einen Kochlöffel in der Hand, mit dem er einen Huzelbrei rührte, indem er um die Flamme herumtanzte und dabei sang:

Huzelmännchen heiß' ich,
Ein Geheimniß weiß ich;
Aber ich verrath' es nicht
Bis man mich darum anspricht.

So sehr auch die vorwitzigen Kinder über das, was sie sahen, erschrocken waren, gaben sie sich doch gegenseitig durch Zeichen zu verstehen, daß sie vermutheten, es liege hier der gesuchte Schatz vergraben. Aber sie hatten nicht das Herz, einen Laut von sich zu geben, so lange sie nicht wußten, was das Männchen gegen sie im Schilde führe. Aber dies fuhr fort zu tanzen und zu singen:

Ich rühr', ich rühr' den Huzelbrei
Doch ein Geheimniß ist dabei —
Und das werd' ich nicht sagen
Bis man mich wird darum befragen.

Als die Kinder diese Worte hörten, konnten sie ihrer Neugier nicht länger widerstehen und fragten: „Nun, worin besteht denn dein Geheimniß, wenn man es wissen darf?" Und sogleich erwiederte Huzelmännchen:

Hier unten liegt ein Schatz begraben
Den möchtet ihr wohl gerne haben —
Doch wer ihn heben will, muß schweigen,
Durch Vorwitz ihn nicht von sich scheuchen.

„O wir sind weder vorwitzig, neugierig, noch plauderhaft, riefen die Geschwister ermuthiget;

ihr könnt uns also schon vertrauen!" — Aber Huzelmännchen, ohne auf ihre Rede zu achten, fuhr fort zu tanzen und zu singen:

Ich rühr', ich rühr' den Huzelbrei
Sitzen die Geister all' dabei:
Doch wer will thun nach ihrem Willen
Muß sich den Mund mit Brei anfüllen.
Auch muß er schweigen mäuschenstill
Wenn er den Schatz erheben will.

„O, wenn es blos darauf ankommt, sagten die Kinder vergnügt, so können wir dies Verlangen leicht erfüllen, denn uns gelüstet ohnehin nach warmer Speise. Und wie gesagt, plauderhaft sind wir gar nicht." Zugleich näherten sie sich dem feuerrothen Zwerglein, das sie mit blitzenden Augen ansah und sprach:

So öffnet denn den Mund zum Schlucken
Doch ohne viel herum zu gucken;
Und gibt Eins einen Laut von sich —
Behalte ich den Schatz für mich.

Zugleich füllte das Männchen den Löffel mit heißem Brei, und steckte ihn in der Kinder Mund. Da sie aber gegen jeden Schmerz sehr empfindlich waren, und die Masse etwas zu heiß war, so fing Eines um das Andere gewaltig an zu schreien und zu jammern. Zugleich aber verschwand das Zwerglein mit sammt dem Feuer vor ihren Augen.

Als sich hierauf das Weh ein wenig verloren hatte, machten die Geschwister sich gegenseitig Vorwürfe, den Schmerz nicht stillschweigend ertragen zu haben. Statt aber nun von ihrem Vorhaben abzustehen, wurden sie nur begieriger darauf, und beschlossen, nicht eher von der Stelle zu weichen, bis sie den Schatz in Besitz haben würden. Auch gelobte Eines dem Andern: „keine Sylbe bei Erhebung desselben auszusprechen, es möge ihm auch dabei begegnen was da wolle.“

Sie warteten stillschweigend, bis beinahe die Mitternachtsstunde völlig vorüber war. Doch ehe es noch Ein Uhr schlug, zeigte sich an der vorherigen Stelle wieder eine kleine Flamme, die bald aufloderte, bald verlosch. Die Kinder gaben sich jetzt durch Zeichen zu verstehen, daß sie hier nachgraben wollten, da das Zwerglein, das nicht zugegen war, sie nicht daran hindere. Als sie sich aber dazu anschickten, bemerkten sie erst, daß sie weder Schaufel noch Hacke hatten, die Erde damit hinwegzuschaffen. Ihr ganzes Werkzeug bestand in ein paar Taschenmessern, die sie bei sich führten. — Sie benutzten sie so gut als möglich; aber das Erdreich war so locker, daß sie es mit bloßen Händen hinwegräumen konnten. Und da ihnen dies Muth machte, gruben sie so eifrig, daß sie bald tief in den Boden drangen

und hier dem Laut nach, auf Metall stießen. Freudig untersuchten die kleinen Schatzgräber den Gegenstand, und sie entdeckten wirklich einen kupfernen Topf. Jobst, so hieß der Knabe, nahm eiligst den Deckel hinweg, und da jetzt blinkende Goldstücke und blanke Silbergefäße daraus entgegen schimmerten, konnte sich Ulrike vor Entzücken nicht mehr fassen, und rief unwillkührlich aus, indem sie die Hände freudig erhob: „O, welcher Reichthum, welche Pracht!" Doch kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sich der Topf mit Feuerflammen füllte, die anfangs wirbelnd sich herum drehten, allmählig aber erloschen, und statt des Gold und Silbers, einen Haufen Tannenzapfen zurückließen. — Da wurde Jobst so böse über die Schwatzhaftigkeit seiner Schwester, daß er zornig ausrief: „So wollte ich doch, daß die Tannenzapfen dir an Nase, Mund und Ohren hingen." Kaum hatte er aber diesen Wunsch ausgesprochen, so hüpften die Tannenzapfen an die ihnen angewiesenen Stellen. Als Ulrike dies bemerkte, wollte sie verzweifeln, und machte sogleich den Versuch, sie gewaltsam abzureissen; allein sie waren so fest mit dem Fleische verwachsen, daß es ihr unmöglich war, und sie nun in lautes Weinen und Jammern ausbrach. Jobst versuchte, sie zu trösten, — doch umsonst! Sie

stieß ihn von sich und rief in ihrem Ingrimm aus: „So wollte ich doch gleichfalls, daß dir alle noch übrigen Tannenzapfen am Leibe hingen! Und sogleich bewegten sich diese untereinander raschelnd, und klammerten sich hierauf fest an Jobsts Körper, so daß er vom Kopf bis auf die Füße damit bedeckt war, und bei jeder Bewegung wie eine Windmühle klapperte. Schon wollte er sich auch in Vorwürfe gegen seine Schwester ergießen, als sich eiligst eine Schaukel vor ihm niederließ. Die Neugier, woher sie kam, und wie sie beschaffen sey, besiegte plötzlich den Unwillen der Kinder. Sie naheten sich ihr, und besichtigten sie von allen Seiten. Und da zwei schöne Sitze darauf angebracht waren, so konnten sie der Versuchung nicht widerstehen zu prüfen, ob sie auch bequem seyen, und setzten sich darauf. Aber kaum war es geschehen, als sich die Schaukel mit ihrer Last hoch in die Luft erhob und über Berge und Thäler hinweg flog, bis sie sich endlich auf dem Marktplatz einer großen Stadt niederließ. Hier setzte sie sich von selbst in Bewegung, und dies zwar mit solcher Schnelligkeit, daß den Kindern beinahe der Athem ausblieb. Dies wunderliche Schauspiel zog eine Menge Neugieriger herbei, die sich sehr an dem Geklapper der Tannenzapfen ergötzten. Andere riefen: Was dies doch für neu-

gierige, plauderhafte Kinder seyn müssen, daß sie also bestraft werden! Auch haben sie einen Schatz verloren, weil sie nicht schweigen konnten. Da heißt es: der Krug geht so lange zum Brunnen, bis daß er bricht. Auch bestraft sich das Unrecht von selbst. Sie haben lange Andern durch ihre Neugier und ihre Schwatzhaftigkeit geschadet, bis sie endlich selbst in die Falle gegangen sind. Nun, wir wünschen gute Besserung! sagten die Meisten lachend, indem sie sich entfernten.

Als die Geschwister diese Worte hörten, konnten sie nicht begreifen, woher man sie an einem fremden Orte so genau kannte. Allein die Schuppen der Tannenzapfen hatten sich in goldene Buchstaben verwandelt, die den Zuschauern das ganze Geheimniß enthüllten. — Nachdem nun die Unglücklichen einen Tag und eine Nacht in dieser peinlichen Lage zugebracht hatten, bemerkten sie mit Freude, daß die Schaukel sich allmählig mit ihnen in die Lüfte erhob; und nachdem sie einige Zeit behende dahingeflogen war, sich wieder an demselben Orte, von dem sie die Gespenster entführte, behutsam mit ihnen niederließ. — Nachdem sie abgestiegen waren, verschwand sie aus ihren Augen, und die Kinder blieben einsam und verlassen zurück. — In ihrem bezauberten Zustand wagten sie es nicht, in ihre Vaterstadt zurückzu-

kehren, wo sie den Einwohnern nur ein Gegenstand des Spottes und Gelächters gewesen wären. Und hier, in dem dichten Gehölze, konnten sie nicht bleiben, weil es ihnen an Nahrung fehlte. Sie suchten wohl anfangs durch Wurzeln und Beeren ihren Hunger zu stillen, aber was sollten sie anfangen, wenn die Zeit herankäme, wo es keine mehr geben würde? Sie konnten diesen Gedanken kaum ertragen, und seufzten einmal um das andere: „Ach hätten wir doch niemals den Einfall gehabt, einen Schatz heben zu wollen! — Und hätten wir nicht unsere Aeltern behorcht, setzte Jobst hinzu, so würden wir nichts davon gewußt haben, und wären auch nicht in Versuchung gekommen, ihn heben zu wollen. Unser Unglück stammt also hauptsächlich von unsrer Neugier."

„Auch war es nicht recht, sagte Ulrike, daß wir eine so wichtige Handlung ohne Vorwissen unserer Aeltern unternahmen."

„Wärest du aber nicht so schwatzhaft gewesen, bemerkte Jobst, und hättest stillschweigend den Schatz gehoben, so hätten wir doch jetzt einigen Ersatz."

„Und wer, Bruder, wünschte mir denn anders die Tannenzapfen an Mund und Nase wie du?"

„Hättest du stille geschwiegen, Schwester Plaudertasche, so wäre alles anders gekommen. Daraus erhellet aber klar, daß wir Beide Unrecht hatten, und daß die Neugier und die Schwatzhaftigkeit, die uns in's Unglück geführt, Laster sind, die wir ablegen müssen."

„Vielleicht, seufzte Ulrike, könnte noch alles gut gehen, wenn wir uns diese Untugenden abgewöhnten."

„Sie hier abzulegen, sagte Jobst, ist keine Kunst. Denn abgesondert von allen Menschen werden wir keine Veranlassung zum Bösen finden; aber komme ich jemals wieder in meine vormalige Lage zurück, so soll es gewiß anders mit mir werden."

„Und mit mir auch, seufzte Ulrike, ich stehe dafür."

Kaum hatten die Geschwister obige Worte ausgesprochen, als sie eine Stimme hörten, die von vielfachem Echo wiederholt, folgendes aussprach:

„Gute Vorsätze sind Vorgänger edler Handlungen."

Und zugleich fielen die Tannenzapfen ab, und die Kinder machten sich froh auf den Weg nach Hause. — Mit Freuden wurden sie von ihren Aeltern empfangen, die ihren wahrscheinlichen Verlust schon bitter beweint hatten. — Aber die

Geschwister trösteten sie, und versprachen, zum Ersatz so großer Sorgen ihnen von nun an durch ihr Betragen recht viele Freude zu machen. — Und sie hielten Wort. — Von der Stunde an waren sie weder mehr neugierig noch plauderhaft, und man konnte unbeschadet alles vor ihnen sprechen, ohne daß es ihnen mehr einfiel, das Gehörte weiter zu erzählen.

Schon waren einige Jahre verflossen, während deren sie die Standhaftigkeit ihrer Vorsätze hinlänglich geprüft hatten. Sie waren in dieser Zeit weder neugierig noch plauderhaft gewesen, und hatten daher auch, sich in der Verschwiegenheit und Selbstbeherrschung zu üben ihren Aeltern noch nicht mitgetheilt, was ihnen im Walde widerfahren war; jetzt aber glaubten sie ihnen ihr kindliches Vertrauen zu beweisen, es nicht länger verschweigen zu dürfen, und enthüllten ihnen das ganze Geheimniß. Auch erboten sie sich, sie zu dem verhängnißvollen Orte ihres ehemaligen Schreckens und Leidens zu führen. Die Aeltern willigten ein. Sie begaben sich gemeinschaftlich dahin, und die Geschwister fanden gar bald die Stelle, wo ihnen so viel Wunderbares begegnet war, das noch frisch in ihrem Gedächtniß lebte. Aber mit keinem Gedanken dachten sie mehr daran, den Schatz heben zu wollen. Aber ihre Aeltern, die jetzt überzeugt

waren, daß es nach der Beschreibung, die sie in Händen hatten, die Gegend sey, wo ihre Vorfahren viele Kostbarkeiten vergraben hatten, — drangen in die Kinder noch einmal, einen Versuch zu wagen. „Da ihr jetzt, setzten sie hinzu, um Vieles besser seyd, wie damals, so wird es euch gewiß auch besser gelingen.“

Die Geschwister wollten sich lange nicht dazu verstehen. „Wir sind glücklich in unserer gegenwärtigen Lage, sagten sie, warum also sollen wir unser Leben an Güter wagen, die wir so leicht entbehren können?“ — Doch als sie sahen, wie sehr es ihre Aeltern wünschten, und diese sich auch erboten, sie in der Mitternachtsstunde zu begleiten, und in der Entfernung zu beobachten, so gaben sie endlich ihrem Verlangen nach.

Es war eine mondhelle Nacht, als sich die Geschwister in Begleitung ihrer Aeltern, dem Orte näherten, wo der Schatz begraben lag. Letztere blieben hinter einem Gebüsch verborgen, mehrere Schritte zurück. Jobst und Ulrike zitterten vor Angst. Statt aber sich durch leichtsinnige Gedanken, und den Wunsch, durch Kostbarkeiten zu bereichern, sich zu ihrem Vorhaben zu ermuthigen, sanken sie auf ihre Kniee nieder und baten Gott inbrünstig, sie gegen alle Gefahr zu schützen, und nur dann ihr Unternehmen zu be-

günstigen, wenn es ihrem Seelenheile nicht nachtheilig seyn würde.

Als sie geendigt hatten und emporblickten, gewahrten sie nicht ohne Schrecken und Erstaunen an derselben Stelle, wie früher, aus der Erde eine Flamme emporsteigen, die in Gelb und Blau herrlich schimmerte. Durch das Gebet gestärkt, gingen sie beherzt darauf zu. Sie gruben hier nach und waren so glücklich, denselben gefüllten Topf, wie vormals, wieder zu finden. Ohne ein Wort zu sprechen hoben sie ihn heraus und setzten ihn zu den Füßen ihrer Aeltern nieder. „Schaltet damit, sagten sie, wie es Euch gut dünkt; wir verlangen keinen Antheil daran. Doch wollet Ihr Einiges davon auf unsere Erziehung verwenden, so wollen wir uns bemühen, durch guten Unterricht uns Kenntnisse zu sammeln, durch die wir uns unvergängliche Schätze für diese und jene Welt erwerben können.“

Den Schatz an Geld und Kostbarkeiten theilten die Aeltern in drei Theile: den einen erhielt der Landesherr, den zweiten die Armen, und den dritten Theil verwendeten sie auf die Bildung ihrer Kinder. Er trug so reichliche Früchte, daß sich die Geschwister in der Folge durch ihre erworbene Geschicklichkeit so viel verdienten, daß man sie wohlhabend nennen konnte. Und da man

wußte, daß sie ihr Vermögen durch Fleiß und Redlichkeit erworben hatten, so wurden sie von ihren Mitbürgern geliebt und geachtet. Denn da sie ihre Jugendfehler durch eigenen Antrieb abgelegt hatten, so gedachte man ihrer nicht mehr, und suchte ihren Umgang jetzt so sehr, als man ihn ehemals vermieden hatte.

Die grauenhafte Höhle.

Franzesko war der einzige Sohn reicher Aeltern, die Landgüter und einen prächtigen Pallast in einer der größten Städte Italiens besaßen. Der Jüngling war schön von Gestalt, besaß liebenswürdige Sitten und einen feinen Anstand; aber sein Gemüth stimmte nicht mit dieser schönen Außenseite überein, denn er war herrisch, geizig, hinterging Jedermann mit gleisnerischen Worten, und hielt niemals, was er versprochen hatte. Man kann sich also leicht denken, daß ein solcher Mensch wenig gute Freunde besaß. Doch seinen Aeltern zu Liebe, die ein großes Haus machten, und immer Fremde und Gäste bei sich sahen, die sie gut bewirtheten, ließ man ihm den Widerwillen, den er Allen durch seine bösen Gesinnungen einflößte, nicht merken. Ja, man lobte ihn sogar wegen seines äußern Anstandes oder anderer unwichtigen

Eigenschaften, so daß er nur immer mehr verdorben ward, und man am Ende keines seiner Worte mehr glauben durfte. Erinnerte man ihn aber an seine Wortbrüchigkeit, so stellte er sich ganz unschuldig und läugnete öfters geradezu, daß er Dies oder Jenes versprochen habe. Aber man kannte den Schalk, und suchte ihn zu vermeiden, so sehr es möglich war.

Als Franzeskos Aeltern starben, hinterließen sie ihrem Sohne einen großen Reichthum; und da er schon mündig war und ihn daher sogleich in Besitz nehmen konnte, so stellte er sich, als wenn er den beßten Gebrauch davon machen wollte; und theilte auch wirklich, die Leute zu täuschen, hier und da kleine Geschenke aus; auch machte er mancherlei Versprechungen, die er nicht gesonnen war zu halten. So sagte er auch eines Tages einer armen, hilfsbedürftigen Frau einen kleinen Wittwengehalt zu. — So oft sie aber auch nachher kam, ihn abzuholen, so erhielt sie doch nie etwas anderes, als eine schale Abweisung. Da sagte sie zu Franzesko, der eben anwesend war: „Ich werde nicht wieder kommen, sondern dich wortbrüchigen Bösewicht deinem Schicksale überlassen, bis gerechte Richter dich richten werden.“ Alle, die zugegen waren, staunten über die Keckheit des Weibes, und Franzesko schickte

sich an, sie eigenhändig zu züchtigen. Aber sie verschwand vor aller Augen, und ließ keine Spur ihres Daseyns zurück.

Einige Zeit nach diesem Vorfall machte Franzesko einen einsamen Spazierritt in eine entlegene Gegend, nahe an einem Walde. Da sah er Gesträuch umherliegen, und auf dem Boden einige Goldstücke ausgestreut. Sogleich sprang er vom Pferde, und stürzte habsüchtig darauf zu. — Es krachten aber die Reiser, die über einer Oeffnung lagen, und er stürzte mit großem Gepolter hinein. Es war eine Höhle, die bei dem Geräusche des Falls von allen Seiten widerhallte; zudem brauste in ihrem Abgrund ein reissender Strom, der sich durch die unterirdischen Felsen drängte, und ein schauderhaftes Getöse verursachte. Von oben herab träufte unaufhörlich die Kalkdecke, durch die sich Feuchtigkeiten drängten, die in Tropfen herabfielen und sich verhärteten, wodurch hohe und sonderbar gestaltete Tropfsteinblöcke gebildet wurden, die zum Theil ein furchtbares Ansehen hatten, das noch durch die Dunkelheit und das von oben hereinfallende sparsame Licht jener Oeffnung erhöhet wurde. Auf dem Boden hörte man Schlangen zischen; in einem Winkel saß ein Ungeheuer mit blitzenden Augen, und aus einer Vertiefung des Gewölbes grinzte ein Gesicht, das

Aehnlichkeit mit dem Antlitz eines Menschen hatte. Erschrocken und betäubt lag Franzesko anfangs auf dem nassen Boden ausgestreckt. Als er aber sein volles Bewußtseyn wieder erlangt hatte, und alle Gegenstände des Entsetzens um sich her bemerkte, war er außer sich vor Schrecken, und wagte kaum zu athmen, noch sich zu bewegen. So lag er, von Angst und Todesschauer durchdrungen, zwei Tage und zwei Nächte lang, immer fürchtend, daß die Ungeheuer ihn verschlingen, oder der Strom mit sich fortreissen möchte. Dazu quälten ihn Hunger und Durst, und schon sah er seinem schauderhaften Ende entgegen, als er von außen das Geräusch eines Wagens hörte. Es war ein junger Bauerbursche, der vom Holz nach Hause fuhr. Da ermannte sich Franzesko. Er strengte mit Gewalt seine Stimme an, und rief aus allen Kräften: „Wenn Ihr da außen ein Mensch seyd, so erbarmt Euch eines Lebendigbegrabenen. Ich bin ein Kind des Todes, wenn Ihr mich nicht aus dieser schrecklichen Höhle rettet!“

Der Bauer näherte sich, und horchte furchtsam dieser Stimme. — Franzesko aber fuhr fort, ihn um Befreiung anzuflehen, und versprach ihm dagegen eine reichliche Belohnung. Der Bauerbursche erwiederte: „Wenn es mir gelingt, und

Ihr ein Mensch, wie Unsereins seyd, so will ich Euch wohl gern ohne alle Belohnung befreien.“ Zugleich nahm er von seinem Wagen einen starken Baumast und ließ ihn hinab in die Höhle, indem er sagte: „Haltet Euch fest daran, damit ich Euch unbeschadet herausziehen kann!“

Als aber Franzesko vom Boden aufstehen wollte, fühlte er sich so sehr entkräftet, daß er wieder zurücksank. — Indessen war eine große Schlange herbeigekrochen und umwand das Gesträuch mit ihrem langen Schweife. Der Bauer, welcher die Schwere des Thieres fühlte, glaubte, es sey der Bedrängte, und zog den Ast ungesäumt herauf. Als er aber das Unthier bemerkte, lief er laut schreiend davon. — Doch da er endlich zurückkehrte, seinen Wagen zu holen, erhob Franzesko auf's Neue seine Stimme, und bat dringend, ihn doch nicht zu verlassen. „Ich muß Hungers sterben, sagte er, lieber Freund, und ein Raub der Verzweiflung werden, wenn du dich meiner nicht erbarmest! Auch verspreche ich dir tausend Goldstücke, wenn du mir hilfreich beistehest.“

Der junge Mann versetzte: „Ich verlange keine so große Summe; aber glücklich könntet Ihr mich durch einen kleinen Theil davon machen. Ich bin arm, und das Mädchen, mit dem ich

verlobt bin, ist auch arm; es fehlt uns daher an allem, was man zu einer häuslichen Einrichtung nöthig hat; und wir können uns demzufolge so lange nicht verheirathen, bis wir uns durch Fleiß das Nöthige erworben haben, und das kann noch lange dauern. Wollt Ihr uns aber ein kleines Heirathsgut geben, so könnten wir glücklich seyn."

„O, ich will Euch mehr, viel mehr geben, als Ihr verlangt, rief Franzesko. Ziehet mich nur aus dieser Mördergrube, ehe ich verschmachte, oder von gräßlichen Gestalten, die hier hausen, verschlungen werde."

Gutmüthig steckte der junge Mann das Gesträuch abermals in die Oeffnung. — Sogleich aber schlich sich das menschenartige Unthier, ein großer Affe, hervor, und setzte sich auf das Gezweige, mit dem er nun eiligst heraufgezogen wurde. Als aber der Bauer die haarige Gestalt erblickte, glaubte er, es sey ein Berggeist, und eilte mit Entsetzen davon. Franzesko fing jetzt an laut zu weinen und zu klagen, und bat den Bauern flehentlich, doch zurückzukehren, und ihn zu retten. Allein dieser fürchtete, es sey wieder ein neckender Berggeist, und antwortete nicht; doch hörte Franzesko, wie er sich näherte, seinen Wagen davonzuführen. Er rief ihm jammernd zu: „Wenn du mich befreiest, so will ich dich

fürstlich belohnen, und dir Geld und Güter in Ueberfluß geben!" Da sagte der Bauer:

„Wer bürgt mir aber dafür, daß Ihr Wort halten werdet?"

„Ich will es dir schriftlich geben, Freund. Ich habe Bleistift und eine Schreibtafel bei mir."

„Gut, erwiederte Jener; so will ich denn noch einmal den Versuch machen und das Geleit hinablassen." Dies hatte aber noch kaum den Boden erreicht, als das dritte Ungeheuer mit blitzenden Augen aus seinem Hinterhalt hervorstürzte, das Gezweig umfaßte, und glücklich mit ihm heraufgezogen wurde. Es war ein entsetzlich großer Löwe, vor dessen Anblick sich der junge Bauer so sehr fürchtete, daß er bewußtlos zu Boden stürzte, und hier eine geraume Zeit unbeweglich liegen blieb, obgleich Franzesko ihm aus der Höhle kläglich zurief, sich doch seiner zu erbarmen. Aber Jener hörte es nicht. — Und als er seine Besinnung wieder erhielt, trieb er seinen Ochsenkarren eilends vorwärts. Da wollte Franzesko verzweifeln, und strengte seine letzten Kräfte an, den Bauersmann herbeizurufen. Und so sehr es diesen auch schauerte, an den unsichern Ort zurückzukehren, so konnte er doch dem Gefühle des Mitleids nicht widerstehen, und wendete noch einmal um. Er rief in die Höhle hinab, ob es

denn wirklich ein Mensch sey, der sich hier unten aufhalte, und nicht vielleicht ein Berggeist, wie er ihn vorhin gesehen, oder sonst ein schreckliches Ungeheuer? „Ach nein, seufzte Franzesko! ich bin ein reicher Edelmann aus der Gegend; und wenn du mich rettest, so will ich dir mein ganzes Vermögen, und sogar den Pallast verschreiben, den ich besitze, und der reich an Kostbarkeiten ist. Und damit du siehest, daß es mit dieser Verheißung mein Ernst ist, so will ich meine Zusage in diese Schreibtafel eintragen und sie dir übergeben, noch ehe du mich befreiest.“ Hierauf schrieb er einige Zeilen, unterzeichnete sie mit seinem Namen, und befestigte die Schreibtafel an den Baumast, den der Bauer jetzt eben herabließ. Als dieser sie in Empfang genommen und den Aufsatz richtig gefunden hatte, zog er Franzesko ungesäumt aus der unterirdischen Gruft, und lud ihn hierauf ein, sich seines Wagens zu bedienen, wenn er zu schwach seyn sollte, sich zu Fuße in seine Heimath zu begeben. — Jener nahm dies Erbieten an, weil es ihm wirklich an Kräften zum Gehen fehlte. Auch stärkte er sich durch Speise und Getränk, die ihm sein Wohlthäter reichte; und da er eben in der Ferne sein Pferd grasend im Walde erblickte, bestieg er es, und verließ seinen Lebensretter, ohne ihn eines

Blickes zu würdigen, noch sich für die ihm geleisteten Dienste zu bedanken. —

Einige Tage darauf ließ sich der junge Bauer bei Franzesko melden. Er ließ ihn aber nicht vor sich kommen. Und als Jener darauf bestand, und sogar behauptete, dessen Pallast gehöre ihm, weil er die Verschreibung davon in Händen habe, so befahl Franzesko, daß man den Lästigen zur Thüre hinauswerfe, was seine Dienerschaft auch sogleich vollzog. —

Sehr betrübt kehrte der Jüngling in sein Haus zurück; denn unter diesen Umständen konnte aus der Vermählung mit seiner Verlobten sobald nichts werden. Er bedauerte nun sehr, daß er ihr schon seine Hoffnungen mitgetheilt hatte, die nun verloren waren. Als er die Thür seiner Hütte öffnete, erschrack er aber nicht wenig, hier jene drei Ungeheuer zu finden, die er, gegen sein Erwarten, aus der Höhle befreiet hatte. Aber sie näherten sich ihm schmeichelnd und sprachen: „Du hast uns aus unserm unterirdischen Gefängniß errettet, wohin uns ein mächtiger Zauberer gebannt hatte; und ob wir gleich alle Eigenschaften derjenigen Thiere besitzen, deren Gestalt wir tragen, sollst du doch sehen, daß es uns nicht an einem dankbaren Herzen fehlt. Wir wollen dir redlich dienen, und dir nach unsern Kräften be-

hilflich seyn, deine äußern Umstände zu verbessern." — Der Jüngling war erstaunt, Thiere wie edelgesinnte Menschen sprechen zu hören, und wußte nicht, was er davon denken sollte. Als er aber nach einigen Tagen in seinen Vorhof ging, den er schon länger nicht besucht hatte, war er nicht wenig überrascht, hier große Stöße Holz, und aufgeschlichtetes Obst von der trefflichsten Gattung zu finden. Daneben saß der Affe mit freundlich grinsendem Gesichte und sprach:

„Nicht wahr ich halte Wort? Ich habe fleißig für dich gearbeitet, und Obst und Holz aus den Gütern zusammengetragen, die dir Franzesko geschenkt hat. Denn ob er sich gleich dessen nicht mehr erinnern will, so gehören sie dir doch von Gott und Rechtswegen zu."

Hierauf näherte sich der Löwe mit folgenden Worten: „Auch ich bin nicht müßig gewesen, und habe aus meinem Vaterlande, dem heißen Afrika, die schönsten Papageien gebracht, die du hier um ein theures Geld verkaufen kannst. Unter ihnen ist auch ein Lori, den ich in schnellem Laufe aus Ostindien geholt habe, weil er sehr gelehrig ist, leicht sprechen lernt und mit seinem aschgrauen Gefieder und scharlachrothem Schwanze ein überaus gefälliges Ansehen hat, und daher leicht Liebhaber zum Kaufe finden wird. Nimm dies kleine

Geschenk als einen Beweis meiner Dankbarkeit für die Befreiung aus der Höhle gütig an.“ Bei diesen Worten öffnete er einen Käfig, der voll der herrlichsten Papageien war.

Langsam bewegte sich nun auch die Schlange herbei. Sie war umwunden mit einer Schnur kostbarer orientalischer Perlen und sprach: „Löse mir diese Perlenschnur; sie stammt aus Ostindien, meinem Vaterlande, und soll dir zum Beweis dienen, wie dankbar ich für die Wohlthat bin, daß du mich aus der Höhle erlöst hast.“

Der Jüngling konnte sich nicht genugsam über diese unerwartete Begebenheit wundern, und rief unwillkührlich aus:

„Wie beschämen diese Thiere, die ich ohne meinen Willen aus der Höhle gezogen, jenen undankbaren Franzesko, für den ich mein Leben gewagt, das ich leicht durch diese Ungeheuer verlieren konnte, wenn sie ihrem Naturtrieb hätten folgen wollen, und der mich zur Belohnung zum Hause hinauswerfen ließ.“

Gregor, so hieß der junge Bauer, war nun nicht weniger erkenntlich gegen diese Thiere, und nährte und pflegte sie auf's Beßte. — Auch die Papageien versorgte er mit Futter, und reichte ihnen Hirse, Kürbiskerne, Eicheln, und was er sonst an Vorrath von ähnlichen Früchten besaß.

Als dieser aber zu Ende war, und er nicht Geld hatte, neuen zu kaufen, mußte er sich entschließen, die Papageien zu veräußern. Dies schmerzte ihn sehr; denn es waren possirliche Thiere, die ihm viel Vergnügen machten, indem sie alle seine Handlungen nachahmten. Lachte er z. B., so lachten sie mit; gähnte oder seufzte er, so thaten sie ein Gleiches; fiel es ihm ein, vor ihnen zu tanzen, so tanzten sie auch auf die drolligste Weise. Allein dies Alles half zu nichts! Er brauchte Geld und mußte sich entschließen, sie wegzugeben. So oft er aber zu diesem Zwecke einen unter ihnen haschen wollte, wußten sie seinen Händen so geschickt zu entwischen, oder sie bissen ihn mit ihrem starken, krumm gebogenen Schnabel so derb in den Finger, daß er laut auf schreiend zurückfuhr, und sie in Ruhe ließ. Sie machten aber seine Töne und Bewegungen so geschickt nach, daß er darüber jedes Mal in lautes Lachen ausbrach, was dann die Papageien mit gleichem Gelächter erwiederten. Als er aber eines Tages auf's Neue zugreifen wollte, einen unter ihnen zu fangen, schrie Lori aus vollem Halse:

„Mach dir mit uns doch keine Schur,
Verkauf dafür die Perlenschnur;
Sie trägt dir Geld in Menge ein,
Mehr als wir armen Pappagei'n."

Gregor stand bei diesen Worten ganz verblüfft vor Erstaunen, und begriff nicht, wie ein unvernünftiges Thier so guten Rath ertheilen könne. Er hatte gar nicht mehr an die Perlenschnur gedacht, weil er glaubte, sie sey von keinem Werthe. Nun aber wollte er doch den Versuch machen, und sie einem Kaufmanne, der mit ähnlichem Geschmeide handelte, anbieten. Dieser aber verwunderte sich sehr, daß ein geringer Bauerbursche Dinge von solchem Werthe besitze, und glaubte diesen Vorfall vor Gericht anzeigen zu müssen. Er hieß demnach den Jüngling nach Hause gehen, und versprach, ihm die Antwort wegen der Perlen, die er erst prüfen müsse, bald wissen zu lassen. Statt dieser aber kamen Schergen, ihn in das Gefängniß abzuholen. Und so sehr die Papageien zusammen schrieen, und Lori mit lauter Stimme rief:

„Unschuldig ist er, laßt ihn frei!
Dies sage ich euch ohne Scheu.
Nehmt nur dafür Franzesko her
Und bindet ihn die Kreuz und Queer'."

Auch der Löwe brüllte, der Affe grinste, und die Schlange bäumte sich; aber Alles war umsonst! Gregor ward davongeführt und vor Gericht gestellt. Durch Fragen, auf welche Art er zu der kostbaren Perlenschnur gekommen sey, ver-

anlaßt, erzählte er die ganze Begebenheit, wie sie sich mit ihm und Franzesko zugetragen hatte, nämlich wie er ihn aus der Höhle gezogen, von ihm verstoßen worden, und durch die dankbaren Thiere, die er ohne Vorsatz gerettet hatte, belohnt worden sey. Er sagte dies Alles mit so viel Wahrheit und Aufrichtigkeit, daß die Richter bald von seiner Unschuld überzeugt waren, und ihn abtreten hießen.

Hierauf ward Franzesko vor Gericht gefordert, und wegen seiner Undankbarkeit zu Rede gestellt. Allein er lachte und sagte, dies sey ein Mährchen, und er wisse von dem ganzen Handel nichts; auch erinnere er sich nicht, irgend Jemand ein Versprechen gegeben zu haben. Die Richter kannten den Gleisner wohl, und waren von seinem Undank und seiner Wortbrüchigkeit überzeugt; da aber keine Zeugen für Gregor sprachen, so wollten sie den Beklagten eben freisprechen, als Jener ihnen anzeigen ließ, daß er auch eine eigenhändige Verschreibung von Franzesko besitze, die er vorzeigen könne. Er wurde demnach zurückberufen, dem Wortbrüchigen vor Augen gestellt, und diesem die Worte vorgelegt, die er in seine eigene Schreibtafel gezeichnet hatte; allein Franzesko fuhr fort zu leugnen; er nannte den

Jüngling einen Betrüger, und erbot sich dies zu beschwören.

Kaum aber hatte er den falschen Eid geleistet, als sich die Thür öffnete, und herein kamen der Löwe, der Affe, auf dem Lori, der Papagei saß, und die Schlange. Bei ihrem Anblicke schauderte Franzesko zusammen, und rief unwillkürlich aus: „Ach, dies sind die schrecklichen Thiere der Höhle!“ — Kaum aber hatte er diese Worte ausgesprochen, als er sie bereute, und sagte, der Schrecken habe sie ihm, wie im Wahnsinne, ausgepreßt. Da schrie der Papagei:

„Du bist ein Schalksknecht, hast betrogen,
Hier deine Richter angelogen;
Dazu geleistet falschen Eid
Wornach sich richte ihr Bescheid.“

Der Beklagte und die Richter waren nicht wenig erstaunt, einen Vogel mit so viel Verstand sprechen zu hören. Aber Franzesko faßte sich schnell und sagte:

„Vermuthlich ist dies ein mühsam gelerntes Sprüchlein, das man dem Vogel mit Absicht gelehrt hat.“ — Lori antwortete:

„Nein, es ist Wahrheit, was er spricht
Nicht ein gelerntes Gedicht.
Ich bin hier, gegen dich zu zeugen,
Daß du ein Bös'wicht ohne Gleichen.“

„So zeuge denn gegen mich,“ sagte Franzesko stotternd. — Und sogleich verdunkelte sich das Gemach, daß Alle dichte Finsterniß umgab. — Es folgte ein Donnerschlag und sich kreuzende Blitze, die unbeweglich stehen blieben, und hellen Glanz um sich her verbreiteten. Allmählig entwickelte sich auch aus dem Papagei eine junge schöne Dame, deren Gewand die Farben des buntgefiederten Lori trugen. Sie sprach:

„Ich bin die Fee der drei Lilien. Meine Pflicht und meine Neigung ist es, die Unschuld zu beschützen, und das Verbrechen aufzusuchen und zu verfolgen. Dich, Franzesko, habe ich von Jugend auf beobachtet. Du bist ein Heuchler und ein undankbarer, lügenhafter Bösewicht, der bisher nie sein Wort gehalten hat; der Versprechungen leistete, — (so wie auch damals jener Wittwe, deren Gestalt ich angenommen hatte, ihn zu prüfen,) — aber die er nie zu halten gedachte; der auch diesen armen Jüngling hier damit berückte, indem er ihm unaufgefordert sein ganzes Vermögen verschrieb, was er nun durch einen falschen Eid hinwegzuleugnen sucht, und was er auch jetzt gegen mich noch behaupten würde, wenn ich nicht fähig wäre, den Richtern Zeugen seiner schändlichen That aufzustellen.“ — Zugleich berührte die Fee mit ihrem Zauberstabe die drei

Thiere, den Löwen, den Affen und die Schlange, die sogleich in Menschen, was sie vorher gewesen, verwandelt wurden, und sich jetzt mit dankbarer Hast zu Gregors Füßen warfen. Sie sprachen: „Euch danken wir unsere Befreiung. Wir wurden in jene Höhle durch einen mächtigen Zauberer, der uns haßte, gebannt, weil wir das Unglück hatten, seinen Sohn zu beleidigen, der einen eben so häßlichen Charakter besitzt, wie dieser Franzesko. Er verwandelte uns in Thiere, deren Gestalt wir so lange tragen sollten, bis wir zwei Tage lang in Gemeinschaft mit einem Menschen gelebt hätten, der an Gemüth seinem Sohne vollkommen ähnlich wäre. Und so brachten wir Jahrhunderte schon in dieser Höhle zu, bis uns endlich die Gutmüthigkeit, womit Gregor jenem Wortbrüchigen zu Hilfe kam, daraus befreite. Durch seine Güte, und Franzeskos Bösartigkeit, ward demnach unser Zauber gelöst.“

Hierauf wendete sich die Fee zu den Richtern. „Es ist nun Eure Pflicht, sagte sie, über jenen Verbrecher zu verhängen, was Euch das Gesetz vorschreibt.“ — Bei diesen Worten verschwand sie, und mit ihr die übernatürliche Beleuchtung des Himmels.

Die Richter verurtheilten Franzesko zur Bezahlung alles dessen, was er Gregorn schriftlich

versprochen hatte, so daß ihm von allen seinen Gütern nicht das Geringste übrig blieb. Auch bedurfte er weiter keiner Schätze mehr, da er wegen seiner Undankbarkeit und dem fälschlich geleisteten Eidschwur in ein Gefängniß geworfen ward, woselbst er Zeit hatte, über sein verflossenes Leben nachzudenken; und wo er auch erkannte, daß er schon in der Kindheit den Grund zu seinem Verderben gelegt hatte, indem er sich Unwahrheiten erlaubte, und niemals dasjenige Versprechen hielt, welches er andern gethan; noch es dankbar erkannte, wenn seine Aeltern oder Freunde ihm Gutes erzeigten.

Mit dem Ausspruche der Richter sehr zufrieden, begab sich Gregor vergnügt in seine Behausung. Er war aber sehr überrascht und erfreut, hier Alles umgestaltet zu sehen. Statt der kleinen schlechten Strohhütte, die er vorher bewohnte, stand jetzt ein stattliches Bauernhaus, mit schönem ländlichen Hausrath versehen. Es stießen daran ein hübscher Garten und ein Hof mit allerlei Geflügel angefüllt. Die Papageien waren verschwunden. Statt ihrer standen ein paar Kühe und lustige Ziegen im Stalle. Gregor war bei diesem Anblicke außer sich vor Freuden. Er sagte: „Von all' den Gütern, die ich von dem falschen Franzesko haben soll, will ich nun nichts

weiter, als das, was er mir gleich anfangs zu meiner Verheirathung mit meinem Mädchen versprochen hat. Das Uebrige, meine entzauberten Freunde, theilet unter Euch. Und wollt Ihr mir einen Gefallen erzeigen, so siedelt Euch in dieser Gegend an, damit wir untereinander recht oft von diesem Ereigniß sprechen können. Und da die gute Fee, die uns so glücklich gemacht hat, eine Beschützerin der Tugend ist, so wollen wir uns bemühen, recht gut zu seyn, um hierdurch ferner ihr Wohlwollen und ihre Achtung zu verdienen.

Der Menschenfresser, oder die armen Kinder im Walde.

Ein armer Holzhacker lebte mit seiner Familie in der größten Dürftigkeit. Er arbeitete zwar fleißig, und seine Frau half ihm treulich bei seinem Geschäfte; aber sie hatten viele Kinder, und die Lebensmittel waren so theuer, daß sie kaum mehr wußten, wie sie es anfangen sollten, sie zu ernähren. Eines Abends, als sie Beide traurig beisammen saßen, und ihre Söhne (Töchter hatten sie nicht,) sich zur Ruhe begeben hatten, berathschlagten sie sich hierüber. Die Mutter vermeinte, man könnte die Knaben wohl herumschicken, Almosen zu sammeln, da sich ja so viele auf diese Weise nährten, die es weniger bedürftig und würdig wären, als sie. „Nein, sagte der Mann, dein Vorschlag gefällt mir nicht! Durch ein solches Herumstreichen werden die Kinder

an Müßiggang gewöhnt; zugleich verlieren sie dadurch alles Ehrgefühl, so daß sie sich nicht mehr schämen, am Ende jeden Vorübergehenden mit frecher Stirn anzubetteln, und es nicht mehr achten, wenn sie verächtlich zurückgewiesen werden. Sie lernen auch hierdurch, wie man Geld verdienen kann, ohne zu arbeiten. Und wachsen sie heran, und man versagt ihrem kräftigen Aussehen fernern Beistand, so werden sie sich, der Arbeitsamkeit ungewohnt, auf's Stehlen und Morden legen, und zuletzt ihren Lohn auf dem Schaffot finden.“ —

„Gott bewahre sie vor einem solchen Ende! rief die Frau erschrocken aus. Lieber sollen sie Hungers sterben, als solche Schmach über sich und uns bringen! Aber was ist nun zu machen? Bei der fortdauernden großen Theuerung können wir sie nicht länger erhalten, denn wo sollten wir Brod hernehmen, sie zu sättigen?“ —

„Es ist kein besseres Mittel, Frau, als sie selbst für ihre Zukunft sorgen zu lassen. Gott verläßt die jungen Raben unter dem Himmel nicht, er wird auch für unsere Kinder besorgt seyn.“

„Wo denkst du hin, lieber Mann! Wie sollten Knaben von sechs bis zehn Jahren sich selbst Unterhalt zu verschaffen wissen?“ —

„Die Noth wird sie schon lehren, was sie zu thun haben!“

„Und was meinst du denn damit? fragte die Frau.

„Ich meine ungefähr, daß es gut gerathen seyn würde, sie mit in den Wald zu nehmen, wenn wir Holz daselbst machen; sie dann tief in's Dikkicht zu führen, und während sie sich hier mit Beerensuchen beschäftigen, uns aus dem Staube zu machen, und sie ihrem weitern Schicksale zu überlassen.“

„Gerechter Gott! rief die Mutter aus. Und ich sollte meine Kinder dem Verhungern oder der Raubgier wilder Thiere Preis geben? Nein, nimmermehr! Lieber will ich selbst des Todes sterben!“

„Und auch ich, versetzte der Mann, wenn jenes der Fall wäre. Aber ich sehe den Erfolg mit ganz andern Augen als du. Erstlich gibt es in unsern Wäldern keine Fleisch fressende Thiere. Zweitens finden sie vor der Hand Beeren und süße Wurzeln die sie kennen, in Menge, sich davon zu nähren. Sie können auch Holz sammeln, und es verkaufen.“

„Und wo sollen sie denn die Nacht zubringen?“ —

„Auf einem Baume oder auf weichem Moose?“

„Und wenn es kalt ist, oder regnet?"

„Dann mögen sie sich eine Hütte von Baumzweigen bauen; die Noth wird sie schon erfinderisch machen."

„Und wenn der Winter herankömmt?" erwiederte die Frau.

„Dann können sie ihr Vaterhaus wieder aufsuchen; oder vielleicht daß sich Fremde ihrer annehmen, und sie als eigene Kinder erziehen, wo sie dann viel glücklicher seyn werden, als bei uns."

„Ach, wenn ich das wüßte, seufzte die Mutter, so wollte ich mich um ihres eigenen Glückes willen gern von ihnen trennen!"

„Wir machen einen Versuch, sagte der Mann, gelingt er nicht, so können wir die Kinder ja immer wieder nach Hause holen. Der Weg dahin steht uns täglich offen."

„Aber den Jüngsten, lieber Mann, könnten wir doch zu Hause behalten; denn unmöglich kann ich mich von ihnen allen zugleich trennen; und mit ihm will ich gern mein tägliches Brod theilen, sollte es mich auch gleich nicht ganz sättigen."

„Ich bin es zufrieden, sagte der Holzhauer, aber die fünf übrigen müssen morgenden Tages aus dem Hause."

Während dieses Gespräches hatte Kleinundkurz in seinem Bette gewacht, und Alles mit

angehört. Er führte diesen sonderbaren Namen wegen seiner kleinen, dickstämmigen Gestalt; denn ob er gleich schon zehn Jahre alt war, so gab man ihm wegen dieser unbedeutenden Größe doch kaum die Hälfte. Dagegen war er aber für sein Alter überaus klug und verständig, und besaß dabei ein vortreffliches Herz. Schon längst hatten ihn die großen Nahrungssorgen seiner Aeltern auf's tiefste geschmerzt; aber er wußte kein Mittel, sie zu lindern. Jetzt auf einmal gab sein eigener Vater ihm ein solches an die Hand, und er nahm sich fest vor, Gebrauch davon zu machen. Er entdeckte weder seinen Aeltern noch Brüdern, daß er um das Geheimniß wußte; aber er steckte im Geheim ein Messer, eine Scheere, und eine lange Schnur zu sich.

Als nun des andern Tages die Sonne hell schien, sagte der Holzhauer zu seinen Söhnen: „Haltet euch bereit, mir heute in den Wald zu folgen. Nur der Jüngste von euch mag zu Hause bei der Mutter bleiben, die sich nicht ganz wohl befindet.“

„Nun, so will ich statt ihrer eine Hacke und Säge mitnehmen, sprach Kurzundklein, damit ich Euch bei der Arbeit helfen könne.“

Der Vater lächelte dazu, während die Mutter, unter heißen Thränen, ihrer Kinder Taschen

mit Obst und Brod füllte, und nicht Alles unterbringen konnte. (Sie hatte nämlich ein Stück ihrer Sonntagskleidung verkauft, um solchen Vorrath anschaffen zu können.) Die Knaben aber wußten nicht, was sie davon denken sollten, daß sie heute mehr, als sonst in drei Tagen bekamen. Kurzundklein aber, der sich dies wohl erklären konnte, und auch die Absicht der Mutter errieth, ging, einen Sack zu holen, das noch Uebrige hineinzupacken. „Ich bin der älteste, sagte er, und will für euch Alle tragen. Auch wollen wir es so eintheilen, daß wir länger als einen Tag daran haben, damit wir nicht vielleicht morgen dafür fasten müssen.“

Die Mutter nickte ihm Beifall zu, drückte hierauf Alle zärtlich an ihr Herz, und verließ sie stillschweigend. Nur ihren jüngsten Sohn, Benjamin, nahm sie an der Hand, und führte ihn davon.

Als die Knaben mit ihrem Vater den Wald erreicht hatten, folgte Kurzundklein ihnen immer einige Schritte nach; und als der Weg anfing ihm unbekannt zu werden, befestigte er, von den Andern unbemerkt, eine Schnur um einen Baum, die sich mit ihm fortbewegte, bis sie an Ort und Stelle kamen. Er that dies, damit sie ihm und seinen Brüdern als Leitfaden zur Rückkehr die-

nen könnte, wenn die Nothwendigkeit dies erfordern sollte.

Der Vater machte anfangs Holz, und seine Kinder halfen ihm durch Zulangen und Herbeitragen desselben; als es aber damit zu Ende ging, sagte er: „Kinder! ihr könnet nun gehen, Beeren zu pflücken; dort in jenem Dickicht gibt es deren eine große Menge.“

Die Knaben hüpften freudig davon; nur Kurzundklein folgte ihnen bedachtsam nach. Er reichte seinem Vater die Hand zum Abschied, und konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Doch dieser ahnete nicht, daß er um das Geheimniß wisse, und trug ihm auf, wohl für seine Geschwister zu sorgen.

Kurzundklein entfernte sich. Er hatte aber vorher die Vorsicht gebraucht, die Säge und Hacke, die er mitgenommen, hinter Gesträuche zu verbergen. Jetzt, da er seinem Vater aus den Augen war, nahm er beides zu sich, und begab sich zu seinen Geschwistern. Sie hatten so viele Beeren gefunden, daß sie schon ganz davon gesättiget waren, und nicht verlangten, den Vorrath an Brod und Obst, den sie mitgenommen, anzugreifen. Das Beerensuchen gefiel ihnen auch so wohl, daß schon die Nacht hereinbrach, als es ihnen erst einfiel, zum Vater zurückzukehren. — Da sie ihn aber nicht fanden, brachen sie in ein

großes Jammergeschrei aus. Kurzundklein tröstete sie, so sehr er konnte, aber er sagte ihnen nicht, daß der Vater sie absichtlich hier zurückgelassen habe. Er fürchtete, seine Brüder, welchen der Grund dieser Handlung unbekannt war, möchten die Aeltern darum verrathen; und er wollte ihnen doch so gern ihre Liebe erhalten.

Als es nun immer dunkler im Walde ward, fingen die Kleinen an sich zu fürchten, und weinten bitterlich. Kurzundklein aber sprach: „Seyd nur guten Muthes, ich will ein großes Feuer schüren, damit es hell um uns werde, und ihr könnet indessen Blätter und Moos sammeln, wovon wir uns ein weiches Lager bereiten wollen.“

„Ach, wie willst du es anfangen, Feuer zu machen! seufzten die Kleinen, da wir weder Feuerzeug noch Licht haben, es anzuzünden?“

„Dafür ist schon gesorgt. Nur aufgepaßt!“ sagte der Bruder. Und zugleich nahm er zwei Hölzer verschiedener Art, und rieb sie so lange aneinander, bis sie sich entzündeten und durch darauf gelegtes trockenes Laub in Flammen geriethen, die hoch aufloderten. Die kleinen Knaben freuten sich darüber so sehr, daß sie ihren Schmerz vergaßen und laut aufjubelten. Auch das weiche Lager, das sie sich bereiteten, behagte ihnen gut, und sie schliefen sorgenlos bis den andern Morgen.

Kurzundklein hatte indessen nachgedacht, wie er den Speisevorrath, den sie mitgenommen, also eintheilen wollte, daß er wenigstens für einige Tage ausreichte; damit seine Brüder doch auch ein Stückchen Brod zu ihren Beeren genießen könnten. Denn lieber wollte er nichts davon haben, als sie darben sehen. Als jene dies aber bemerkten, bestanden sie darauf, daß gleiche Theile für Alle gemacht würden, und rührten nichts an, bis Kurzundklein den seinigen zu sich genommen hatte. Er willfahrte ihnen auch endlich; aber er legte ihn bei Seite, ihn für den Fall der Noth aufzusparen.

Indessen waren auch die Knaben darauf bedacht gewesen, eine Hütte zu bauen, damit sie gegen die Witterung geschützt seyn möchten; dann erst wollten sie den Wald und die Gegend untersuchen, ob nicht vielleicht ein Ausweg aus dem Gehölze zu finden wäre. Kurzundklein würde diesen mittelst der Schnur, die er beim Eingange an einen Baum befestiget hatte, wohl leicht gefunden haben; allein er hätte sie wieder nach Hause geführt, und dies wollte er nicht, um seine Aeltern der Sorge für ihren Unterhalt zu entheben; er dachte vielmehr darauf, ihnen in Zukunft wo möglich ihr Leben noch mehr zu erleichtern.

Die Knaben hatten nun Alles zur Errichtung

einer Hütte vorbereitet; nämlich Zweige von den Bäumen gebrochen, und Pfähle gefällt und zugespitzt. Aber es war schwierig, sie dergestalt in den Erdboden zu pflanzen, daß sie fest stehen blieben, ihre Last zu tragen. Doch Kurzundklein wußte sich bald zu helfen. Da sie kein anderes Zimmergeräthe hatten, als eine Säge und eine Hacke, so fällte und spitzte er damit einen Pfahl und schlug ihn tief in die Erde, hierdurch eine Oeffnung zu bahnen, worein dann ein längerer gesetzt werden könnte. Und es gelang glücklich. Sie zogen den kürzern Pfahl heraus, und setzten den längern in die Vertiefung, den sie noch rings herum verkeilten, damit er unbeweglich im Boden stehen blieb. Und so fuhren sie fort, bis alle in einem Umkreis standen, worauf sie die Stangen oben am Gipfel zusammen banden, und sie hierauf dicht mit Zweigen durchflochten. Zum Eingang hatten sie eine kleine Oeffnung gelassen, die sie des Nachts ebenfalls vermachten, so daß sie nun ruhig des Schlafes pflegen konnten.

Sie gingen jetzt täglich hinaus, Beeren und Wurzeln in Vorrath zu suchen, damit sie auch etwas zu zehren hätten, wenn sich Regenwetter einstellen sollte.

Kurzundklein hatte wohl auch von seiner Mutter gehört, daß man gar leicht Preisel- und andere

Beeren durch Einkochung sehr lange aufbewahren könne. — Aber auf welche Art sollte dies geschehen, da sie weder Pfannen noch Töpfe zum Gebrauche hatten? — Da er nun eben darüber nachsann, als er, Wasser zu trinken, an die nahe Quelle ging, bemerkte er, wie sie von einem lettigen Boden umgeben war. — Und sogleich fiel ihm ein, daß er aus Thon vielleicht brauchbares Geschirr verfertigen könnte. Er machte damit sogleich den Versuch, indem er denselben so lange trat und knötete, bis er ganz glatt war; hierauf formte er Töpfe und Schüsseln daraus, und ließ sie an der Sonne trocknen. Nachdem dies geschehen war, bauten die Knaben eine Art Backofen aus zusammengetragenen Steinen, die sie durch Letten und Sand miteinander verbanden. Als er fertig war, heizten sie ihn stark, und setzten, nachdem er durchheizt, das Feuer erloschen und die Gluth herausgenommen war, das Geschirr hinein, worauf sie jede Oeffnung von Außen vermachten. Als der Ofen gänzlich abgekühlt war, nahmen sie die Gefäße wieder heraus und hatten das Vergnügen, ihr Werk gerathen zu sehen. Sie machten sogleich die Probe damit, und füllten die Töpfe mit Wasser. — Sie liefen nun zwar nicht aus, aber die Nässe schlug durch, weil sie nicht verglast waren. Die Kinder schienen

indessen doch sehr zufrieden mit ihrem Werke, und benutzten es so gut als möglich.

Indessen war der Vorrath an Brod gänzlich aufgezehrt, und es kam den Knaben schwer an, diese Nahrung zu entbehren. Da sagte Kurzund-klein: „Ich habe einmal in der Schule gehört, daß es kalte Länder gibt, wo gar kein Getreide wächst, und wo die armen Leute Brod aus Baumrinde backen; wie wäre es nun, wenn wir statt solcher, Wurzeln nähmen, sie in unserm Backofen trockneten, dann zu Mehl zerrieben, und Brod daraus knöteten?"

Da schlugen seine Brüder vergnügt die Hände zusammen, und machten sich sogleich auf, Wurzeln zu suchen, die sie auch in Ueberfluß fanden. Und ihr Bestreben hatte so guten Erfolg, daß sie wirklich ziemlich gutes Backwerk erhielten. —

Da sie nun mit dem Nöthigsten versehen waren, so wollten sie auch untersuchen, wie es weiter im Walde aussähe, und ob sie keinen Ausweg entdecken könnten. Als sie schon eine Strecke Weges gegangen waren, hörten sie ein Geräusch im Dickicht. — Sie sahen sich darnach um, und es sprang schnell auf ein Hase, und lief davon. Sie waren neugierig, sein Lager zu sehen, und fanden darin zu ihrer großen Freude ein paar kleine Häschen, deren sie sich sogleich bemächtig-

ten, und sie nach Hause trugen. Sie dachten, dies gibt uns einen guten Braten, und freuten sich schon sehr darauf. Als aber nun die Rede davon war, wer die Thierchen abschlachten sollte, wollte dies blutige Geschäft keiner von den Brüdern übernehmen; sie fütterten sie vielmehr, und erzogen sie mit Liebe und Sorgfalt. Auch kam jedesmal während ihrer Abwesenheit die alte Häsin, und nährte ihre Jungen, die sie wahrscheinlich durch ihren scharfen Geruch entdeckt hatte.

Als die Kinder den Wald weiter durchstrichen, fanden sie viele Kräuter und eine Menge Buchnüsse, die ihrem Gaumen wohl behagten. Auch Trüffeln entdeckten sie in lockerem Boden, unter den hohen Bäumen. Kurzundklein kannte diese Früchte wohl, denn sein Vater hatte zuweilen welche aus dem Laubwalde mit nach Hause gebracht, und sie um ein theures Geld verkauft, weil sie ein köstliches Gericht für Naschmäuler sind. — „Hier ist nun schon Etwas, womit wir Geld verdienen könnten, sagte er, wenn wir einen Ausweg nach einer bewohnten Gegend fänden; bis dahin aber wollen wir uns diese hier gut schmecken lassen, wenn wir sie nämlich in unserm Backofen werden gar gebraten haben.“ Indessen merkte er sich die Stelle wohl, wo er sie gefunden.

Als sie hierauf ihren Weg weiter fortsetzten, kamen sie zu einer Kaninchenhöhle, aus der eben ein Junges schlüpfte. Die Knaben warfen sich darauf und fingen es. Als sie hierauf weiter gruben, fanden sie eine wohleingerichtete Wohnung, die aus mehreren Zimmern bestand, worin sich noch einige Kaninchen beisammen aufhielten. Die Knaben bemächtigten sich ihrer, obgleich sich die Thiere auf's Aeußerste wehrten. Da sie aber so gewaltthätig waren, so hatten sie auch weniger Mitleid mit ihnen, als mit den jungen Hasen, und schlachteten sie. Nur zwei davon ließen sie am Leben, ein Männchen und ein Weibchen. Diese wurden so zahm wie Hausthiere, und die Häsin brachte viermal des Jahres Junge, immer vier bis acht, so daß es den Kindern nun auch nicht an Fleischgerichten fehlte, wenn sie noch länger in dem Walde bleiben mußten. — Aber Kurzundklein dachte nun darauf, auch seinen Aeltern etwas von diesem Vorrath zukommen zu lassen. Er sammelte heimlich Trüffeln und fing Kaninchen, die er schlachtete. Dann packte er Alles zusammen, wickelte es in einen Sack, den er von zu Hause mitgenommen, und machte sich an einer mondhellen Nacht damit auf den Weg zu seinen Aeltern. Ihn zu finden war ihm leicht, weil er ihn bezeichnet hatte. Auch kannte er die Zugänge

in dem Wohnhause so wohl, daß er unbemerkt vor die Stubenthür kam, und hier Alles, während Vater und Mutter im Schlafe lagen, niederlegen konnte. Hierauf kniete er nieder, und bat Gott inbrünstig um Glück und Segen für sie. Er hätte sie gern gesehen und gesprochen, aber dies durfte er nicht, um nicht Verräther des Geheimnisses zu werden. Doch tröstete ihn der Gedanke, daß sie sich sehr erfreuen würden, bei ihrem Erwachen so schöne Geschenke zu finden; und er nahm sich vor, sie öfters damit zu überraschen.

Als Kurzundklein zurück in die Hütte kam, fand er seine Brüder noch schlafend, ohne daß sie ihn vermißt hatten. Er setzte sich vor die Thür, den Aufgang der Sonne zu belauschen, und dachte dabei viel über sein und seiner Brüder Schicksal nach. „Hier, sagte er bei sich selbst, können wir in die Länge nicht bleiben. Der Winter kommt heran, wo es uns an Nahrung und warmer Kleidung fehlen würde. Auch müssen wir etwas Nützliches lernen, unser Brod damit in Zukunft zu verdienen, und unsere armen Aeltern zu unterstützen. Vielleicht, daß wir doch in der Fremde wohlthätige Menschen finden, die uns aufnehmen und erziehen. — Ja, gleich morgenden Tages wollen wir unsere Wanderschaft antreten."

Als dieser Entschluß gefaßt war, sprang er,

mit sich selbst zufrieden, vom Boden auf, und weckte seine Brüder, sie mit seinem Vorhaben bekannt zu machen. Sie waren es zufrieden, und richteten sich zur Reise. — Mit Nahrungsmitteln wohl bepackt, machten sie sich den andern Morgen mit Tagesanbruch auf den Weg. Sie brauchten die Vorsicht, durch hingeworfene Baumzweige den Weg, den sie genommen, zu bezeichnen, damit sie auch ihre Hütte wieder finden möchten, wenn sie keinen Ausweg aus dem dicken Gehölze fänden.

Schon waren die Knaben den langen Tag hindurch vergebens herumgeirrt, und die Nacht fing an hereinzubrechen. Die Kleinern fürchteten sich und wollten nicht weiter. Da sagte Kurzundklein: „Bleibt nur indessen hier. Ich will auf einen Baum steigen und sehen, ob nirgend ein Ausweg zu finden ist. In diesem Fall bringen wir dann hier die Nacht so gut als möglich zu, und setzen Morgen unsern Zug weiter fort.“

Er erglimmte den Gipfel, und Alle standen erwartungsvoll umher. Endlich rief er: „Ich sehe Licht, und das zwar nicht weit von hier! Wir wollen darauf zugehen.“

Da jubelten die Knaben und folgten dem Bruder freudig nach. — Sie waren noch nicht lange gegangen, als sie vor ein Haus kamen, dessen

Thür verschlossen war. Sie pochten; aber Niemand ließ sich hören. Als sie dies mehrmals wiederholten, vernahmen sie endlich Tritte, die sich der Thüre näherten und sie öffnete. Es war eine junge Frau von gutem Aussehen. Sie begrüßte die Knaben freundlich und sprach: „Was wollet ihr so spät in der Nacht, liebe Kinder?“

„Ach, wir bitten um ein Obdach und einen Bissen Brod! riefen Alle zugleich. Wir sind schon den ganzen Tag in dem Walde herumgeirrt, ohne einen Ausgang finden zu können; und nun sind wir müde und hungrig, und können nicht weiter.“

„Speise, erwiederte die Frau, wollte ich euch wohl geben; aber einlassen kann ich euch nicht. Mein Mann ist ein Menschenfresser, der euch mit Haut und Haar aufzehren würde, wenn er euch hier finden sollte.“

„Ach wir wollen so still und ruhig seyn, daß er uns gewiß nicht bemerken wird. Auch wollen wir gern mit einem Nachtlager in irgend einem Winkel des Hauses vorlieb nehmen, wenn wir da nur gegen die rauhe Witterung geschützt sind und bis Morgen ausruhen können.“

„Nun meinetwegen! sagte die Frau; kommt nur herein, und esset euch bei mir satt; aber mein Mann darf nichts davon wissen. So wie

er sich nähert, müsset ihr euch aus dem Staube machen." — Hiermit öffnete sie vollends die Thür, und ließ die Knaben hereintreten. Sie drängten sich dazu, denn Keiner wollte zurückbleiben.

Die Hausfrau ließ sie nun um einen Tisch setzen, und trug eine volle Schüssel mit Mehlspeise und dazu einen Sauerbraten auf. Noch niemals hatten die armen Kinder eine so köstliche Mahlzeit genossen. — Sie schmeckte ihnen so trefflich, daß sie nichts als einige wenige Reste davon übrig ließen. Die Frau sah ihnen mit Vergnügen zu. Und da sie am Ende über Durst klagten, setzte sie ihnen Aepfelwein vor, der ihnen gar trefflich mundete. Sie wurden auch jetzt so aufgeräumt, daß sie alle ihre Begebenheiten im Walde erzählten. Nur die Hauptsache, warum sie dahin gekommen, verschwieg Kurzundklein. Doch nahm er sich vor, sie der guten Frau zu vertrauen, sobald er sich mit ihr allein befinden würde. Und dies geschah bald, denn seine Brüder schliefen Einer nach dem Andern ein. Als sie aber den ganzen Zusammenhang vernahm, hatte sie großes Mitleid mit den Kindern und deren Aeltern, und versprach, Letztere zu unterstützen. Auch lobte sie sehr die kindliche und brüderliche Liebe, die Kurzundklein bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte. „Wäre nur mein Mann,

setzte sie hinzu, kein Menschenfresser, so würde ich ihm zureden, da wir selbst keine Kinder haben, euch sämmtlich an Kindes statt anzunehmen, und euch was Tüchtiges lernen zu lassen, damit ihr euer Brod mit der Zeit selbst verdienen könntet."

Sie sprachen noch zusammen, als sie starke Tritte von Außen hörten. „Es ist mein Mann! sagte die Frau erschrocken. Was fange ich nun mit euch Allen an, daß ihr nicht von ihm verschlungen werdet? Kriechet schnell dort hinter die Bettstelle, und verhaltet euch ruhig." Zugleich weckte sie die kleinen Knaben, und schob sie eiligst hinter die Bettstatt. Hierauf ging sie, dem Manne die Thür zu öffnen. Kaum war er aber hereingetreten, so fing er an zu schnochern und schnuppern, und sich nach allen Seiten umzusehen. Hierauf rief er aus:

„Ich riech', ich rieche Menschenfleisch
Und höre hinterm Bett Geräusch.
Es ist nicht richtig in dem Haus
Gib mir den Braten nur heraus!"

„Ich habe keinen andern Braten im Hause, als Schweinefleisch, und dies wirst du riechen, weil es Aehnlichkeit mit dem Menschenfleische haben soll." — Aber der Riese fuhr fort zu schnuppern, und sich in allen Winkeln des Zimmers

umzusehen, während die Kinder unter der Bettstatt vor Angst zitterten, und kaum das Herz hatten zu athmen. — Jener aber fuhr fort:

„Ich riech', ich rieche Menschenfleisch!
Mit Haut und Haar und Ingeräusch,
Drum will und muß ich's heut noch haben
Den Gaumen daran mir zu laben;
Frau, gib mir's nur im Guten raus,
Sonst werf' ich dich zum Haus hinaus!"

„Es ist gut, sagte die Frau. Was ich im Hause habe, sollst du bekommen, und du wirst damit zufrieden seyn. Pflege indessen der Ruhe, bis ich es zubereitet habe."

Auf diese Versicherung entkleidete sich der Riese. Er legte auch seine Meilenstiefel ab, mit denen er bei jedem Schritt eine Meile zurücklegen konnte. Hierauf warf er sich in einen großen Lehnstuhl und schnarchte für zehn Mann. Die Frau richtete indessen Schweinefleisch nach Wildpretart zu, so daß man es davon kaum unterscheiden konnte; und sie goß statt der Brühe blankes Blut daran, damit der Mann es für Menschenblut halten sollte. — Allein ob ihm das Gericht gleich sehr gut schmeckte, so hörte er doch während des Essens nicht auf zu schnuppern und nach allen Seiten herumzublicken.

„Ich glaube, sagte die Frau, du siehest dich

aus Langerweile so oft nach etwas Besserm um. Wenn wir nur Kinder hätten, so würdest du dich schon gewöhnen, Menschenfleisch zu riechen, ohne es zu begehren. Und wie wäre es, lieber Mann, wenn wir statt dessen ein paar fremde Knaben an Kindesstatt annähmen? Wir könnten sie in allem Guten erziehen, und sie könnten uns im Alter dafür pflegen und das Leben versüßen."

So lange der Mann aß, antwortete er nicht, als er aber gesättiget war, sprach er:

„Bringst du mir Kinder in das Haus,
So freß' ich sie mit Stiel und Maus;
Denn Menschenfleisch ist mein Vergnügen,
Ich schmaus' es noch in letzten Zügen."

„Schäme dich, erwiederte die Frau. Es ist ja just, als wenn wir in fremden Landen lebten, wo es auch Völker geben soll, oder vormals gegeben hat, die Menschenfleisch verzehrten; aber doch nur das Fleisch ihrer Feinde. Dir aber ist Alles willkommen, Freund- und Feindes-Fleisch. Wenn du aber nicht anders wirst, so werde ich mich von dir scheiden lassen. Auch fängt mir ohnehin die Einsamkeit an lästig zu werden, da ich immer ganz allein bin, während du draußen herumstreichest. Wenn du also nicht willst, daß ich ein paar Knaben in's Haus nehme, die mir die Zeit vertreiben, so verlasse ich dich, und du

sollst mich in deinem Leben nicht wieder sehen; denn ich will nicht länger in Gemeinschaft mit einem Menschenfresser leben."

„Nu, nu, sagte der Mann, es war ja so böse nicht gemeint! Und wenn du denn doch ohne Kinder nicht länger leben willst, so nimm dir ein paar an. Aber brav müssen sie seyn, sonst freſſ' ich sie mit Rumpf und Stiel auf."

„Ich will sie schon gut erziehen, Männchen, erwiederte die Frau freudig. Nur Anfangs mußt du ein wenig Geduld mit ihnen haben, bis sie ganz nach deinem Sinn abgerichtet sind."

„Gut, gut!" sprach der Riese, und streckte sich der Länge nach auf seinem Lager aus, worauf er so gewaltig anfing zu schnarchen, daß die Bettstatt erzitterte, hinter welcher die Knaben verborgen lagen, und die jetzt steif und starr vor Entsetzen aus ihrem Hinterhalt hervorkrochen. Aber die Hausfrau beruhigte sie, und wies ihnen ein gutes Bett in einer Kammer ihres Hauses an. Sie legten sich nieder und verschliefen ihre Angst. Die Frau brachte ihnen am andern Morgen ein gutes Frühstück und sprach: „Fürchtet euch nicht, Kinder; mein Mann ist nicht so schlimm, als ihr vielleicht glaubt. Er ißt wohl gern Menschenfleisch, aber er läßt sich auch leicht eines andern berichten, wie ihr gestern selbst werdet gehört

haben. Und wenn ihr brav und gehorsam seyn wollet, so will ich es wohl dazu bringen, daß er euch bei sich aufnimmt, und Gutes erzeigt. Hat er sich in der Folge an euch gewöhnt, und euch lieb gewonnen, so könnet ihr auf seine Freundschaft fest rechnen; er wird euch nimmermehr verlassen. Jetzt ist er ausgegangen, aber zur Mittagsstunde wird er wieder nach Hause kommen, und dann werde ich euch ihm vorstellen."

Den Kindern war bange auf diese Stunde; und als sie schlug, verbargen sie sich unwillkührlich in einem Winkel des Hauses. Aber kaum hatte der Riese dieses betreten, so fing er wieder an zu schnuppern und sprach:

„Ich riech, ich rieche Menschenfleisch,
Es ist unschuldig, jung und keusch,
Drum wird es mir ganz trefflich schmecken,
Die Finger werd' ich darnach lecken."

„Das wirst du nicht, lieber Mann, sagte die Frau. Denn was du riechst, sind einige hübsche Knaben, die wir annehmen wollen, wenn es dir recht ist."

„Hum, hum! schnopperte der Mann. Ich sehe schon, daß du deinen Willen haben mußt! Sind aber die Bengel nicht gut und gehorsam, so zehre ich sie mit Haut und Knochen auf."

„Sieh sie nur erst, Männchen, sie werden

dir schon wohl gefallen; es sind schmucke Knaben.“ Zugleich öffnete sie eine Seitenthür, und Einer um den Andern kam ängstlich herein, immer der Größere und Schönere voraus, damit sie einen guten Eindruck auf den Riesen machen sollten. Dieser aber riß die Augen gewaltig auf, als er die vielen Knaben sah. Er rief aus:

„Bist du toll geworden, Frau! Was sollen wir denn mit fünf Kindern anfangen? Zwei will ich mir gefallen lassen, aber die übrigen schmause ich auf, und keines soll übrig bleiben.“

„Ach lieber Mann, wimmerte Kurzundklein, wenn Ihr ja Einen von uns fressen wollt, so laßt es mich seyn. Ich will gern für meine Brüder sterben, die alle wohlgestalteter und kräftiger sind als ich, und der Welt also viel mehr nützen können.“

„Nein! riefen Alle. Wenn Einer von uns sterben muß, so wollen wir mit ihm sterben!“

Der Riese, von dieser Selbstaufopferung gerührt, sagte: „Nu, nu! nur nicht so aufgetobt! Wenn ihr brav seyn wollet und fleißig lernen, und mich bedienen, soll Keinem etwas zu Leide geschehen. Seyd ihr aber störrig, lügenhaft oder faul, so werde ich auch nicht viel Umstände machen, und euch sammt und sonders auffressen.“

„Ach wir wollen ja recht geduldig und gehor-

sam seyn, und Euch Alles zu Liebe thun! seufzten die Kinder, nur lasset uns am Leben."

„Gut, so wollen wir sogleich versuchen, was an Euch ist. Zwei von den ältern Knaben können mich auf die Jagd begleiten, und mir Kinder zum Schmause auffangen helfen. Die übrigen mögen indessen den Garten vom Unkraute säubern und Holz in die Küche tragen, oder was sonst noch im Hause zu thun ist."

Als das Mittagsessen vorüber war, bereitete sich Kurzundklein, den Riesen zu begleiten. Er sprach auch seinem Bruder, der keine Lust dazu bezeigte, Muth ein, ihm zu folgen. — Als aber jener seine ungeheuer großen Meilenstiefel anzog, dachten die Knaben: Ach, wie wird es uns ergehen, wenn wir gleichen Schritt mit diesem gewaltigen Fußgänger machen sollen!

Er aber sprach: „Kommt nur herbei, damit ich Jeden von euch in einen meiner Stiefel stecke; denn auf andere Weise könnet ihr nicht mit mir fortkommen." Und zugleich packte er Einen um den Andern, und preßte ihn hinein in die Stiefel, so daß nichts als der Kopf davon heraus sah. Und nun ging es an ein Fortschreiten, daß den Knaben Hören und Sehen verging; denn mit jedem Schritte legten sie eine Meile zurück, so daß Berge, Thäler und Flüsse ihnen wie Schatten

vorbeischwanden, und sie die Welt von einer ganz andern Seite kennen lernten, als was sie bisher davon gesehen hatten. Nach einer Stunde befanden sie sich schon in einer Gegend, die ihnen so fremd vorkam, als wären sie in einen andern Welttheil versetzt worden. Die Menschen waren anders gekleidet, und sprachen in einer ganz andern Mundart, als sie es bisher gehört hatten. Nicht weit von einem Städtchen hielten sie stille. Kinder spielten vor dem Thore, und waren lustig und guter Dinge. Da sagte der Riese zu den Knaben: „Gehet nun hin, und jaget einige von diesen Kindern hierher, damit ihr auch Spielgesellen habet."

Kurzundklein dachte wohl, daß der Riese eine andere Absicht dabei haben mochte, — allein er gehorchte ohne Widerrede, und sein Bruder folgte ihm. Es ward ihnen nicht schwer, die leichtsinnigen Kinder zu bereden, sie in den Wald, wo der Riese ihrer harrte, zu begleiten. Dieser war aber indessen eingeschlafen. Als die Kleinen ihn erblickten, fürchteten sie sich so sehr, daß sie in aller Eile davon liefen. Nur das Furchtsamste blieb zurück, denn es war vor Schrecken todt zur Erde niedergesunken, und konnte, trotz aller angewendeten Mittel der Brüder, nicht wieder zum Leben gelangen. Als aber der Riese erwachte,

und die Knaben mit dem Leichname beschäftiget sah, dachte er, sie hätten das Kind absichtlich getödtet, ihm die Mühe zu ersparen, und lobte sie sehr darum. Sie aber schwiegen ganz stille. Und als sie sahen, wie er ihm die Hand abbiß, und sie verzehrte, priesen sie das arme Geschöpf glücklich, daß es auf eine leichtere Art gestorben war.

Als der Riese sich gesättigt hatte, verwahrte er den Ueberrest des Fleisches in seine Stiefel und sprach:

„Wir müssen uns nun schnell aus dem Staube machen, ehe die Aeltern des Kindes uns nachspüren, oder den Fall vorher bei der Obrigkeit anzeigen, die uns dann nicht leichten Kaufes, wenn wir ihr in die Hände fielen, würde davonkommen lassen.“

„Warum treibt Ihr aber auch so böses Geschäft, lieber Mann? sagte Kurzundklein. Es gibt ja so viele gute Speisen, die der liebe Gott für die Menschen geschaffen hat, damit sie dieselben in Liebe und Freundschaft miteinander genießen, sich aber nicht muthwillig untereinander tödten und auffressen sollten.“

Der Riese erwiederte: „Ich bin dieß so gewohnt von Jugend auf, Kleines zu schmausen, daher kann ich mir es nicht mehr abgewöhnen.“

„Ach, wenn Ihr nur wolltet, so ging es

schon! Mein Vater sagte öfters, der Mensch vermag Alles über sich, wenn er nur ernstlich will. Und ich wollte Euch dagegen täglich das schönste Wild aus dem Walde bringen, Hasen und Kaninchen in Menge, denn ich kenne alle ihre Schliche und Schlupfwinkel.“

„Du sprichst ja so gelehrt, wie ein Buch, Junge; doch mich wirst du so schnell keines andern überzeugen. — Jetzt aber möchte ich trinken, denn ich bin durstig. Dort, hinter den Bäumen, muß eine Quelle seyn. Nehmt einen meiner Stiefel und gehet, mir Wasser zu holen; ich will indessen ausruhen und noch einen Bissen Fleisch zu mir nehmen.“

Die Knaben gingen. Aber während der jüngere Wasser schöpfte, suchte der ältere Kräuter auf, die ihm bekannt waren; er zerquetschte sie zwischen zwei Steinen und mischte den Saft unter das Wasser. — Als der Riese es getrunken hatte, klagte er bald darauf über Uebelkeit, und mußte sich entsetzlich übergeben. — Da sagte Kurzundklein: „Ihr könnet daraus sehen, wie ungesund das Menschenfleisch ist; es wird Euch noch um Leben und Gesundheit bringen.“

„Was verstehst du kleiner Stampfmann denn von solchen Dingen! versetzte der Riese. Es ist mir immer gut bekommen, daher muß etwas an-

deres an dem Uebel Schuld seyn." — So oft aber der Mann von dem Kinderfleische aß, so wußte es Kurzundklein also einzurichten, daß er ihm jedesmal etwas von der Brechwurzel, die er gesammelt, beibrachte, worauf dann Uebelkeit und starkes Erbrechen folgte, so daß dem Riesen am Ende das Menschenfleisch wirklich so zuwider ward, daß er es weder mehr sehen noch riechen konnte. Niemand aber freute sich mehr darüber, als seine Frau; und da ihr Kurzundklein eines Tages das Geheimniß entdeckte, dankte sie ihm tausend Mal und hatte ihn von der Stunde an so lieb, als wäre er ihr eigener Sohn gewesen. Auch der Riese war ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem er keine so unnatürliche Speise mehr genoß. Er ging nun täglich mit den Knaben auf die Jagd und behandelte sie liebreich. Er lehrte ihnen auch die Verschiedenheit und den Nutzen der Baumstämme und ihres Holzes kennen, denn der Wald gehörte ihm eigen und war von großem Umfange. Die Kinder, die nun nicht mehr bang für ihr Leben waren, gewannen ihn auch lieb, und theilten sich ihm unverholen mit. Sie führten ihn auch zu jener Hütte, die sie selbst erbaut, und zeigten ihm die Gefäße, die noch unberührt auf ihrer Stelle standen. Denn Niemand hatte sich, wie es schien, bisher in dieses

Dickicht gewagt. Auch die alten Kaninchen fanden sie wieder, und eine Menge Junge, die sie umgaben. Der Riese lächelte zu diesem allem freundlich und versprach, daß sie öfters hierher kommen wollten, von der Jagd auszuruhen und Erfrischungen zu sich zu nehmen. Kurzundklein bat auch um die Erlaubniß, die Hacke und Säge, die er von Hause mitgenommen, nicht zurücklassen zu dürfen.

Es war nun schon ein volles Jahr vorüber, seit diese Kinder von ihren Aeltern entfernt lebten, und wohl ein halbes, daß sie bei dem Riesen wohnten, den sie jetzt alle von Herzen liebten, sowohl als seine Frau, die sich mütterlich gegen sie betrug. Eines Tages ließ der Mann die Knaben vor sich kommen und sprach:

„Ihr werdet nun täglich älter und größer, Kinder, und es ist nöthig, daß ihr etwas Nützliches lernet. Ich werde daher einen Lehrer zu mir berufen, damit er euch in allen nothwendigen und nützlichen Wissenschaften unterrichte. Habt ihr dann hinlängliche Kenntnisse als Vorbereitung gesammelt, so möget ihr dann selbst entscheiden, welchem Stande ihr euch widmen wollet. So lange ihr fleißig, gut und rechtlich seyd, könnet ihr stets auf meinen Beistand rechnen.“

Die Knaben dankten ihm, und konnten vor

Freude kaum die Zeit erwarten, wo sie ihren Unterricht beginnen sollten. — „Ach, sagten sie öfters untereinander, wenn sie allein waren, wenn es nur auch unsere lieben Aeltern wüßten, wie gut es uns ergehet!“ Aber sie hatten nicht das Herz, laut davon zu sprechen, weil sie fürchteten, ihre Pflegeältern möchten dann glauben, sie wollten lieber wieder zu jenen zurückkehren. Aber Kurzundklein nahm sich vor, mit der Hausfrau, die schon um sein Geheimniß wußte, darüber zu sprechen und ihren guten Rath einzuholen. Sie sagte: „Ich will dir Geld und allerlei Lebensmittel geben. Nimm dann die Meilenstiefel meines Mannes, die du damit füllen kannst; ziehe sie an, und überbringe alles deinen Aeltern, wie du es das erste Mal gethan. Habt ihr dann in einiger Zeit Schreiben von euerm Lehrer gelernt, so könnet ihr ihnen melden, daß es euch wohl gehet, und daß ihr sie mit der Zeit auch wieder sehen werdet; aber vor der Hand dürfen sie nicht wissen, wo ihr seyd.“

Kurzundklein war bei dieser Versicherung ausser sich vor Freude, und benutzte gleich die erste Nacht zur Ausführung seines Vorhabens. — Die Frau füllte ihm die Stiefel reichlich mit Fleisch und Hülsenfrüchten, auch legte sie dazu einige Thaler an Geld. Und so schritt denn der gute

Sohn mit einem einzigen Schritte vor die Thür seiner Aeltern. Sie schliefen noch nicht und er hörte deutlich, wie seine Mutter weinte, und schluchzend sagte: „Ach, wenn ich meine armen verlorenen Kinder nur noch ein Mal in meinem Leben sehen könnte! Hätte ich sie doch niemals von mir gelassen, und wäre ich lieber mit ihnen Hungers gestorben!“

„Sie sind nicht todt, sagte der Mann, dies wollte ich mit meinem Leben bezeugen; denn Gott verläßt die Unschuld nicht! Und auch wir haben sie nicht in einer bösen Absicht von uns entfernt, sondern daß sie sich selbst in der Welt forthelfen sollten. Und das ist sicherlich geschehen, sonst hätten wir gewiß schon etwas von ihrem Tode gehört. — Und daß wir damals Trüffeln und Kaninchen vor der Thüre fanden, war auch nicht ohne Bedeutung. Ich stehe dir dafür, Frau, daß wir sie wieder sehen werden, und gewiß glücklicher, als wir sie mit dem besten Willen hätten machen können.“

„Das wolle Gott!“ seufzte die Frau.

Kurzundklein hörte nun nicht weiter sprechen. Er packte seine Stiefel aus, und legte auch dazu die Hacke und Säge seiner Mutter, die er ehemals, als er sie mit seinen Brüdern verließ, mit sich genommen. „Wenn sie nur erst ihr Hand=

werkzeug wieder sieht, dachte er, dann wird sie schon daraus erkennen, wer es ihr gebracht, und wird auch mehr auf die Trostgründe des Vaters hören.“ — Er entfernte sich aber mit dem festen Vorsatze, recht fleißig zu lernen und auch seine Brüder dazu aufzumuntern; nicht allein um ihren Aeltern schreiben zu können, sondern auch um ihnen dereinst, wenn sie sich selbst Mittel durch ihre Geschicklichkeit erwerben könnten, recht viel Gutes zu thun und ihr Alter zu beglücken.

Indessen war der Lehrer, ein junger redlicher Mann, in der Behausung des Riesen angekommen. Er gewann seine Zöglinge bald lieb, und sie ehrten und liebten ihn dagegen wie einen zweiten Vater. Sie lernten auch mit solchem Eifer, daß sie gar keinen Anlaß zur Klage gaben, und nichts denn zufriedene Gesichter um sich sahen. Der Riese und seine Frau wohnten dem Unterrichte der Knaben bei, wodurch ihr Geist in kurzer Zeit so sehr gebildet ward, daß man sie für ganz andere Menschen hielt. Besonders erkannte jetzt der Riese, wie unrecht er gehandelt hatte, sich dem Genusse des Menschenfleisches zu überlassen.

Als nun die Knaben in kurzer Zeit schon lesen und schreiben konnten, entwarfen sie Briefe an ihre Aeltern, die der Lehrer zu überliefern

versprach, und Jeder legte von seinem Taschengelde ein schönes Stück dazu. Der junge Mann überbrachte die Briefe selbst, und tröstete die Aeltern mit der Hoffnung, daß sie ihre Kinder wiedersehen sollten, sobald sie sich einen bestimmten Lebensberuf würden gewählt haben. Vorher, sagte er, möchte sie die Sehnsucht, Euch öfters zu sehen, zu sehr zerstreuen, und sie vom Lernen abhalten. Die guten Leute sahen die Wahrheit davon ein, und priesen sich glücklich, ihre Kinder so wohl versorgt zu wissen, und so reichliche Unterstützung durch sie zu erhalten.

Einige Jahre waren schnell vergangen, und die Knaben schon hinlänglich reif an Alter und Kenntnissen, um sich selbst zu entschließen, was für einem Stande sie sich widmen wollten. Die zwei ältesten wünschten zu studiren. Der jüngere wollte die Gärtnerkunst lernen, und die zwei noch übrigen sich der Forstwissenschaft widmen.

„Das ist mir ganz recht, sagte der Riese, auf diese Art kann ich euch, wenn ihr etwas Tüchtiges gelernt habt, alle selbst versorgen.“ — Die Jünglinge verstanden nicht ganz, was er damit meinte; aber sie nahmen sich fest vor, in jenem Punkte seine Wünsche zu erfüllen. — Vor dem Abschiede aus ihres Wohlthäters Haus ward ihnen auch noch die Freude zu Theil, ihre Aeltern

zu sehen und zu umarmen. Das Entzücken war von beiden Seiten unbeschreiblich. Und die guten Leute konnten nicht satt werden, die Wohlthäter ihrer Kinder zu preisen.

Während Letztere sich mit Fleiß und Eifer ihrem Berufe widmeten, ließ sich der Riese angelegen seyn, Güter um seinen Wald herum und endlich sogar ein daran stoßendes Landgut zu kaufen. Er war reich und hatte Kisten und Kästen voll Goldes, das er einst nach einem langen Kriege in der Erde gefunden, wohin es vermuthlich zu mehrerer Sicherheit vergraben worden war, ohne wieder abgeholt zu werden. Es meldete sich auch in der Folge Niemand mehr darum, daher es nun der Riese als sein Eigenthum betrachtete, und es zum Wohle seiner Pflegekinder anwenden wollte. — Er ließ in dem neu angekauften Dorfe das Pfarr- und Amthaus schön herrichten und mit Hausrath versehen. Sein eigenes Wohnhaus wurde für zwei Familien eingerichtet. An dem Walde ließ er ein schönes Jagdhaus bauen und für den Gärtner ein Wohngebäude, mit einem großen Treibhause versehen.

Die Jünglinge hatten fortwährend das beßte Lob von ihren Lehrern erhalten, und die schönsten Zeugnisse begränzten zugleich ihre Lehrjahre. Aber ihr Pflegevater wollte, daß sie vorher auch

noch die Welt besser kennen lernen sollten, ehe sie sich häuslich niederließen. Er versah sie demnach mit Geld und allem Nöthigen, was zu einer weiten Reise erforderlich ist. Hierauf entließ er sie mit seinem Segen, den sie sich auch noch vorher von ihren Aeltern einholten. — Kaum waren sie aber abgereist, als diese in einem schönen Reisewagen abgeholt und auf des Riesen Gut geführt wurden. Er nahm sie freundlich auf und wies ihnen hübsche Zimmer an, die sie künftig bewohnen sollten. „Denn, sagte er, wir wollen von nun an nur eine Familie ausmachen, da ja Eure Söhne auch die meinigen sind.“ Die guten Leute waren hierdurch ausnehmend erfreut, und schlossen sich innig an den gütigen Mann und seine Frau, die auch sie dagegen mit Freundschaft überhäuften.

Zwei Jahre brachten die Jünglinge auf ihren Reisen zu, und unverdorben und mit schönen Kenntnissen reichlich ausgestattet, kehrten sie zurück. — Wie erstaunten sie aber, ihre Pflegeältern so reich an Gütern wieder zu finden, und sie mit ihren leiblichen Aeltern so eng vereinigt zu sehen.

Kurzundklein (der aber diesen Namen nicht mehr verdiente, denn er war schön und groß herangewachsen,) hatte sich dem geistlichen Stande

gewidmet, und sein Bruder der Rechtswissenschaft. Da sagte der Riese zu Ersterem: „Du, mein Sohn, sollst der Prediger meines Dorfes seyn; und dein Bruder der Verwalter meiner Güter.“ Hierauf wendete er sich zu den drei jüngsten: „Auch ihr sollt eure Versorgung bei mir finden. Mein Jagdrevier und meine Gärten werden euch Beschäftigung und ein reichliches Einkommen sichern.“ Hierauf wies er Jedem ein ihm bestimmtes, wohleingerichtetes Haus an. Er sprach:

„Ich habe euch bisher nichts von meinem großen Vermögen ahnen lassen, weil ich fürchtete, es möchte euch läßig in euern Studien machen. Jetzt aber verspreche ich, daß ich euch Alles nach meinem Tode als Eigenthum zurücklassen werde; doch nur unter dem Zusatze, daß ihr desselben immer würdig bleibet. Derjenige, der von dem Wege der Tugend abweichen wird, dessen Antheil soll den Armen des Dorfes heimfallen.“

Er führte nun Jeden insbesondere in die ihm bestimmte Wohnung, deren schöne Lage und innere Einrichtung die Jünglinge hoch erfreute.

Alle gingen die Woche hindurch ihren Geschäften nach; der Sonntag aber war zu einem allgemeinen Familienfest bestimmt, wo sich die Mitglieder schon des Mittags bei den Aeltern versammelten, und vereint mit ihnen sich den Ver-

gnügungen, denen dieser Tag gewidmet war, hingaben.

Auch der jüngste Sohn, Benjamin, war nicht vergessen worden. Durch die Hülfsmittel des Riesen und durch eigenen Fleiß und Geschicklichkeit brachte er es in der Malerei so weit, daß er ein berühmter Künstler ward.

Das Reh mit dem goldenen Geweih, oder die Reise durch Griechenland.

Irion, ein griechischer Fürst, ward allgemein von seinem Volke geliebt, weil er es gütig und gerecht regierte. Er wünschte sich daher sehnlichst einen Erben und Thronfolger, der einst in seine Fußstapfen treten möchte. Endlich ward sein Gebet erhöret. Die Vorsehung gewährte ihm einen Sohn. Der König gelobte dagegen, ihn auf das Sorgfältigste zu erziehen. Da aber seine gehäuften Regierungsgeschäfte ihm nicht erlaubten, dies wichtige Amt selbst zu übernehmen, so berief er die weisesten Männer Griechenlands an seinen Hof, ihren Rath darüber zu vernehmen. Es waren darunter Kriegshelden, Staatsmänner, Philosophen, Dervische (Einsiedler) rc. Der Monarch forderte Jeden von ihnen insbesondere auf, seine Meinung zu sagen. — Da nahm vor Allen der

Krieger das Wort und sprach: „Die Fürsten sind nicht allein groß und mächtig durch ansehnliche Reiche, die sie besitzen, sondern vielmehr dadurch, daß sie durch kriegerische Eigenschaften und sich dahin beziehende Kenntnisse verstehen, sie würdig zu beschirmen. Nur der unüberwindlichste Fürst ist der mächtigste und größte. Ich stimme demnach für eine kriegerische Erziehung.“

„Doch muß sie auf Klugheit, Götterverehrung und Erfahrung gegründet seyn,“ sagte der Dervisch.

„Ganz recht! versetzte ein geschickter Staatsmann. Denn nur ein Regent, der weise genug ist, sein Reich nach Innen und nach Außen gut zu verwalten, kann groß und mächtig genannt werden; daher rathe ich vor Allem, ihn zum Staatsmanne zu bilden.“

„Glücklich und groß kann ein Fürst nach meiner Ansicht nur dadurch seyn, sagte der Weltweise, wenn er mit Gleichmuth in guten und bösen Zeiten das Zepter führt, und unerschüttert seinem Schicksale entgegen gehet.“

In gleichem Sinne sprachen auch die Uebrigen, und Jeder hielt seine Ansicht für die beßte. Allein der König schien nicht befriediget, und beobachtete ein langes Stillschweigen. Da erhob sich langsam ein Mann in schlichter Kleidung und

sprach: „Ich ehre die Gründe und Ansichten dieser Männer; denn alle sind an sich selbst tadellos. Aber ich kenne eine Eigenschaft, die alle andere in sich schließt: nämlich jeder Fürst sey der Vater seines Volkes; er regiere es mit Güte und Weisheit, und er wird am mächtigsten durch dessen Liebe herrschen; denn Alle werden ihm unaufgefordert zur Seite stehen, wenn Gefahr dem Vaterlande drohet. Und dies wird selten seyn! denn durch seine Tugenden wird er sich die Liebe, Achtung und Anhänglichkeit auswärtiger Fürsten und Völker zu erwerben wissen. — Und wünschet Ihr, mein König, Euern Sohn zu solcher Bestimmung zu erziehen, so übernehmet dies Geschäft selbst. Durch Euer Beispiel wird es am beßten gelingen.“

Bei diesen Worten verstummte die hohe Versammlung. Der König aber wendete sich zu dem Fremden und sprach:

„Dir, Freund, wer du auch seyest, übertrage ich die Erziehung meines Sohnes. Entferne dich mit ihm vom Geräusche und den Schmeicheleien des Hofes. Bilde sein Herz zur Tugend; lehre ihn sein Volk einst zu beglücken, und sey dann meines Dankes gewiß. — Ich werde dich von Zeit zu Zeit unter einem fremden Namen besuchen, meinen Sohn und deine Erziehungs-

weise zu beobachten. Ziehe nun mit ihm dahin in Frieden!"

Es blieb bei dem Ausspruche des Königs, und der Fremde entfernte sich mit seinem Zöglinge. Er brachte ihn in eines der schönsten Eilande des Mittelmeeres, das mit den herrlichsten Früchten bedeckt war. Es wuchsen hier in Menge Orangen, Feigen, Mandeln, Weintrauben und viele andere südliche Gewächse. Die Wälder wimmelten von zahmen Wilde, und die Bäume waren mit schöngefiederten Singvögeln bedeckt. Die Luft war rein und mild; man fühlte hier keine Spur von rauher Winterkälte. Der Himmel prangte immerwährend in seiner Klarheit, und sanfte Frühlingslüfte umwehten den jungen Prinzen, dem eine kühle Grotte zum Aufenthalte diente, und grüne, wohlriechende Blätter und weiches Moos zu seinem Lager. Er wurde von Nymphen (einer Art Göttinnen) gepflegt, welche die Insel bewohnten, und durch die Reinheit ihrer Sitten berühmt waren. Seine Amme war anfangs eine zahme Ziege, die sich dem kleinen Knaben spielend näherte. Aber Heliodor, so hieß sein Erzieher, ließ ihn auch wechselnd von Schafen, Pferden, Stieren, Löwen rc. säugen, wonach ihm durch ihre Milch auch ein Theil ihrer natürlichen Gemüthsanlagen zu eigen wurde. Das Schaf

theilte ihm seine Sanftmuth mit, der Elephant Klugheit, der Löwe Muth, das Pferd edeln Sinn, die Ziege Muthwillen u. s. w. — Als aber der junge Prinz in dasjenige Alter trat, wo er dieser Nahrung nicht mehr bedurfte, so kamen Schwärme von Bienen herbeigeflogen, die ihn mit Honig versorgten. Und Vögel in Menge pflückten die herrlichsten Früchte und überbrachten sie ihm in ihrem Schnabel. Bei dieser einfachen Kost, und der freien, zwanglosen Erziehung, die der Prinz erhielt, entwickelten sich seine Kräfte so schnell, daß er schon im sechsten Lebensjahre so groß und stark war, als es andere Kinder kaum in ihrem zwölften sind. — Damit es ihm aber auch nicht an Gespielen fehlen möchte, so berief Heliodor Genien zu seiner Unterhaltung herbei. Dies waren kleine Götterknaben, die sich nicht allein mit dem Prinzen belustigten, sondern ihn auch vor jeder ihm drohenden Gefahr warnten, wodurch er Vorsicht lernte, die in der Folge jede seiner Handlungen begleitete. Als aber die ersten Kinderjahre vorüber waren, mußte sich der Prinz auch ernsteren Studien widmen. Heliodor wählte als Lehrerinnen die neun Musen, die ihn in allen schönen und nützlichen Wissenschaften unterrichteten, so daß er sich bald in jeder derselben auszeichnete. Aber auch seine körperlichen Kräfte

zu entwickeln, wurde nicht versäumt. Er übte sich täglich im Ringen, Laufen, Kämpfen und Kriegführen, worin ihm Mars, ein Freund Heliodors, Unterricht gab, und seine Gespielen ihm dabei behilflich waren, indem sie zwei Partheien bildeten, die sich gegeneinander schlugen.

König Irion kam öfters, seinen Sohn zu besuchen. Er bezeigte dessen Erzieher die höchste Zufriedenheit mit den Fortschritten des Jünglings, der es aber bis jetzt nicht ahnete, daß dies sein Vater sey; denn absichtlich hatte man ihm dies bisher verborgen, damit seine Liebe für Heliodor, den er dafür hielt, nicht gemindert würde; und auch das Bewußtseyn, daß er der Sohn eines mächtigen Fürsten sey, ihn nicht zum Stolze verleiten möchte.

Als nun der Prinz das achtzehnte Jahr erreicht hatte, sprach Heliodor:

„Du bist nun in das Alter getreten, mein Sohn, wo es nothwendig wird, daß du auch die übrige Welt, ihre Sitten, Gebräuche und bürgerlichen Einrichtungen kennen lernest. Da uns aber auf dieser Reise gar mancherlei Unfälle treffen können, so nimm zu unserm Schutze hier diese Leyer.“ Zugleich nahm er das Instrument aus einem Behältniß, und hing es dem Prinzen um. „Es wird uns als Mittel dienen, fuhr er fort,

der Menschen Herzen zu erfreuen, und sie uns geneigt zu machen. Auch besitzt sie die Kraft, uns gegen unerwartete Gefahren zu schützen.“

Obgleich der Prinz sehr glückliche Tage in diesem schönen Eilande verlebt hatte, so verließ er es doch mit Freuden, um hinaus zu eilen in die Welt, hier neue Gegenstände zu sehen, nach denen sein wißbegieriger Geist sich sehnte.

Sie reisten zu Fuße, nicht nur die Gegenden, die sie durchzogen, genauer kennen zu lernen, sondern auch, damit sich der Prinz mehr in Entbehrungen und Abhärtung seines Körpers üben möchte. Sie kamen durch herrliche Landstriche, die mit den schönsten südlichen Früchten aller Art prangten, und es war ihnen leicht, sich solche durch selbst verdienten Lohn zu verschaffen; denn die Griechen, ein geistreiches, witziges, und zugleich tapferes Volk, liebten Musik und Gesang. Der Prinz durfte demnach nur seine Leyer in Bewegung setzen, und sie mit seiner wohltönenden Stimme begleiten, die sich bald in sanfte, bald in kriegerische Gesänge ergoß, so strömten ihnen freiwillige Gaben von allen Seiten zu, so daß sie oft mehr empfingen, als sie genießen oder mit sich nehmen konnten. Durch dieses Mittel erhielten sie auch zugleich Zutritt bei Vornehmen und Niedrigen, Gelehrten und Künstlern, woran das

Land reich war und es durch deren kunstreiche Arbeiten bewieß; denn überall traten sie auf herrliche Gebäude, kostbare Tempel, mit den herrlichsten Gemälden geziert, Bildsäulen und andere Kunstwerke, die als Ueberreste noch heutigen Tages von Vielen bewundert werden. — Aber sie hatten auch zugleich Gelegenheit zu bemerken, wie ungleich die Glücksgüter unter den Einwohnern vertheilt waren. Eine große Anzahl schmachtete im Elend; viele trugen des Tages Last und Hitze, ihr sparsames Brod mühsam zu verdienen, während Andere in schwelgerischem Ueberflusse lebten, und unerhörte Summen verschwendeten, die sie oft durch geringe Anstrengung erworben hatten. Eben so bemerkten sie, wie der Arme unterdrückt, der Reiche überlistet, und der Vornehme seine Gewalt über Alle übte; wie die Tugend zurückgesetzt, und das Laster befördert ward; wie der Schmeichler durch Heuchelei sich emporhob, und der Anspruchlose und Tugendhafte nicht beachtet wurde, oder durch ungerechte Richter in Ketten schmachtete. — Der junge Prinz fühlte sich empört durch diese Erfahrungen, und drückte seine Gefühle durch Worte aus: „Warum, mein Vater, sagte er zu seinem Begleiter, warum ist solcher Frevel erlaubt? — Weiß auch der König, des Landes Herr und Beschützer, darum?“

„Schwerlich, mein Sohn; denn er ist ja nur von Großen und Vornehmen umringt, die stets des Landes Wohl ihm preisen, während doch der Niedrige in Armuth und Elend schmachtet, oder von lieblosen, habsüchtigen Beamten unterdrückt, und öfters unter dem Schein des Rechtes verurtheilt und durch ungeheure Abgaben zu Grunde gerichtet wird."

„Schrecklich, schrecklich! seufzte der Prinz. O wäre ich ein Fürst, ich würde mich mehr um den Wohlstand meines Landes bekümmern! die Tugend aufsuchen und belohnen, und das Laster in jedem Stande bestrafen. Besonders aber würde ich darauf bedacht seyn, jede wichtige Stelle im Staate nur durch würdige Diener zu besetzen."

„Wohl dem Lande, sprach Heliodor bedeutsam, dem einst ein solcher Regent zu Theil wird!"

Sie setzten hierauf ihren Weg von Provinz zu Provinzen fort, ohne daß der Prinz ahnete, daß er sein eigenes Land bereiste. Aber er fuhr fort, seine Bemerkungen über die Mißbräuche der Staatsgewalt zu machen, und trug sie eifrig in seine Schreibtafel ein.

Schon hatten sie das Korn-, Wein- und Oelreiche Macedonien durchwandert, und den stark bewohnten Berg Athos, der sich gegen 5900 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt, besucht.

Auch hatten sie sich in Albanien, dem Vaterlande der Aprikosen, an diesen herrlichen Früchten, so wie an den köstlichen Weintrauben, die hier wachsen, erquickt, als sie jetzt das fruchtbare Thessalien betraten. Hier dufteten ihnen aus schönen, obstreichen Gärten Zitronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Feigen rc. entgegen. Die Hügel waren mit Weinreben, Oliven und Mandeln bedeckt. Auch herrliche Melonen wuchsen auf ihren Anhöhen. Der junge Prinz, sonst sehr an Mäßigkeit gewöhnt, vergaß diesmal doch die Regeln der Klugheit, und genoß an einem heißen Sommertage, wo er ermattet und erhitzt an der Straße ruhete, so viel von dieser köstlichen Frucht, daß er sich dadurch eine Erkältung des Magens zuzog, die ihm beinahe den Tod gebracht hätte. Nur ein Wunder konnte ihn retten! Nachdem sein besorgter Pflegevater alle Heilmittel vergebens angewendet hatte, und das Uebel immer weiter um sich griff, nahm er die goldene Leyer, und spielte darauf die herrlichsten Melodien. Sie drangen wie heilende Sonnenstrahlen in des Jünglings Körper und Gemüth. Freude belebte aufs Neue seinen Blick, und jeder Schmerz schien verschwunden. Kräftiger als je erhob er sich von seinem Lager, und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Heliodor aber lächelte, und gab ihm

stillschweigend die Leyer zurück. — Hierauf setzten sie ihren Weg durch ein liebliches Wiesenthal, Tempe genannt, fort, welches der Fluß Peneus durchströmte. Sie sahen hier herrliches Rindvieh, das der Weide pflegte, und ergötzten sich daran. Aber plötzlich stürzte aus dem Gebirge auf sie herab ein wüthender Stier, der von berittenen Männern, die halb Mensch, halb Pferd zu seyn schienen, verfolgt wurde. Der Prinz setzte sich so gut er konnte zur Wehre; da er aber keine Waffen bei sich führte, so würde er wahrscheinlich ein Opfer des Unthiers geworden seyn, hätte nicht Heliodor durch die Wunderkraft seiner Leyer bewirkt, daß er sich plötzlich bewaffnet gefühlt, und nun muthig dem Stiere entgegentrat, ihn auch so geschickt faßte, daß er bald ausgestreckt in seinem Blute lag. Nun wollte er auch die übrigen Ungeheuer besiegen, allein sie sprangen sogleich vom Pferde, und zeigten dadurch, daß sie nicht mit dem Thiere verwachsen waren, wie man dazumalen glaubte. Sie dankten vielmehr dem Prinzen, und priesen seinen Muth, womit er das Unthier erlegt, dem sie in ihrem Gebirge schon mehrere Tage vergebens nachgestrebt hatten. Sie luden zugleich die Reisenden in ihre Wohnung ein, wo sie dieselben mit Honig und frischer Milch bewirthen wollten. Jene nahmen das Er=

biethen dankbar an, und begleiteten sie. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als sie das Brüllen eines Bären hörten. Da zogen sich die Männer scheu zurück, denn es war in diesem Lande eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Der Prinz aber, von Klugheit und Muth geleitet, packte das Unthier mit Riesenkraft, die er ehemals durch die Muttermilch der Löwin eingesogen, und erwürgte es mit eigener Hand. Die Bergbewohner staunten ihn ehrerbiethig an; denn nie hatten sie vorher Aehnliches erlebt. Wie im Triumphe führten sie die Reisenden in ihre Hütten, und setzten ihnen in einfachen Gefäßen Milch, Honig und Käse, nebst gutem Brode vor. Die Männer leisteten ihnen dabei Gesellschaft, und erzählten im Gespräche, wie eben ein wüthender Eber ihre Pflanzungen verheerte. — Der Prinz ließ sich die Gegend beschreiben, wo das Thier gewöhnlich hausete, und entfernte sich stillschweigend mit seiner Leyer. Als er an den Ort kam, den man ihm bezeichnet hatte, spielte er sanfte Melodien; da rauschte das Gezweige, und hinter ihm stand der Eber, mild der Musik lauschend. Es näherte sich ihm der Prinz, lud ihn ungehindert auf die Schultern, und überbrachte ihn den Zurückgebliebenen, die bei dem Anblicke des Unthiers sich verkrochen, und vor Angst vergehen

wollten; allein der Eber blieb zahm und ließ sich von der Stunde an wie ein Hausthier behandeln. Die Leute aber gingen den sichersten Weg, und schlachteten und verzehrten ihn auf's Wohl ihrer Gastfreunde, die jetzt Abschied von ihnen nahmen, und ihren Weg weiter fortsetzten. Er ward immer rauher, denn er führte sie hohen Gebirgen entgegen. Als sie hier eines Tages die Nacht überraschte, sahen sie sich allenthalben nach einem Obdach um. Endlich entdeckten sie eine Höhle, deren Eingang zum Theil mit Laub bewachsen war. Sie räumten dies sorgsam hinweg, und traten nun in eine geräumige Halle, deren innere Einrichtung zeigte, daß sie von Menschen bewohnt wurde. Da aber Niemand zugegen war, machten sie sich's bequem, und ruheten aus von ihrer beschwerlichen Reise. Eben wollten sie auch Speise genießen, als sich geräuschvolle Tritte ihnen näherten. Und als sie emporblickten, sahen sie einen Riesen von ungeheurer Größe vor sich stehen. Er hatte schielende Augen, einen langen Backenbart, struppige Haare und entsetzlich große Hände. Er stützte sich damit auf eine eiserne Keule, worauf er die Fremden also anredete:

„Wer hat Euch die Erlaubniß gegeben, ohne mein Vorwissen in diese Höhle zu dringen? Solcher Vorwitz kostet Euch das Leben; denn Nie-

mand betritt diesen Aufenthalt ungestraft.“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, erhob er seine Keule, und war schon im Begriffe, des Prinzen Haupt zu zerspalten, als Heliodor schnell in die Saiten der goldenen Leyer griff, und ihr so herrliche Töne entlockte, daß der Riese, davon bewegt, sanft seine Waffe neigte und sich, der Musik lauschend, zu den Füßen der Fremden streckte. — Kaum war sie aber geendiget, als er sich stillschweigend erhob, und ein großes Felsenstück vor den Eingang der Höhle wälzte. Hierauf sprach er: „Erkennet hieraus, daß Ihr in meiner Gewalt seyd; und schon wäret Ihr jetzt Beide ein Opfer des Todes, hätte das Saitenspiel nicht meine Seele besänftiget. Aber ich bedarf nunmehr der Nahrung, und keine gewöhnliche genügt mir nicht. Es gelüstet mich nach Menschen- oder Hirschfleisch. Ersteres habe ich in Euch gefunden. Doch in diesen Gebirgen hält sich ein schönes Reh auf, das sich vor andern durch ein goldenes Geweih und ein Halsgehänge von ächten Perlen auszeichnet. Bringt es mir dieser Jüngling lebendig, so will ich mich noch gedulden, und mich indessen an dem Spiele der Leyer ergötzen.“

Der Prinz ließ sich diese Aufforderung nicht wiederholen, er war sogleich bereitwillig dazu. Der Riese öffnete ihm die Höhle, und Heliodor

ergriff das Instrument während seiner Abwesenheit, sich und dem Ungeheuer die Zeit damit zu verkürzen.

Der Jüngling durchzog lange die Wälder, bis er die Spur des Rehes entdeckte. Endlich bemerkte er es in einem Dickicht, und eilte darauf zu. Je hastiger er es aber verfolgte, je schneller entfernte es sich; und wenn er glaubte es gehascht zu haben, so war es seinen Händen wieder entschwunden. Schon fühlte er sich ermüdet von dem langen Laufe, womit er den Tag zugebracht und den nur die herannahende Nacht hemmte. Da fiel ihm plötzlich ein, ob nicht vielleicht auch Musik Einfluß auf dieses Thier haben könne. Seine Leyer fehlte ihm zwar, aber er kannte den Wohllaut seiner Stimme, und säumte nicht, sie zu benutzen. Kaum hatte er aber einige Worte gesungen, als er schon das goldene Geweih durch das Gebüsche schimmern sah. Er verdoppelte nun seinen Fleiß, und immer melodischer und sanfter wurden seine Töne; jemehr sie aber an Wohlklang zunahmen, jemehr näherte sich das Reh, bis es sich endlich freiwillig zu des Prinzen Füßen niederlegte. Er liebkoste es, und nahm es hierauf schmeichelnd auf die Schultern, mit ihm davon zu eilen. Er brachte es glücklich, doch mit schwerem Herzen, dem Riesen zum Opfer dar;

er hatte das Thier lieb gewonnen, und wollte ihm gern das Leben retten. Als nun der Jüngling für dasselbe bat, erwiederte der Riese:

„Gut, es soll ihm vor der Hand geschenkt seyn, wenn du dich verbindlich machen willst, mir bis Morgen, zum Frühstück, einige Rinder aus dem Stalle meines Freundes, des Riesen Kriton, zu überbringen. Seine Heerden werden des Nachts von einem wachsamen Hirten und einem zweiköpfigen Hunde bewacht, den zu überwinden aber deine Kräfte wohl schwerlich zureichen werden.“ — Hierdurch nur um so mehr aufgemuntert, ging der Prinz das Verlangen ein. — Während er sich nun mit Waffen versah, näherte sich ihm das Reh schmeichelnd, und sah ihn mit dankbaren Blicken in das Auge. Er aber entfernte sich eiligst.

Als der Jüngling sich hierauf der Wohnung des Riesen Kriton näherte, erhob der zweiköpfige Hund ein furchtbares Geheul, wovon der Hirt sogleich erwachte und spähend umherblickte. Vor Allem jenes Ungethüm zu begütigen, warf der Prinz ihm Speise vor. Er bemächtigte sich hierauf des Hüters, dem er das Leben zu lassen versprach, wenn er sich ruhig verhalten würde; da aber dieser nicht darauf eingehen wollte, band er ihm Arme und Beine, und verstopfte ihm den

Mund, so daß er keinen Laut von sich geben konnte. Jetzt kam aber auch das zweiköpfige Ungeheuer, das seine Lockspeise verschlungen hatte, wüthend auf den Prinzen zugestürzt; und es entstand ein furchtbarer Zweikampf, der sich endlich mit dem Tode des Unthiers endete. Ungehindert bemächtigte sich nun der Jüngling einiger Rinder, und brachte sie glücklich zur Höhle. — Kaum waren sie aber verzehrt, als der Riese von neuem drohete das Reh zu würgen, wenn der Prinz ihm nicht gewisse kostbare Früchte überbringen wollte, die nur allein in den Gärten der Hesperiden berühmter Zauberinnen wüchsen, und von einer unbezwingbaren Schlange bewacht würden. — Das Reh sah bei diesen Worten den Prinzen so flehend an, daß er nicht umhin konnte, in das gefährliche Unternehmen zu willigen.

Als der Jüngling sich den Gärten der Zauberinnen näherte, erblickte er vor deren Eingang das genannte Ungeheuer, das ihm seinen Rachen lechzend entgegen streckte. — Doch sich schnell ermannend, schürte er ein großes Feuer, und schob die glühenden Brände dem Thiere immer näher, so daß es davon geblendet, nicht mehr recht wußte, wohin es blicken sollte. — Der Prinz aber benutzte geschickt diesen Augenblick; er tödtete es, und pflückte nun ungehindert von den Früch-

ten, die er nach der Höhle brachte. — Doch auch damit noch nicht zufrieden, verlangte der Riese, daß er in einem Zeitraume von wenigen Stunden, während welcher er der Mittagsruhe genießen wollte, die weite Umgebung der Höhle, die dicht mit Dornen bewachsen war, davon reinigen sollte. — Kaum hatte er dieses gesagt, so legte er sich der Länge nach auf den Boden nieder, und fing dermaßen an zu schnarchen, daß die Höhle davon erbebte, und das Reh mit dem goldenen Geweih sich furchtsam in einen Winkel derselben verkroch.

Jetzt winkte Heliodor dem Prinzen; er gab ihm die Leyer und bedeutete ihm, vor der Höhle Melodien darauf zu spielen. — Kaum ertönten aber die ersten Laute, als brennende Sonnenstrahlen sich herab senkten, und das Gesträuche entzündeten, so daß es in helle Flammen ausbrach, die so lange um sich griffen, bis sie keine Nahrung mehr fanden, und die ganze Umgegend rein und urbar geworden war.

Hohnlachend erwachte der Riese, und glaubte nun ungehindert sein Opfer, das Reh, verschlingen zu können. Wie erstaunte er aber, als er keine Spur mehr von den Dornen erblickte! — Doch hierdurch nur immer mehr gereizt, schwur er das Thier mit Haut und Haar zu verschlingen,

wenn der Prinz ihm nicht die Streitrosse des Königs von Thracien lebendig überbringen würde. — Heliodor zeigte Unzufriedenheit mit dem unermüdeten Begehren des Riesen; aber der Prinz ließ sich davon nicht abschrecken und versprach die That zu vollbringen.

Er traf die Thiere auf der Weide, und es schien ihm leicht, sich ihrer zu bemächtigen; allein so wie er versuchte sich ihnen zu nähern, spieen sie feurige Flammen aus ihrem Rachen, so daß sich die Hitze davon weit umher verbreitete. — Da sann der Prinz auf andere Mittel, sich ihrer zu bemächtigen. Er ließ einen Taig bereiten, unter den er Kräuter mischte, welche die Kraft besaßen, eine Zeit lang die Sinne zu betäuben. Und als hieraus Kuchen gebacken waren, warf er sie den Rossen vor. Auch ihren Hütern gab er davon, die alsobald einschliefen, bis auf einen, der wenig von dem Backwerke genossen hatte. Diesem übergab der Prinz einen Brief an den Königlichen Besitzer der Rosse, worin er ihm anzeigte, daß er die Thiere auf Befehl des Riesen von der steinernen Höhle (wie jener sich nannte), entführt habe, und händigte dem Manne zugleich ein gutes Trinkgeld ein, damit er das Schreiben sicher überbringen möchte, was auch geschah. — Hierauf legte der Prinz den Pferden Zaum und

Gebiß an, und führte sie davon. Kaum hatte er sie aber dem Riesen ausgeliefert, als sich ein starkes Kriegsgeschrei vernehmen ließ und ein Herold im Namen des Königs von Thracien den Besitzer der Höhle aufforderte: „die geraubten Rosse zurück zu geben, oder zu sterben." — Da wüthete der Riese und schwor, das Reh und den Prinzen zu vernichten, wenn Letzterer ihn nicht von diesem Feinde, an den er ihn vermuthlich verrathen, befreite.

„Ich bin dazu bereit, sagte der Prinz, wenn Ihr an meiner Seite fechten wollet."

Der Riese willigte ein, und der Kampf begann. Sie hatten Hunderte gegen sich. Und obgleich der Riese mit seiner eisernen Keule jedesmal Mehrere zugleich auf einen Schlag erlegte, und der Prinz für sechs Mann focht, so schien es doch bei der überlegenen Zahl unmöglich, den Sieg zu erringen, — als plötzlich die vier feuerspeienden Rosse hervorbrachen, sich unter den Feind stürzten, und ihn zerstreuten. Die betäubenden Kräuter, die sie genossen, hatten ihre Kraft verloren, und sie waren hierdurch wieder zum Gefühl ihrer Stärke gekommen.

Der Riese kehrte mit dem Prinzen zurück in die Höhle. Er schien zufrieden mit dessen Thaten; wenigstens drohte er nicht weiter das Reh

zu vernichten. Auch fühlte er sich so ermüdet von dem Kampfe, daß er nicht vermögend war, das Felsenstück vor den Eingang der Höhle zu wälzen, und diese nun offen stehen blieb, während der Unhold sich einem tiefen Schlafe überließ. Die Reisenden aber benutzten den günstigen Augenblick und verließen den traurigen Aufenthalt. Das Reh eilte in freudigen Sprüngen voraus, und führte sie nach Livadien, dem Berge Parnassus zu. An seinem Fuße befand sich eine Höhle, aus der ein dicker Dampf emporstieg, welcher die Kraft besaß, alle, die sich ihm näherten, in eine, dem Wahnsinne ähnliche Betäubung zu versetzen. Heliodor kannte die Kraft dieser Dämpfe, und entfernte sich eiligst mit dem Prinzen.

Das Reh, sie immer begleitend, führte sie jetzt den Musenbergen Helikon und Citharon zu. Als sie sich ihnen näherten, hörten sie schon in der Ferne das Saitenspiel der Göttinnen, von lieblichen Gesängen begleitet. Es tönte so reizend vom Gipfel herab in die Thäler, daß jedes Ohr es mit Entzücken vernahm und sich dahin neigte.

Jetzt hatten die Reisenden den Berg Helikon erstiegen. Sie traten in die Versammlung der Göttinnen, unter denen sich auch Diana, Schwester des Apolls, mit einigen ihrer Lieblingsnymphen

befand. Sie war mit Köcher und Pfeilen bewaffnet, weil sie die Jagd liebte; und in ihrem Haare glänzte die zunehmende Scheibe des Mondes, dessen sanftes Bild sie war. — Wie erstaunte aber der Prinz, als sie sich freudig seinem Pflegevater Heliodor näherte, ihn zärtlich umarmte und ihren geliebten Bruder nannte. Auch die Musen umgaben ihn ehrerbiethig und brachten ihm ihre Huldigung dar, während die Nymphen sich achtungsvoll in die Ferne zurückzogen, und das Reh mit dem goldenen Geweih sich schmeichelnd zu Dianas Füßen legte. Noch weit mehr erstaunte er aber, als plötzlich an Heliodors Stelle ein blühender Jüngling stand, mit der goldenen Leyer in der Hand, und einen Schein von Sonnenstrahlen umgeben, die ihren Glanz weit umher verbreiteten. Er wendete sich zu dem Prinzen und sprach:

„Ich bin Heliodor der alte, oder Apoll der neue Sonnengott. Diese Leyer habe ich mir zum Sinnbilde der Freude gewählt, damit den Kummer der Herzen zu verscheuchen und Ruhe und Heiterkeit in die Seelen zu bringen. Und diesen silbernen Bogen führe ich, die Sterblichen, wenn ihre Stunde gekommen ist, sanft von den Fesseln des Körpers zu befreien. — Aber auch du, fuhr er fort, bist nicht, was du bisher zu seyn schienst, der Pflegesohn eines gemeinen Insulaners; son-

dern der Sohn eines mächtigen Fürsten, den du zwar nie unter seinem wahren Namen gekannt, den du aber um seiner Liebenswürdigkeit und seiner Tugenden willen, von Kindheit an geliebt hast. Er besuchte dich oft, wie du wohl weißt, unter dem Namen eines einfachen Landmannes. Ich, Prinz, habe immer dein Volk, und den Stamm deines Hauses geliebt, weil die Fürsten, die daraus hervorgingen, sich stets angelegen seyn ließen, ihr Land zu beglücken, das ihrer würdig war. Vor allem andern aber wünschte besonders dein edler Vater sich einen tugendhaften, würdigen Nachfolger und Besitzer seines Thrones. Er flehete die Götter täglich darum an, und er ward erhört. Damit aber seine frommen Wünsche vollkommen erfüllt würden, unterzog ich mich selbst deiner Erziehung. Du hast meine Erwartung gerechtfertiget, und dir dadurch meine Liebe und Achtung erworben. Erhalte sie dir auch künftig durch eine weise und gerechte Regierung deiner Staaten, wenn du einst den väterlichen Thron besteigen solltest. Damit dir aber auch eine tugendhafte, sittsame Gemahlin zur Seite stehe, hat meine Schwester das Geschäft übernommen, sie für dich zu erziehen." — Zugleich berührte er seine Leyer, und das schöne Reh ward in eine blühende Jungfrau umgestaltet. Das Geweih

hatte sich in eine goldene Krone, zum Zeichen ihres früheren Standes verwandelt; und die kostbare Perlenschnur umgab jetzt einen blendendweißen Hals. Der Prinz und die Prinzessin sanken zu Apollos und Dianens Füßen nieder. Sie konnten keine Worte finden, ihren Dank auszusprechen; aber ein Strom von Freudenthränen entquoll ihren Augen. Sie bestiegen hierauf den Sonnenwagen, und Apoll selbst führte das glückliche Paar dem entzückten Vater zu, der nun statt einem Kinde zwei Kinder umarmte. Doch unbeschreiblich war des Königs Erstaunen, als er vernahm, wer der Erzieher seines Sohnes gewesen. Aber er und das ganze Land priesen sich glücklich, aus einer solchen Schule den künftigen Regenten des Reiches hervorgehen zu sehen.

Der goldene Schuh.

In einer ansehnlichen Stadt lebte einst eine reiche Wittwe, Mutter von drei Töchtern. Die zwei ältesten waren sehr hübsche Mädchen und für ihr zartes Alter schon groß und wohl gewachsen. Die jüngste, Klorine, war weniger schön, klein von Person, und hatte rothe Haare. Sie wurde daher von ihrer Mutter und ihren Geschwistern gering geachtet, und zuweilen sehr hart behandelt, obgleich sie sich bemühte, Allen gefällig zu seyn, und durch ein bescheidenes und gehorsames Betragen sich die Liebe ihrer Mutter und Lehrer zu erwerben suchte. Waren ihre Schwestern zerstreut und unachtsam in ihren Lehrstunden, oder hatten sie ihre Lektion nicht gelernt, so konnte man solche Fehler gewiß niemals an Klorine tadeln; denn sie bestrebte sich aus allen Kräften, Nützliches zu lernen, um dadurch ihr Herz und ihren Geist zu

bilden; und da sie dies aus Pflicht und mit Vergnügen that, so fiel es ihr auch gar nicht schwer, viele Kenntnisse zu sammeln, die ihre Mitschülerinnen aus Leichtsinn vernachläßigten. Dafür liebten sie aber ihre Lehrer ungemein, und zogen sie bei jeder Gelegenheit vor. Dies verdroß aber Klorinens Schwestern gar sehr, und sie suchten sie dafür auf alle Weise zu kränken; sie auch der Zuneigung ihrer Mutter zu berauben, die ohnehin mehr auf äußere als innere Vorzüge achtete, weil sie eine eitle Weltfrau war, die den größten Werth in Reichthum, Schönheit und äußern Glanz setzte. Da nun Klorine nicht hübsch war, und besonders die rothen Haare Allen widrig schienen, so hatte das arme Mädchen viel durch die Gleichgültigkeit ihrer Mutter, und die Verachtung ihrer Schwestern zu leiden; sie trug aber Alles mit Geduld und beeiferte sich nur um so mehr, gut und geschickt zu werden. So verstand sie nicht nur, in kurzer Zeit ihre Muttersprache vollkommen gut zu lesen und zu schreiben, sie lernte auch andere Sprachen mit Leichtigkeit. Sie konnte trefflich Rechnen, spielte gut Klavier, und zeichnete sehr schön, während ihre Schwestern noch kaum die Anfangsgründe dieser Wissenschaften gefaßt hatten. Ihre müßigen Stunden wendete sie darauf, schöne Arbeiten zu lernen, als

Nähen, Stricken, Wäschezeichnen, Sticken rc. — Ihre Geschwister wußten von allem diesem wenig; denn sie brachten die meisten Stunden mit Spielen, Spazierengehen und Komödienspielen zu. Auch fanden sie großes Wohlgefallen an schönen Kleidern, die immer nach der neuesten Mode seyn mußten. Ihre Mutter unterstützte sie noch in dieser Zerstreuungssucht, und es war ihr nicht recht, daß Klorine nicht auch Wohlgefallen daran fand, und lieber zu Hause an der Arbeit blieb. Ihr diese zu verleiten, trug die Mutter ihr eine Menge Geschäfte auf, die sie in ihrer Abwesenheit fertigen sollte, und drohte ihr jedesmal mit Strafe, wenn sie nicht bis zu ihrer Zurückkunft vollendet seyn würden. Das arme Mädchen bot alle ihre Kräfte auf, der Mutter zu willfahren; aber öfters war es ihr unmöglich, weil die Aufgabe zu stark war. Dann wurde sie geschmäht, und von ihren Schwestern die geschäftige Müßiggängerin genannt. Ward Gesellschaft angesagt, und Klorine mußte dabei erscheinen, so drängte sich alles zu ihren schönen Schwestern, die im neuesten Putze auftraten, und Klorine, das einfach gekleidete, bescheidene Mädchen, deren innern Werth man nicht kannte, blieb unbeachtet und verlassen stehen. Durch diese, wiewohl ungerechte Zurücksetzung, verlor sie aber nur immer mehr die Achtung ih-

rer Mutter, die ihr am Ende gebot, ganz von solchen Gelegenheiten zurück zu bleiben, und sich dafür häuslichen Geschäften zu widmen. Dies wäre nun zwar Klorine recht angenehm gewesen, wenn sie nur nicht diesen Befehl als eine Art von Verbannung hätte ansehen müssen. Gingen also von jetzt an ihre Mutter und Geschwister an öffentliche Plätze, in Konzerte oder Schauspiele, so mußte sich Klorine in ihrem einsamen Zimmer, oder in der Küche aufhalten, und hier alles auf's Beßte besorgen, bis Jene von dem Orte ihrer Vergnügungen zurückkehrten. Waren gesellschaftliche Unterhaltungen in ihrem eigenen Hause, so hatte sie den Auftrag, den Thee zu bereiten, und für die Bequemlichkeit der Gäste zu sorgen, worauf sie sich nach dem Wunsche ihrer Mutter wieder in ihr einsames Gemach zurückziehen mußte. So kam es denn, daß Klorine am Ende ganz von der Welt vergessen wurde; man hielt sie nicht mehr für die Tochter des Hauses, sondern blos für ein Dienstmädchen. Je älter aber Klorine ward, je mehr schmerzte sie das Betragen der Ihrigen, das sie so wenig verdiente.

Als sie nun eines Tages wieder allein zu Hause saß, und einen großen Haufen Erbsen vor sich liegen hatte, die sie auf Befehl der Mutter in kurzer Zeit reinigen sollte, weinte sie bitterlich

und blickte dabei schmerzlich gen Himmel. Da fielen ihre Augen auf eine Taube, die, an die Scheiben pickend, vor dem Fenster stand. Klorine liebte diese Thiere, und öffnete langsam das Fenster, Futter zu streuen; das Täubchen aber setzte sich auf ihre Hand, und streichelte sie mit ihrem Schnabel, der von reinem Golde glänzte. Auch ihr Gefieder war von ausgezeichneten Farben, und so schön, wie es Klorine vorher noch nie an einer Taube bemerkt hatte. Da diese fortfuhr, das Mädchen zu liebkosen, so drückte sie das schöne Thier an ihre Brust und rief vergnügt aus: „Ach! wie wohl ist es mir, doch endlich von einem lebendigen Geschöpfe geliebt zu werden!" — Zugleich setzte sie das Thier auf den Tisch neben sich, um ihre Arbeit nicht zu versäumen; dieses aber schickte sich sogleich an, ihr dabei behilflich zu seyn, indem es mit seinem Schnabel das Unreine heraussuchte. Und dies ging so schnell, das die Arbeit in kurzer Zeit vollendet war. Klorine nahm jetzt die Taube auf den Schoos. Sie küßte und streichelte sie, sprach liebreiche Worte zu ihr, und fragte endlich scherzend:

„Woher stammst du denn, Täubchen, daß du so schön aussiehst und mir so liebreich beistehest?" Und das Thier erwiederte, zu Klorinens großem Erstaunen:

„Ich stamm' aus einem Feenland
Das weit und breit ist wohl bekannt:
Wo man nur auf das Innre schaut,
Dem äußern Glanz gar selten traut.“

„Ach, in einem solchen Lande möchte ich wohnen! seufzte Klorine. Wie würde ich mich bestreben, immer besser und besser zu werden!“

„Dies muß auch hier dein Zweck stets seyn,
Dann wirst du Alle hoch erfreu'n,
Die dir von Herzen zugethan:
Dich leiten auf der Tugendbahn.“

Nach diesen Worten flatterte die Taube zum Fenster hinaus, und ließ sich lange Zeit nicht wieder sehen.

Die drei Töchter wuchsen indessen zu Jungfrauen heran. Die zwei älteren waren sehr schön, hatten einen vornehmen Anstand, und tanzten vortrefflich. Sie verstanden sich vortheilhaft zu kleiden, und sich durch artige Manieren auszuzeichnen. Klorine tanzte zwar auch schön, und ihr sittsamer Anstand, so wie ihre feinen Sitten, zeichneten sie vortheilhaft aus; aber ihre rothen Haare fielen Jedermann auf, und entzogen ihr ungerechter Weise die allgemeine, gute Meinung, weil damals das Vorurtheil herrschte, als müssen solche Personen auch von Gemüth ausgeartet seyn. So oft also ihre Schwestern auf den Ball gin-

gen, saß Klorine in ihrem einsamen Zimmerchen, und beschäftigte sich mit Arbeiten, die ihr aufgegeben waren, und die sie durch Fleiß schnell zu beendigen suchte, um nachher sich durch Lesen und Schreiben zu vergnügen. Bisher war ihr die Entsagung eines Balles nicht schwer geworden; denn immer fand sie schöne Bücher vor ihrem Fenster liegen, oder Schreibpapier und Federn, ohne daß sie wußte, wie dies Alles dahin gekommen war, noch wer jene abholte, wenn die Bücher gelesen waren, und sie solche wieder an den Ort legte, wo sie dieselben vorher gefunden. — Als sie aber eines Tages vernommen hatte, daß eine edle Dame, die Herzogin von S...., die alle ihre Kinder verloren hatte, in der Absicht angekommen sey, sich unter den Töchtern der Stadt (in der sie geboren,) eine Pflegetochter zu wählen, die ihrem Herzen angemessen war, fiel es Klorine schmerzlich, so ganz ausgeschlossen von diesem Kreise zu seyn, besonders als auch ein maskirter Ball ausgeschrieben ward, an dem alle Familien Theil nehmen sollten, damit die Herzogin sie erst öffentlich möchte kennen lernen. Das Fest fiel auf der Fürstin Geburtstag, daher sich alle Mitglieder des Balles verabredeten, ihr kleine Geschenke zu reichen.

Schon brach der Abend herein, und es fing

an zu dunkeln. Klorine war indessen Mutter und Schwestern beim Anzuge behilflich gewesen, was ihr gewöhnliches Geschäft war, wenn Jene in Gesellschaft gingen. — Sie kehrte jetzt traurig in ihr Zimmer zurück, und dachte eben über ihr sonderbares Schicksal nach, als es am Fenster klopfte, und sie ihr liebes Täubchen erblickte, das sie schon lange nicht gesehen hatte. Sie nahm es herein, und streichelte und küßte es. Das Thier sprach:

„Warum bist du so traurig, Klorine?“

„Ach warum sollte ich es nicht seyn, da ich von Jedermann verachtet und verstoßen bin!“

„Nicht von Jedermann! Man kennt deine guten Eigenschaften nicht. Zeige dich, wie du bist, und man wird dich lieben.“

„Wie kann ich dies, wenn ich ausgeschlossen von allem geselligen Umgange, mein Leben in der Einsamkeit zubringen muß?“

„Was hinderte dich, Theil an dem heutigen Feste zu nehmen?“

„O nimmermehr hätte dies meine Mutter zugegeben! Sie schämt sich meiner, besonders meiner Haare.“

„Maskire dich, wie es geboten ist, und Niemand wird dich unter der Verkleidung erkennen.“

„Aber wie könnte ich gegen den Willen meiner Mutter einen solchen Schritt wagen wollen?“

„Ich will ihn verantworten.“

„Du, mein Täubchen? Ha, ha, ha! Sie würde nicht auf dich achten und mich allein zur Verantwortung ziehen, und das mit Recht, wenn ich ihr nicht gehorsam wäre.“

„Folge meinem Rathe. Begib dich auf den Ball, und überlasse mir die Sorge, deine Mutter zu versöhnen. Nie werde ich eine unrechte Handlung von dir billigen.“

„Wo sollte ich aber Kleider hernehmen, und ein Geburtstagsgeschenk, was doch Alle zum heutigen Feste bringen? Und wie könnte ich zu Fuße und ohne alle Begleitung in einer solchen Versammlung erscheinen wollen? Und würde ich nicht durch meine Haare sogleich Jedermann auffallen, und erkannt werden?“

„Alle diese Schwierigkeiten sollen gehoben werden, wenn du einwilligest.“

„Wenn es ohne Bekränkung meiner Mutter geschehen könnte.“

Bei diesen Worten öffneten sich von selbst die Fenster, und es flog ein Korb herein, der mit köstlichen Kleidern und Juwelen gefüllt war. Klorine erstaunte bei dieser Pracht, bewunderte Alles, und wählte davon ein einfaches Kleid von wei-

ßem, glänzenden Atlas, und dazu einen Kranz von Immergrün. „Denn, sagte sie, dieser möchte wohl am passendsten für mein feuerfarbenes Haar seyn.“ —

Da breitete die Taube plötzlich ihre Flügel aus, umflatterte dreimal Klorinens Haupt, und sprach:

„Du rothes Haar
So fein und klar,
Verwandle dich in blond Geflecht,
Dann bist du allen Menschen recht.“

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als Klorinens Haupthaar in blonde Locken auf ihre Schultern herabfiel. Sie sah diese Veränderung in einem nahen Spiegel und seufzte für sich:

„Ach, es ist Alles nur Blendwerk und keine Natur!“

„Laß es gut seyn! erwiederte die Taube, die ihre Gedanken errathen hatte, ein gutes Gemüth ist schöner als blondes Haar. — Nun aber spute dich! Lege die Larve vor, denn die Masken versammeln sich schon in Menge.“

„Aber so allein, sagte Klorine, ohne alle Begleitung? Ich zittre, vor dieser Menge zu erscheinen!“

„Folge unbesorgt deinem Begleiter, der dich unten im Wagen erwartet, und der Herzogin

auch ein Geschenk in deinem Namen überreichen wird."

Angstvoll folgte Klorine der Taube, die voraus schwebte und sie zu einem prächtigen Gefährte, mit herrlichen Pferden bespannt, führte. Reich gekleidete Diener standen ehrerbiethig an dem Wagen, und halfen ihr hinein. Hier empfing sie ein lieblicher Knabe, der ein kostbares Geschenk für die Herzogin in der Hand hielt. Es war ein Bäumchen ganz von Gold, und Früchte von Edelsteinen hingen an den Zweigen. Aber Klorine beachtete es nicht, denn sie war voll banger Erwartung, was da kommen würde. — Und als der Wagen hielt, und die Diener sie aus demselben hoben, wußte sie nicht, was sie beginnen sollte. Aber der Knabe ging voraus und sprach ermunternd:

„Fürchte dich nicht, liebes Kind,
Folg' mir herzhaft und geschwind.
Denn eben tritt die Fürstin ein
Umglänzt vom hellen Fackelschein."

Bei diesen Worten ging er vorwärts, und Klorine neben ihm her. Die Flügelthüren des Saales wurden geöffnet, und Alles wich erstaunt vor dem Anblicke des kostbaren Geschenkes zurück, das Klorinens Begleiter trug. Er näherte sich damit der Herzogin und redete sie also an:

„Ich bin der Page Wunderhold
Und bring' ein Bäumchen ganz von Gold,
Mit Früchten dran von Edelsteinen,
Wer sie besitzt, wird nie mehr weinen:
Drum nimm sie holde Fürstin hin,
Sie bringen Freud' dir und Gewinn."

„In diesem Fall, versetzte die Herzogin lächelnd, ist es freilich für mich von großem Werthe, und ich nehme es mit Vergnügen an. Aber sage doch, schöner Knabe, wie nennt sich deine holde Gebieterin, die so bescheiden dir zur Seite steht?"

„Ihr Name ist hier kaum gekannt
Zur Schande für ihr Vaterland;
Denn trefflich ist sie, rein und gut
Großmüthig und voll Edelmuth.
Willst du ihr deine Liebe schenken,
Darfst du darob dich nicht bedenken."

„Wenn ihr Gemüth beschaffen ist, wie du mir es schilderst, so habe ich gefunden, was ich suche, und sie wird an mir die treueste Freundin besitzen." Zugleich nahm sie Klorinen bei der Hand, führte sie an einen Sitz, und ließ sich neben ihr nieder. Hier suchte sie ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; allein das arme Mädchen war so erschrocken und verlegen, daß es Mühe hatte sich zu erholen, und der Herzogin Rede zu erwiedern. Aber bald verlor sich ihre Scheu; sie fühlte sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen, und

entwickelte jetzt im Laufe des Gespräches so viel Geist und anmuthig gebildeten Verstand, der zugleich ein treffliches Herz verrieth, daß die Fürstin sie in kurzer Zeit überaus lieb gewann. So oft sie aber nach Klorinens Familiennamen fragte, oder sie bat, sich zu entlarven, so schwieg diese verlegen still, und blickte ängstlich nach dem kleinen Pagen, der hinter ihrem Sitze stand. Er suchte dann jedesmal das Gespräch durch eine Frage an sie zu unterbrechen. Die letzte war: ob sie nicht Lust habe, mit dem geschicktesten Tänzer dieser Gesellschaft, den er ihr zuführen wolle, zu tanzen? Da auch die Herzogin diesen Vorschlag unterstützte, so willigte Klorine durch Stillschweigen ein. Aber es ergriff sie zugleich eine unbeschreibliche Angst, denn noch niemals hatte sie in einer öffentlichen Gesellschaft getanzt. Aber diese innere Verlegenheit, und die Bescheidenheit, mit der sie auftrat, gab ihren Bewegungen einen ganz eigenen Reiz, wodurch sie sich von den übrigen Tänzerinnen merklich unterschied und allgemeinen Beifall ärndtete. Als der Tanz geendiget war, gab sie dem Pagen, der sie nicht aus den Augen ließ, einen Wink, ihr zu folgen, und sie entfernte sich mit ihm, ohne im Gedränge der Masken beobachtet zu werden. Der Wagen stand schon vor der Hausthür bereit, und sie kam un-

beschadet und unerkannt in ihre Behausung zurück. Hier legte sie die Kleidungsstücke, die sie abnahm, in den Korb, der noch dastand, und der damit sogleich in alle Lüfte flog. Als sie aber mit Besorgniß wegen ihrem verwandelten Haare in den Spiegel sah, war auch diese Täuschung verschwunden, und es hatte seine natürliche Farbe wieder angenommen.

Als hierauf Klorinens Mutter und Geschwister von dem Balle zurückkamen, und jene ihnen, wie gewöhnlich, beim Entkleiden behilflich war, konnten sie nicht aufhören, von dem unbekannten schönen Mädchen, dem kleinen Pagen, und dem kostbaren Geschenke, das er gebracht, zu sprechen. Die eine lobte ihren Anstand, die andere ihre schöne Figur, die dritte ihr einnehmendes Wesen u. s. w. Da seufzte Klorine und dachte: Wie trügend ist doch das Vorurtheil und der äußere Schein! Alle diese Eigenschaften sehen sie an mir täglich vor Augen, ohne sie zu bemerken, noch zu beachten.

Die Herzogin war sehr betroffen, als Klorine nicht mehr zu ihrem Sitze zurückkehrte. Auch konnte sie, trotz aller Nachforschungen, nicht erfahren, wohin sie gekommen war; sie hatte aber einen solchen Eindruck auf ihr Herz gemacht, daß sie ihr Bild nicht mehr vergessen konnte, und al-

les aufbot, ihren Aufenthalt zu entdecken. Aber vergeblich! Es stellten sich wohl viele Mädchen, als seyen sie es gewesen; aber das Herz der Fürstin erkannte sie nicht dafür. Auch fehlte ihnen zum Beweis der schöne Page.

Es war eine geraume Zeit verflossen, und man hörte nicht mehr von jener Begebenheit sprechen. Auch die Herzogin erklärte nicht weiter, ob sie gesonnen sey, sich eine Pflegetochter unter den Töchtern des Landes zu wählen; denn immer hing ihr Herz noch an Klorinen, deren Benehmen und Unterhaltung ihr so wohl gefallen hatte. In Hoffnung, sie noch einmal zu sehen, ließ sie bekannt machen, daß sie auch ihren Namenstag durch einen Maskenball öffentlich feiern wolle.

Klorinens Mutter und Schwestern waren dazu schon mit großen Zubereitungen beschäftiget. Erstere mußte Tag und Nacht an der Arbeit sitzen, Putz zu verfertigen, während jene ruhig zu Bette lagen und schliefen. Auch die letzte Nacht vor dem Feste sollte sie noch aufbleiben, ein Kleid zu garniren; allein der Schlaf übermannte sie, und sie sank davon überwältiget auf ihr Ruhebette, ohne zu erwachen, bis daß die Frühglocke, wie gewöhnlich, sie zum Ankleiden ihrer Mutter und Schwestern rief. Wie erschrack sie aber, als sie zur Besinnung kam, und sich erinnerte, daß das

Kleid unvollendet geblieben, und sie es nun nicht fertig überbringen könnte. Da pickte es am Fenster. — Ein Flügel öffnete sich von selbst, und das Kleid flog herein, geziert mit einer prächtigen Garnirung. Als Klorine es ihren Schwestern überreichte, lobten sie zum ersten Male ihren Geschmack und ihren Fleiß. Es that Klorine aber wehe, sie hierbei zu täuschen, und sie sprach mit Thränen im Auge:

„Ich verdiene dieses Lob nicht."

Jene aber nannten sie eine allzubescheidene Thörin, und hießen sie das Zimmer in Ordnung bringen.

Der Abend war hereingebrochen und Mutter und Geschwister zum Balle gefahren. Klorine sammelte indessen die umherliegenden Kleidungsstücke, und brachte sie an Ort und Stelle. Eben betrat sie ihr einsames Zimmerchen, als das Täubchen mit seinem goldenen Schnabel das Fenster berührte. Freudig öffnete es Klorine und drückte das schöne Thier an ihr Herz. Es sprach:

„Mach' dich bereit
Denn du mußt heut
Mit Andern dich vereinen,
Und bei dem Fest erscheinen."

„Wie könnte dies seyn! rief Klorine. Es ist schon so spät, und ich nicht gehörig angekleidet."

„Ein bescheidener Anzug, erwiederte die Taube, ist bald geordnet. Auch wartet schon der Page mit einem Geschenke unten im Wagen.“

„Und was werde ich mit meinem Haare machen, um hierdurch nicht erkannt zu werden?“

„Du kannst es mit einem Schleier bedecken,“ sagte die Taube gleichgültig.

Klorine seufzte darüber im Geheim. Doch hatte sie nicht Zeit, sich weiter auszusprechen, denn es flogen die Fenster auf, und ein Korb schwebte mit Kleidern und anderem Putze herein. Klorine wählte diesmal ein pfirsichblüthfarbenes Kleid mit weißen Rosen besetzt. Ihr Haupt bedeckte sie mit einem dichten Schleier, der auf ihre Schultern herabfiel, und ihr Gesicht mit einer undurchdringlichen Larve.

Wie das erste Mal, erreichte Klorine ungehindert den Saal, wo der Ball gehalten wurde. Ihr zur Seite ging der Page. Er hatte, wie sie, ein pfirsichfarbenes Gewand an, das aber mit Perlen und Diamanten gestickt war. Auf seiner Hand saß ein Paradiesvogel, mit weichem, sammtartigem Gefieder, von Farbe goldgelb, grün, kastanienbraun und purpurroth. Sein Schwanz bestand aus mehreren kürzeren und zwei langen Federn, die nur an der Wurzel und an der Spitze eine Fahne hatten, und dem Thiere ein edles An-

sehen gaben. Sein Hals war mit einem kostbaren Geschmeide umgeben, das aus vielfarbigen Edelsteinen bestand, und von großem Werthe war. Klorine nahm ihn aus des Pagen Hand, und überreichte ihn der Herzogin, indem sie ein Knie vor ihr beugte. Der Vogel aber schwang jetzt seine Flügel, und es verbreiteten sich im Saale sogleich die herrlichsten Wohlgerüche von Ambra und Rosenöl, die von ihm ausgingen. Die Fürstin streichelte das herrliche Thier und sprach:

„Woher kommst du, schöner Vogel, und wer ist die holde Gebieterin, der ich dich zu verdanken habe?“ — Der Vogel antwortete:

„Ich stamme aus Neuguinea, obgleich die meisten meiner Verwandten auf den Molukkischen Inseln leben, woselbst sie unter dem Schutze einer mächtigen Zauberin stehen, die auch deine Beschützerin ist. Meine junge Gebieterin hier kenne ich erst seit Kurzem, und kann dir daher ihren Familien-Namen nicht nennen.“

Die Herzogin und Alle, die sie umgaben, waren ungemein verwundert, einen Vogel so vernünftig sprechen zu hören; und Alle wendeten sich mit Fragen an ihn. Allein er antwortete nicht weiter, und blieb stumm wie ein Fisch. Um so mehr aber unterhielt sich die Fürstin mit Klorinen, die sie immer lieber gewann, jemehr sie

ihr Gelegenheit gab, ihre Gesinnungen zu entwickeln, und die schönen Eigenschaften ihrer Seele zu entfalten; aber dem ungeachtet konnte sie dieselbe nicht veranlassen, ihren Namen zu nennen, weil sich das arme Mädchen ungemein vor den Vorwürfen ihrer Mutter fürchtete, wenn diese dadurch erfahren sollte, daß sie ohne ihre Erlaubniß den Ball besucht habe. So gern sie sich also noch länger mit der gütigen Fürstin besprochen hätte, so seufzte sie doch, ihrer Aufmerksamkeit zu entgehen, und die Gesellschaft unbemerkt zu verlassen. — Die hohe Dame vermißte sie aber gar bald, und gebot ihren Dienern, ihr nachzugehen, und ihre Spur zu verfolgen. Als der Paradiesvogel diesen Befehl vernahm, erhob er sich ungesäumt von selbst, und flatterte zum Fenster hinaus. Sehr betrübt war nun aber die Herzogin über diesen doppelten Verlust. Es dauerte aber nicht lange, so kam der Vogel zurück. Er hielt einen Schuh von der feinsten Goldarbeit in seinem Munde, und legte ihn zu der Fürstin Füßen nieder. Er sprach:

Das schöne Kind ist vor dem Haus verschwunden.
Doch habe ich hier diesen Schuh gefunden:
Er ist vom Golde zierlich klein
Und muß daher ihr eigen seyn.
Paßt er dem netten Fuße an,
Kennt die Besitzerin man d'ran.

„Du hast recht, mein Vogel! sagte die Herzogin, und ich danke dir für deine richtige Bemerkung. Gleich morgenden Tages werde ich mich selbst angelegenst bemühen, hierdurch das holde Mädchen zu entdecken. Finde ich sie, und der Schuh paßt an ihren Fuß, so werde ich sie ohnfehlbar an Kindesstatt annehmen; denn ich liebe sie, als wäre sie meine eigene Tochter."

Nach diesen Worten entfernte sich die Fürstin. Die Anwesenden aber unterhielten sich noch lange über diesen Gegenstand, und jedes Mädchen nahm sich in Geheim vor, ihren Fuß so sehr als möglich zu zwingen, damit er in den Schuh passen möchte.

Den folgenden Morgen fuhr die Herzogin mit dem goldenen Schuhe, und dem Paradiesvogel zur Seite, vor jedes Haus, wo sie vermuthete, daß die Töchter Anspruch auf ihre vorhabende Wahl machen könnten. Doch der Versuch mit dem Schuhe war vergebens, er war entweder zu groß oder zu klein, und paßte an keinen Fuß. Nun blieb nur noch Klorinens Familie übrig. Die Herzogin begab sich auch dahin und wurde mit großem Vergnügen empfangen. Die zwei ältern Schwestern zweifelten gar nicht, daß der Schuh einer von ihnen anpassen würde, und sie entfernten sich sogleich damit, den Fuß, wenn es nicht

auf dem natürlichen Wege gehen sollte, mit Gewalt hinein zu zwingen; da aber der Schuh von Metall war, so gab er durchaus nicht nach. Und schon verzweifelten die Schwestern an dem Gelingen, als der ältesten einfiel, ein Stückchen von ihrer großen Fußzehe abzuschneiden, damit der Fuß kürzer würde. Sie sagte bei sich selbst: „Ich lege dann vor der Hand Heftpflaster auf die Wunde, und überwinde auf kurze Zeit meinen Schmerz, um dadurch reich und vornehm zu werden. Ist dann die Wahl geschehen, so habe ich immer Zeit, mich zu pflegen, bis ich geheilt bin.“ Ihre Schwester sah zwar scheel zu diesem Vorhaben, doch ergab sie sich darein, da sie es nicht ändern konnte. — Als jene aber vor der Herzogin erschien, und den goldenen Schuh vorzeigte, der vollkommen an ihren Fuß paßte, erschrack die gute Fürstin sehr; denn unter allen Mädchen, die sie in dieser Stadt kennen gelernt, schien ihr dieses das unleidlichste. Das Fräulein aber sah mit kecken und triumphirenden Blicken auf sie hin. Da sprach der Vogel spottend:

„Ich bitte dich, mein liebes Kind,
Erhebe dich nicht zu geschwind:
Du hast die Zehe abgenommen
Und die Verachtung nur gewonnen.
  Zieh aus den Schuh,
  Leg' dich zur Ruh',

Damit die Wunde zeitlich heile,
Bevor sie noch der Brand ereile."

Beschämt ihr Geheimniß verrathen zu sehen, entfernte sich das Mädchen voll Wuth im Herzen.

Jetzt erbot sich die zweite Schwester, den Schuh zu probiren; und da ihr Fuß etwas kleiner, als der Fuß ihrer Schwester war, so brauchte sie bloß ein Stückchen von der Ferse abzuschneiden, hierdurch ihre Absicht zu erreichen. Als dies geschehen war, verbarg sie den Schmerz, den ihr die Wunde verursachte, und trat muthig in das Zimmer. Der Vogel rief lachend:

„Liebchen du willst uns betrügen,
Uns durch falschen Schein belügen —
Hast dir die Ferse abgeschnitten,
Dadurch sehr großen Schmerz erlitten,
Und doch am Ende nichts gewonnen.
Drum nur nicht lange dich besonnen,
Zieh' schnell das goldne Schühlein aus
Du liebe, kleine, lose Maus."

Erbittert durch diesen Spott, entfernte sich das Mädchen, und schlug die Thür unartig hinter sich zu. — Die Herzogin fragte jetzt froh, ob dies alle Töchter des Hauses seyen, und keine mehr vorhanden wäre? — Verlegen antwortete die Mutter:

„Ich habe wohl noch eine dritte Tochter; sie ist aber bei weitem weniger berechtiget, als ihre

Schwestern, Anspruch auf den goldnen Schuh machen zu können. Auch wird sie es nicht wagen wollen, vor Eurer Durchlaucht zu erscheinen." — Da schrie der Vogel:

„Es kommt auf eine Frage an,
Die man ja leicht versuchen kann.
Ich selber will den Schuh ihr bringen,
Hierher zu kommen, in sie dringen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Vogel und eilte mit dem goldenen Schuhe im Schnabel vor Klorinens Fenster, das von selbst auffuhr. Er sprach: „Erkenne in mir das treue Täubchen, das dich unter dieser Gestalt so oft schon besuchte, und das du bald noch genauer sollst kennen lernen. Jetzt bekleide dich eiligst mit denselben Kleidungsstücken, die du gestern auf dem Balle trugst. Hier bringe ich dir auch den Schuh, den du unvorsichtig in der Eile, mit der du in den Wagen stiegst, verlorst."

Klorine hatte sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, als der kleine Page mit dem pfirsichblüthfarbenen Kleide, dem Schleier und der Maske erschien, womit Klorine Tages vorher angethan war. Auch der andere goldene Schuh lag bei dem Anzuge. Als Klorine fertig war, und jetzt erst hörte, daß die Herzogin bei ihrer Mutter sey, und sie vor Beiden erscheinen soll, war sie außer

sich vor Schrecken, und wollte dem Pagen nicht folgen, der aber, mit dem Paradiesvogel auf der Hand, eben die Thür des Wohnzimmers öffnete. Die Herzogin hatte sie schon erblickt, und eilte freudig entgegen. „Sie ist es, die ich suche, rief sie bewegt, dies sagt mir mein Herz!“

Klorine antwortete nicht, sie blieb zitternd in der Entfernung stehen.

„Wer ist diese Dame? fragte Klorinens Mutter verlegen. Ich kenne sie nicht.“ — Der Vogel antwortete:

„Nie hat sie euer Herz gekannt,
Vor euerm Aug' war sie verbannt,
In Knechtschaft mußte sie euch dienen,
Nie öffentlich ist sie erschienen,
Als zweimal auf dem Maskenball,
Und das mit Angst und Herzensqual.“

„Als Folge ihres bösen Gewissens! fiel die Mutter ein, die jetzt ahnete, daß es Klorine sey. Unrecht war es von ihr, meine Güte und Nachsicht zu mißbrauchen, und sich in Gesellschaften, Bälle oder Maskeraden ohne mein Vorwissen einzudrängen. Und ich gebiethe ihr jetzt, sich aus meinen Augen zu entfernen.“

Zitternd näherte sich Klorine der Thüre. Der Vogel rief: „Bleibe!“ Zugleich verschwand er, und an seiner Stelle stand eine Dame in glän-

zender Schönheit. Sie sprach: „Ich bin die Zauberin Immerhold. Das heißt: ich bin der Tugend stets zugethan und verabscheue das Laster. Alle, die sich jener widmen, sind meine Schützlinge, und ich belohne sie, so lange sie ihr treu bleiben. Eben so bestrafe ich das Laster, das sein Glück nur im äußern Sinnenrausch sucht. Klorine ist von heute an nicht mehr deine Tochter. Du hast schon lange aufgehört, ihre Mutter zu seyn, da du keine deiner Mutterpflichten an ihr erfülltest, und sie bisher als Sclavin behandeltest. Doch konntest du ihren edeln Sinn nicht unterdrücken, und er ist es allein, durch den sie sich die Liebe dieser edeln Fürstin erworben hat, und der sie auch ihre ganze Lebenszeit hindurch beglücken wird."

Zugleich nahm sie Klorinen die Maske ab. Als aber die Herzogin deren Gesicht erblickte, rief sie aus: „Gott! es sind ganz die Gesichtszüge und die Gestalt meiner jüngst verstorbenen Tochter!" und sank, von Freude und Ueberraschung ergriffen, auf den Polstersitz nieder.

„Nur sprechende Aehnlichkeit ist es, sagte die Fee, selbst bis auf die Haare." Zugleich nahm sie Klorinen den Schleier ab, und ihr rothes Haar wallte in Locken herab. — Da konnte sich die Fürstin nicht länger beherrschen. Sie stürzte

in Klorinens Arme, und schloß sie mütterlich an ihr Herz, indem sie sprach: „Auf ewig meine Tochter!“

„Doch nur mit meiner Bewilligung!“ stöhnte Klorinens Mutter, boshaft lächelnd.

„Ja, nur mit Eurer Bewilligung! rief Klorine, indem sie sich zu ihrer Mutter Füßen warf. Ihr werdet mir Eure Einwilligung und Euern Segen, ohne den ich lieber jedem Erdenglück entsagen würde, nicht vorenthalten. Und ich werde Euch in jeder Lage meines Lebens als eine gehorsame Tochter ehren.“

Dies hatte die harte Mutter nicht erwartet, und sie fühlte sich so gerührt, daß sie ihre Tochter aufhob, und den ersten Kuß der Liebe auf ihre Stirne drückte.

„Gehe hin, sagte sie, und sey glücklich!“ — Jetzt erst umarmte Klorine die Herzogin mit zärtlicher Liebe. Als sie sich hierauf auch der gütigen Fee näherte, ihr zu danken, band diese das kostbare Geschmeide, das vorher der Paradiesvogel getragen, los, und hing es um Klorinens Hals. Sie sprach: „So lange du gut und tugendhaft bist, werden diese Steine ihren Glanz nicht verlieren; bei dem geringsten Fehltritt aber werden sie verbleichen.“ Nach diesen Worten

verschwand die Fee, die Edelsteine aber behielten in der Folge ihren Glanz unverändert.

Klorinens Schwestern konnten nicht mehr vollkommen von ihren Wunden hergestellt werden. Sie hatten Flechsen zerschnitten, wodurch sie Beide hinkend wurden. Aber Klorine hörte nicht auf, ihnen Gutes zu thun.

Der Zauberkönig.

Vor uralten Zeiten lebte ein guter König, Namens Rinaldi. Er beherrschte sein weites Reich mit vieler Weisheit, und erwarb sich dadurch, so wie durch seinen Muth und die Kriegskunst, die er in jenen unruhigen Zeiten bewies, den Beinamen des Großen. Er besaß eine liebenswürdige Gemahlin, die sich ganz der Erziehung ihrer Kinder, einem Sohn und einer Tochter widmete, und die sie dagegen mit den schönsten Hoffnungen erfüllten; denn schon in ihrer ersten Kindheit zeigten sie die trefflichsten Anlagen zu allem Guten und Schönen, wobei sie noch vorzügliche Geistesgaben verriethen. Diese auszubilden, ließen sich die einsichtsvollen Aeltern überaus angelegen seyn. Auch sorgten sie dafür, daß das Herz der Kleinen nicht durch üble Beispiele in der ersten Jugend, wo es so leicht unverlöschbare

Eindrücke erhält, oder durch eine unrichtige Behandlungsweise verdorben würde; die sorgsame Mutter entzog sich daher lieber jedem öffentlichen Vergnügen, das doch so häufig an einem großen Hofe vorkommt, um sich ganz der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Sie war bei allen ihren Lehrstunden zugegen, und wohnte ihren Spielen bei, wenn jene vollendet waren. Aber die Geschwister betrugen sich dabei so gut und verträglich, daß sie sich nur selten einem Tadel aussetzten. Dies war aber auch der Fall, wenn sie fremde Gespielen bei sich hatten. Denn da man zu ihrem Umgange nur wohlerzogene Kinder wählte, — so gaben auch diese ihnen keine Veranlassung, unartig zu seyn. Die Aeltern wußten wohl, daß dieses nicht immer so bleiben würde. Sie sahen ein, daß ihre Kinder in so unschuldigem Kreise nicht fortleben könnten, und daß sie mit der Zeit auch übelgesinnte Menschen würden kennen lernen; aber ehe dies der Fall wäre, sollten sie durch Zeit und Gewohnheit erst fest im Guten werden, damit ihre Grundsätze nicht mehr durch böse Beispiele erschüttert werden könnten. So erlaubten sie ihnen auch nicht, ehe jene tief gegründet waren, Antheil an öffentlichen Festen und Schauspielen zu nehmen; denn, sagten sie, was unsere Kinder nicht kennen, nach dem wer-

den sie auch nicht verlangen. Wir erregen dadurch, wenn wir es auch zuweilen erlaubten, die Sehnsucht nach öfterem Genuß in ihrem Gemüthe, und verleiten ihnen dadurch die unschuldigen Freuden der Kindheit, die man ihnen vielmehr zu erhalten, nicht zu nehmen suchen muß, um sie noch früher, als es ihr Schicksal will, in das unruhige Weltleben einzuweihen.

Zu dieser Zeit gab es viele Feen und Zauberer, die unter der Gewalt des mächtigen Königs Kaliforus standen, dem zu gehorchen sie verpflichtet waren. Er besaß ein böses Gemüth und übte daher wenig Gutes, obgleich er gute Gesinnungen an Andern wohl zu schätzen wußte. Das Land, welches er beherrschte, war von himmelhohen Bergen umgeben, auf deren höchstem er seinen Sitz hatte, damit er die ganze Umgegend übersehen konnte. — An sein Reich gränzte ein schönes Thal, das von Leone, einer überaus geistreichen und gütigen Fee beherrscht wurde. Sie lebte von der übrigen Welt abgezogen in stiller Einsamkeit, die sie nur dann verließ, wenn sie gezwungen war, am Hofe des Zauberkönigs zu erscheinen. Und dies geschah öfters; denn ob er gleich von Natur böse war, so liebte er doch die Tugend an Andern, und vertraute sich auch nur gern solchen Gemüthern an. — Schon lange hegte

er im Geheim die Absicht, den Hofstaat seiner Gemahlin aus wohlerzogenen Fürstentöchtern des Landes zu bilden. Da er aber wohl wußte, daß sich keine aus freiem Willen zu solchem Dienste verstehen würde, indem er und sein Hof schon all zu übel berüchtiget waren, so beschloß er, gute Kinder ihren Aeltern zu entführen, und sie der Fee Leone zur fernern Bildung bis in ihr sechzehntes Jahr anzuvertrauen. Er sprach hierüber mit ihr, und obgleich sie sein unrechtes Vorhaben nicht billigte, so wußte sie doch wohl, daß kein Widerspruch hier half, und daß sie sich seinem Willen fügen mußte, sie mochte wollen oder nicht. Er drang um so mehr darauf, da ihr Thal von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen war, und der einzige Weg, dahin zu gelangen, durch eine dunkle Höhle führte, die den Eingang bildete. Er konnte demnach hoffen, daß er hier seinen Zweck unentdeckt erreichen würde.

Vor Allem richtete er seine Augen auf Aline, Tochter des Königs Rinaldo, und deren Jugendfreundin Rosane, gleichfalls aus königlichem Hause stammend.

Beide gingen eines Tages mit der Königin Mutter am Ufer des Meeres spazieren. Sie unterhielten sich eben von dem abwesenden König Rinaldo, der in einen langen Krieg mit den Nach-

barstaaten verwickelt war. — Da erbrauste plötzlich die See, Sturmwinde heulten und jagten Staubwolken empor, und in Gestalt einer Windesbraut ließ sich Kaliforus auf die Erde herab. Er bemächtigte sich, ungesehen von den Anwesenden, der beiden Prinzessinnen, und entführte sie. Die Königin glaubte nicht anders, als der Wirbelwind habe die Kinder von ihrer Seite gerissen, und kehrte trostlos um, Boten auszusenden, die sie zurückbringen sollten. — Aber vergeblich.

Die Prinzessinnen kamen glücklich im Thale der Fee Leone an. Sie wurden auf's liebreichste von ihr empfangen; und obgleich ihr Schmerz anfangs groß war, sich von geliebten Aeltern getrennt zu sehen, und besonders Aline ihren Bruder und Gespielen sehr vermißte, so haftete er doch nicht lange in dem jugendlichen Gemüthe, und die Gegenwart gefiel den kleinen Mädchen bald eben so sehr, als ihnen die Vergangenheit angenehm gewesen war; denn die Fee verstand es vollkommen, ihren Geist durch angenehme und nützliche Beschäftigungen zu zerstreuen und durch Liebe an sich zu fesseln. Auch war das schöne Thal, das von wohlriechenden Blumen duftete, und die herrlichsten Gewächse both, ganz dazu geeignet, angenehmen Eindruck auf unverdorbene Kinderseelen zu machen. Es herrschte hier ein ewiger Früh=

ling, unter dessen sanftem Haupte die herrlichsten Früchte gediehen. Erfrischende Springbrunnen wechselten mit künstlichen Kanälen, auf deren Gewässer kleine bunte Nachen schwammen, worin die Prinzessinnen, unter der Aufsicht einer Kammerfrau, öfters spazieren fuhren. Auf den Wiesen weideten schneeweiße Lämmer, und auf den Bäumen saßen bunte Papageien, oder andere schöngefiederte Vögel, welche die Luft mit ihrem Gesang erfüllten. Die Hügel waren mit Weinreben besetzt, die zuckersüße Beeren trugen, und daher fleißig von dem kleinen Mädchen besucht wurden. Die Fee schenkte ihnen auch einen jungen Affen, der sie anfangs durch kurzweilige Possen sehr belustigte; als er aber mitunter auch ein böses, tückisches Gemüth verrieth, und besonders, wenn die Prinzessinnen mit andern Thieren spielten, neidisch auf diese hinblickte, wollten sie nichts mehr mit ihm zu schaffen haben, und wählten sich dagegen ein Lieblings-Schäfchen, das ihnen überall nachfolgte; dann einen Papagei, mit dem sie sprechen konnten, und ein Eichhörnchen, das sich lustig auf ihre Hand setzte, wenn es eine Nuß oder Mandel verzehren wollte. Auch schöne Kaninchen gab es hier, die durch ihr drolliges Wesen Allen gefielen, wenn sie sich im Spiele untereinander ergötzten. Ein Taubenschlag war

mit Turtel- und andern schönen Tauben gefüllt, wie man sie nur gerne sehen mochte. — Diese Thiere nun selbst zu füttern, war der Prinzessinnen angenehmstes Geschäft, und Alle lohnten sie dafür durch treue Anhänglichkeit; nur der Affe blieb feindlich gegen sie gesinnt. Gaben sie ihm Nüsse oder anderes Obst, so versuchte er davon und warf ihnen undankbar den Ueberrest an den Kopf. Dies feindselige Verfahren war den Kindern aber am Ende so unangenehm, daß sie sich ganz von dem Unholde zurückzogen. Er aber behielt sie immer im Auge, böse Tücke gegen sie auszuüben. So angenehm sich aber die jungen Prinzessinnen auf diese Weise beschäftigten, so würde ihnen doch mit der Zeit dies alles langweilig geschienen haben, hätte die verständige Fee nicht für geistreichere Unterhaltung gesorgt. Diese zu bezwecken, sagte sie eines Tages: „Da es euch, meine Kinder, hier so wohl zu gefallen scheint, so habe ich, euer Vergnügen noch zu erhöhen, ein eigenes Gebäude zu euerm Gebrauche einrichten lassen, wohin ich euch sogleich begleiten will, wenn es euch Freude macht.“ — Da hüpften die Kinder jubilirend, und küßten ihrer gütigen Pflegemutter dankbar die Hand.

Das Gebäude bestand aus schneeweißem Alabaster, und war mit grünen Gatterläden verse-

hen, wodurch sich im Innern eine angenehme Dämmerung verbreitete. Ueber der Thür eines jeden Zimmers stand mit goldenen Buchstaben eine besondere Ueberschrift, welche die Bestimmung desselben anzeigte, z. B.

Studirzimmer der jungen Prinzessinnen.

Diese schmeichelhafte Ueberschrift gefiel den verständigen Mädchen überaus wohl, und sie nahmen ein ganz ernsthaftes Benehmen an, als sie in das Gemach traten. Hier fanden sie einen großen, hellen Saal mit grünem Laubwerk verziert. In Glasschränken standen Bücher, am Rücken mit goldener Aufschrift des Titels. Und als sie dieselben aufschlugen, schimmerten ihnen daraus herrliche, buntgemahlte Kupferstiche entgegen. Ein schönes Fortepiano stand an der Wand, und in Mitte des Saales ein Tisch, von wohlriechendem Rosenöl, worauf Papier, Federn, Bleistifte und schöne Landkarten lagen. Auch Arbeitstischchen fanden sie hier mit allem gefüllt, was zu feinen und künstlichen Handarbeiten erforderlich ist. — Die Prinzessinnen waren bei diesem Anblicke außer sich vor Freude, und konnten kaum die Zeit erwarten, wo der Unterricht seinen Anfang nehmen sollte. Die gütige Fee war selbst ihre Lehrerin. Sie trug alle Gegenstände so leicht und verständlich vor, daß die Stunden da-

bei wie Augenblicke verflogen, und die kleinen Schülerinnen oft nicht begreifen konnten, wohin die Zeit gekommen war. — Unter diesen Umständen war es wohl ganz natürlich, daß die Prinzessinnen in kurzer Zeit ausnehmend geschickt und verständig wurden; und da sie sich während ihrer Feierstunden in der freien Natur durch Spiele und andere Bewegungen zu ergötzen suchten, so stärkte diese angenehme Zerstreuung ihre körperlichen Kräfte so sehr, daß sie täglich zunahmen, auch übrigens zusehends heranwuchsen, immer größer wurden, und ihr äußeres Aussehen von blühender Gesundheit und Reinheit des Gemüthes zeugte.

Bisher hatten die Prinzessinnen immer nur unter Aufsicht der Fee kleine Spaziergänge gemacht; da sie aber jetzt ihr vierzehntes Jahr erreicht hatten, durften sie in Begleitung einer Kammerfrau auch weitere Ausflüge unternehmen. Sie durchstrichen nun täglich schönere Gegenden, und kamen endlich auch zu einem Pomeranzenwäldchen, das mit einer Menge Bildsäulen von verschiedener Größe geziert war; sie schienen zu leben, so ausdrucksvoll waren ihre Augen und Gesichtszüge. — Dies machte aber einen so schaurigen Eindruck auf die Jungfrauen, daß sie diesen Ort schnell verlassen wollten, — als sie im Vorüber=

eilen eine schöne Frau in tiefer Trauerkleidung erblickten, die eine der Bildsäulen fest umschlungen hielt, und sie mit ihren Thränen benetzte. Aline und ihre Freundin fühlten sich bei diesem Anblicke gerührt, und blieben stehen. Sie fragten die Unglückliche theilnehmend um die Ursache ihres Kummers. — Wie sehr erstaunten sie aber zu vernehmen: dieser Jüngling sey ihr Sohn, den der Zauberkönig Kaliforus, um eines kleinen Vergehens willen, in Stein verwandelt habe; und daß auch alle übrigen Bildsäulen und viele Thiere des Thales vorher Menschen gewesen seyen.

Die Prinzessinnen faßten bei dieser Erzählung den größten Abscheu gegen Kaliforus. Sie fragten die Fremde, ob denn keine Entzauberung möglich sey? — „Wohl schwerlich, versetzte die Frau. Die Sage geht: daß nur ein Prinz von unbescholtenen Sitten und von einem kriegserfahrenen Vater stammend, der ihm gleiche Geschicklichkeit beigebracht, besiegt werden könne. Allein wo wird ein solcher Fürstensohn sich finden. Und hätte er auch Muth, sich dem Ungeheuer, das mehr Thier als Mensch seyn soll, zu nähern, was würde ein Sterblicher gegen seine Zauberkräfte vermögen? Nein, seufzte sie, für mich und die Unglücklichen hier ist keine Hoffnung!“ Die Prinzessinnen trösteten sie so viel als möglich;

da ihre Worte aber keine günstige Aufnahme fanden, entfernten sie sich von diesem traurigen Orte mit wehmuthsvollem Gemüthe.

Sie kamen betrübt nach Hause. Da sie aber ein vollkommenes Zutrauen in ihre Pflegemutter setzten, machten sie ihr kein Geheimniß aus dem, was ihnen begegnet war. Die Fee erwiederte:

„Ich erkenne hieraus, daß es nothwendig ist, meine Kinder, euch in die Zukunft blicken zu lassen, damit ihr euch gefaßter in das Schicksal füget, das euch unwiderruflich bestimmt ist. — Man hat euch, wie ich höre, Begriffe von dem Zauberkönige Kaliforus beigebracht, die ich gern vernichten möchte, wenn es in meiner Gewalt stände. Allein ob er gleich im Allgemeinen keine ganz guten Gesinnungen hegt, so hat er doch wenigstens von mir und euch eine günstige Meinung gefaßt. Er hat mir deßhalb früher eure Erziehung anvertraut, die, da sie jetzt beinahe vollendet ist, vollkommen seinen Beifall hat. Sich von euern Fortschritten im Guten und Verständigen zu überzeugen, hat er euch oftmals unsichtbar beobachtet, und schien damit immer mehr zufrieden zu seyn.“

„Was geht ihn aber unser Schicksal an!“ riefen die Prinzessinnen.

„Mehr als ihr glaubt, liebe Kinder. Ihr

seyd bestimmt, seinen Hof durch eure Tugenden zu zieren.“

„Nimmermehr soll dies geschehen!“ schluchzten Beide zugleich.

„Dann würde euch eine traurige Zukunft bevorstehen! — Gehet daher lieber eurer Prüfung mit Muth und Besonnenheit entgegen; und seyd überzeugt, daß Entschlossenheit, Ergebung und Festhangen an der Tugend die schwersten Prüfungen des Lebens zu überwinden vermögen. — Vielleicht seyd ihr von der Vorsehung bestimmt, durch gutes Beispiel vortheilhaft auf eure künftige Umgebung zu wirken. — Und ist es nicht ein hoher und edler Zweck, sich für Anderer Wohl hinzugeben?“

Von diesem Gedanken begeistert, sanken die Prinzessinnen zu ihrer Wohlthäterin Füßen, und gelobten Gehorsam zu leisten. — Aber von dieser Zeit an waren sie bei weitem nicht mehr so heiter und unbefangen als vorher. Sie sprachen, wenn sie allein waren, viel über die dunkle Zukunft, die sie nicht ergründen konnten, und sich nur um so mehr fürchteten.

Als sie sich nun eines Tages in solche Unterhaltung vertieft, mehr als gewöhnlich von ihrer Wohnung entfernt hatten, kamen sie unversehens zu jener Höhle, durch die man allein in das Thal,

welches sie bisher bewohnten, gelangen konnte. Sie waren neugierig, sie zu untersuchen, und da sie immer mehr und mehr vordrangen, gelangten sie zu ihrem Ausgang. — Hier fuhren sie aber erschrocken zurück, als sie einen jungen Kriegsmann schlafend unter einem Baume erblickten. In der Ferne sahen sie zugleich große Kriegsheere in glänzendem Waffenschmuck. Niemals hatte sich noch vorher ihren Augen ein ähnliches Beispiel dargestellt! Denn in der Einsamkeit erzogen, hatten sie nichts von der Außenwelt erfahren. Und das zwar mit Absicht, damit keine unbefriedigten Wünsche sich in ihrer Seele bemächtigen sollten. — Die Prinzessinnen suchten sich eiligst zurückzuziehen; allein der Jüngling war erwacht, und bath sie, noch zu verweilen, und ihm das Thal zu nennen, das hinter diesem Felsen, wie er gehört, verborgen seyn sollte. Man sagt, setzte er hinzu, daß es von einer wohlthätigen Fee bewohnt wird. Sie könnte mir vielleicht Nachricht von Alinen, meiner verlorenen Schwester, und ihrer Freundin Rosane geben, um deren willen wir gegenwärtig Krieg mit dem Könige Kalifo-rus führen; da wir gegründeten Verdacht hegen, daß er sie Beide geraubt hat.

„Dies können wir bestätigen, sagten die Jungfrauen, denn wir sind es selbst!“

„Du also meine Schwester!“ rief der Jüngling entzückt, und sank in Alinens Arme.

Vereinigt kehrten sie in das Thal zurück. Sie fanden die Fee, sie erwartend. Als die Prinzessinnen aber ihr die gemachte Entdeckung mittheilen wollten, sagte sie lächelnd:

„Ich weiß wohl, Aline, daß dies dein Bruder ist. Es ist mir leid, daß du ihn zu früh gefunden hast, weil es dir nun schwerer fallen wird als vorher, deinem Schicksale entgegen zu gehen.“

„O das werde ich nun nicht mehr! rief Aline. Mein Bruder wird mich gegen die Gewalt des Zauberkönigs schützen, und mich seiner Macht entreißen.“

„Er kann es nicht, meine Tochter! Kein Sterblicher widersteht seiner Zaubergewalt, da selbst wir Feen unterworfen sind.“

„So wollen wir ihm durch List entrinnen, sagte der Prinz. Ich entführe die Prinzessinnen und bringe sie zu meinen Aeltern, die sie wie ihre Augäpfel beschützen werden. Während dem wird meines Vaters tapferes Kriegsheer des Unholds Land überziehen, und ihn zur Vertheidigung nöthigen.“

„Wie wollet Ihr aber seinem Blicke entgehen, fragte die Fee, da er von seinem Felsen-

schloß die ganze Gegend und alle Straßen übersehen kann?"

„Wir entfliehen des Nachts!"

„Er besitzt eine Zauberbrille, die ihm in der Dunkelheit alle Gegenstände der Erde enthüllt."

„Und vermag Eure Kunst gar nichts gegen ihn?" sagte der Prinz, sich an die Fee wendend.

„Auf der Erde wenig, aber ich habe über die Luft zu gebiethen."

„O so veranlasset, daß sie uns aufnehme und beschütze," bathen Alle zugleich.

„Ich kann es nur unter der Bedingung, daß ihr den Erdboden während eures Fluges nicht berühret, und auch immer nur bei Nacht reiset."

„O dies ist uns ein Leichtes!"

„Nicht so leicht als ihr denkt. — Indessen, da ihr es wünschet, soll euer Verlangen erfüllt werden."

Alle dankten der Fee Leone freudevoll für diese Bewilligung. Zu gleicher Zeit umarmten sie die Prinzessinnen auf's zärtlichste, und drückten ihre volle Dankbarkeit für alle Liebe und Sorgfalt, die sie ihnen von Jugend an bewiesen, auf's innigste aus. Hierauf packten sie ihre kleinen, ihnen lieb gewordenen Habseligkeiten zusammen, und bereiteten sich vollends zum Abzuge, bis der Abend hereinbrach, und Schatten der Finsterniß

sich allmählig umher verbreiteten. — Voll Erwartung standen jetzt Alle bereit, und forschten, was nun weiter erfolgen würde. — Da senkte sich langsam eine dichte Wolke von oben herab, umhüllte sie, und hob sie langsam empor. Zugleich vernahmen sie deutlich ein vergnügtes Grinsen des Affen, der ihren Abzug heimlich beobachtet hatte, und sich darüber zu freuen schien. Aber deutlicher hörten sie noch eine Stimme, die ihnen zurief:

„Nehmt ja die Weisung wohl in acht
Und reiset nur bei dunkler Nacht;
Und euer Fuß berühre nicht
Die Erde, wenn der Tag anbricht."

Da sagten die Prinzessinnen: „O, diese sorgsame Erinnerung kommt einzig von unserer mütterlichen Freundin, der gütigen Fee!" — Voll schöner Hoffnungen befolgten sie anfangs ihren Rath. Sie verweilten bei Tage hoch in der Luft, so daß die Wolke, von dem Erdball aus gesehen, kaum einem kleinen dunkeln Punkte glich; brach aber die Nacht herein, so senkte sie sich herab, und eilte in schnellem Fluge davon, bis zu den Staaten des Königs Rinaldo. Schon erblickten sie in der Ferne den von Kerzenlicht hell schimmernden Pallast. — Da konnten sich die Prinzessinnen vor Freude kaum mehr fassen, und ba-

then den Prinzen flehentlich, der Wolke zu gebiethen, daß sie sich mit ihnen herablasse, obgleich, wie sie wohl sehen konnten, daß die erste Morgendämmerung nach einer kurzen Sommernacht schon hereingebrochen war. Auch der Prinz machte sie aufmerksam hierauf; allein sie widerlegten ihm durch die Bemerkung, daß der königliche Pallast noch erleuchtet sey, und daß dies der Fall nicht seyn würde, wenn Mitternacht schon vorbei wäre; da ihre Aeltern an Ordnung gewöhnt, diese Zeit nie überschreiten. Die Armen wußten nicht, daß der König eine gewonnene Schlacht eben diesen Tag durch Ball und Beleuchtung feierte. — Die Wolke neigte sich also nach ihrem wiederholten Wunsche herab, und setzte sie zur Erde nieder. Kaum hatten sie aber dieselbe berührt, als sie ein heftiges Geräusch um sich her hörten, und mit Schrecken eine Menge Ungeheuer, halb Mensch, halb Thier, erblickten, die sie umringten und sich ihrer zu bemächtigen suchten. Die Prinzessinnen sanken bewußtlos in die Arme ihrer Verfolger, und vergebens suchte der Prinz mit aller Tapferkeit seines Armes sie zu befreien. — Es war umsonst! Die Unthiere entrannen mit ihrer Beute in solcher Schnelligkeit, daß es unmöglich gewesen wäre, sie einzuholen. Aber der Prinz schwor, sich ihres Raubes wieder zu versichern,

und sollte es ihm Leben und Freiheit kosten. — Vereint mit seinem Vater, traf er sogleich Maßregeln, die Kriegsheere noch zu vermehren, dann den Zauberer mit aller Waffenmacht zu bestürmen, und wo möglich seine Felsenburg, obgleich sie unbezwingbar schien, zu belagern.

Die Prinzessinnen waren von ihren Räubern in eine Höhle gebracht worden, worin Schlangen hausten, die bei jeder ihrer Bewegungen den offenen Rachen gegen sie ausstreckten. Ihre sparsame Nahrung senkte sich täglich von oben herab, ohne daß sie ergründen konnten, woher sie kam. Sie führten hier, wie man sich leicht denken kann, ein sehr trauriges Leben. Wie ein Engel des Lichtes erschien ihnen daher eines Tages ihre Wohlthäterin, die gütige Fee Leone, die sich in einer lichten Wolke vor dem Eingange der Höhle herabließ, sie zu besuchen. — Mit Zärtlichkeit stürzten die Jungfrauen in ihre Arme, und flehten, sie aus dem schrecklichen Aufenthalte zu befreien. Allein sie erwiederte:

„Es thut mir leid, liebe Kinder, euch nicht willfahren zu können. Ihr habt meine Warnung nicht beachtet und seyd dadurch wieder in die Gewalt des mächtigen Kaliforus gerathen, gegen dessen Zauberkraft ich nichts vermag. Erkennet daraus, wie gefährlich es ist, seinen Neigungen

zu folgen, ohne auf eigene und Anderer Vernunftgründe zu hören. Wer ohne Nachdenken und Ueberlegung, blos dem Triebe seiner Leidenschaften folgt, wird sich am Ende immer getäuscht finden, und zu spät einsehen und bereuen, daß er sein Loos eigenmächtig verschlimmerte, so wie es jetzt bei euch der Fall ist. Es bleibt euch nun weiter keine Wahl, als hier in dieser Höhle euer Leben zuzubringen, oder am Hofe unsers Königs zu erscheinen. Er hat mich beauftragt, euch seinen Willen kund zu thun, und euch die freie Wahl zu überlassen."

Die Prinzessinnen waren außer sich vor Entsetzen, als sie diese Nachricht vernahmen. Nachdem sie aber Alles wohl überlegt hatten, wählten sie lieber Letzteres, wo sie doch eher einer Befreiung entgegen sehen konnten, als hier in der einsamen, finstern Höhle, umgeben von giftigen Thieren.

Kaum aber hatten sie eingewilligt, als sich ihr bisheriger Aufenthalt in ein schönes Gemach verwandelte, und sie sich von Kammerfrauen umgeben sahen, die sie in kostbare Stoffe kleideten und ihr schönes Haar mit Blumen und vielfarbigen Edelsteinen schmückten. Sie waren nicht wenig erstaunt, sich in solcher Pracht zu sehen, da sie vorher immer nur höchst einfach gekleidet

gingen, und keine Ahnung von dergleichen Putzaufwand hatten. Auch beglückte er sie gegenwärtig nicht, da er ihnen vielmehr unbequem schien, und nicht den Kummer verminderte, der ihr Herz belastete. Selbst die liebreichen Tröstungen der Fee Leone vermochten nicht, sie über die Zukunft zu beruhigen, die sie sich, nach allem Vorhergegangenen, nicht schrecklich genug vorstellen konnten. — Von Angst zurückgehalten, verzögerten sie ihre Abreise so lange als möglich, und wahrscheinlich hätten sie dieselbe noch länger verschoben, würde nicht die Wolke, (das Fahrzeug der Fee,) sie plötzlich umgeben und davongeführt haben. Stillschweigend durchflogen sie die obern Regionen; denn selbst die Zauberin wagte es nicht ihnen Muth einzusprechen, da sie wohl wußte, was für ein Anblick ihnen bevorstand.

Nach kurzem Fluge ließ sich die Wolke vor dem Pallaste des gefürchteten Zauberers nieder. Er strahlte von Gold und Edelsteinen und prächtige Gärten umgaben ihn. Auch die innere Einrichtung entsprach vollkommen der äußern Pracht. Wie war aber den Prinzessinnen zu Muthe, als sie beim Eintritt dieselben Ungeheuer erkannten, die sie in die Schlangenhöhle gebracht hatten. — Mehr todt als lebendig wurden sie in den Saal geführt, wo Kaliforus und seine Gemahlin sie,

von ihrem Hofe umgeben, auf einem prachtvollen Thron erwarteten. Aber die Prinzessinnen sahen nur die schreckliche Gestalt des Zauberers, und sanken ohnmächtig zu Boden. Er hatte den Kopf eines Tigers, Pferdefüße, den Leib eines Menschen und Hände wie Affenhände geformt. Auch seine Gemahlin glich ihm in mancher Hinsicht. Selbst alle Hofbedienten hatten Aehnlichkeit mit wilden Thieren, und ihr Gemüth stimmte vollkommen mit ihrer äußern Gestalt überein.

Als die Prinzessinnen aus ihrem leblosen Zustande erwachten, verhüllten sie sich das Gesicht, und waren nicht zu bewegen, einen Laut von sich zu geben. Ihre Zunge war von Schrecken wie gelähmt. Kaliforus aber glaubte, es sey aus Starrsinn und befahl, sie in ein Gefängniß zu werfen. Auch der Fee ward es nicht erlaubt, sie zu begleiten. Mit einem mitleidvollen, zärtlichen Blick nahm sie Abschied von ihren Lieblingen. Doch wendete sie alle die ihr eigene Beredsamkeit an, den Zauberfürsten zu beruhigen und ihn zu überzeugen, daß blos der erste Anblick so heftig auf die Jungfrauen gewirkt habe, und daß die Gewohnheit ihn und seinen Hof zu sehen, mit der Zeit alles ausgleichen würde.

Indessen war der Krieg zwischen dem Könige Rinaldo und seinem Gegner Kaliforus mit der

größten Erbitterung fortgesetzt worden. Denn jetzt, da man es für gewiß wußte, daß die Prinzessinnen in des Zauberers Gewalt waren, entpörte dies Verfahren das ganze Land, so wie die Truppen, und der Kronprinz focht an ihrer Spitze wie ein Löwe. — Da er aber gern gewußt hätte, wo seine Schwester und ihre Freundin sich jetzt aufhielten, und er sich nahe an dem Thale, dem Wohnsitze der Fee Leone befand, so beschloß er sie zu besuchen und darüber auszuforschen. Sie machte ihm auch kein Geheimniß daraus; setzte aber hinzu, daß er sich vergeblich bemühen würde, die Jungfrauen zu befreien, weil der Pallast von Ungeheuern bewohnt werde, die nicht von menschlichen Waffen bezwungen werden könnten, und er also wahrscheinlich ein Raub ihrer Mordgier werden würde. — Als aber der Prinz darauf bestand, seine Schwester sehen zu wollen, sagte die Fee:

„Es steht in meiner Gewalt, Euch mittelst einer Schärfe, wenn Ihr sie blos zum Wohle der Prinzessinnen anwenden wollet, unsichtbar zu machen.“

Der Prinz versprach's, und die Fee reichte ihm einen hellblauen, mit Silber durchwirkten Leibgürtel, den er sorgsam zu verbergen suchte.

„Wollet Ihr übrigens noch meinen Rath be-

folgen, setzte sie hinzu, so suchet erst die Macht Eures Feindes zu Felde, wo er nicht mächtiger als ein anderer Feldherr ist, zu bezwingen, und dann seine Felsenburg einzuschließen. Sie selbst aber ist unüberwindlich, so lange sie von ihrem Besitzer bewohnt wird."

„Und ist es nicht möglich, ihn auf irgend eine andere Weise zu bezwingen," fragte der Prinz.

„Nur einen Tag im Jahr ist er der Sterblichkeit, wie andere Menschen, unterworfen."

„Nennt mir ihn, und ich werde den Tyrannen zum Zweikampfe fordern."

„Es ist ein Geheimniß, um das er nur allein weiß. Auch sucht er sich an diesem Tage keiner Gefahr auszusetzen. Zuweilen nimmt er auch, sich besser zu verbergen, die Gestalt eines Kriegers oder sonst eines andern gewöhnlichen Sterblichen an, unter dessen Hülle man ihn nicht vermuthet."

Zufrieden mit dieser Nachricht, entfernte sich der Prinz. Während seiner Abwesenheit hatte König Rinaldo durch seine gewohnte Kriegskunst den Feind so sehr in die Enge getrieben, daß es nur noch einer offenen Schlacht bedurfte, ihn gänzlich zu besiegen. Der Prinz vereinigte sich nun mit seinem Heere, und sie ward mit dem besten Erfolge geliefert. Die feindlichen Schaaren

wurden größtentheils getödtet oder gefangen genommen und das Felsenschloß belagert.

Kaliforus war so sehr darüber erbittert, daß er sich vornahm, an den Prinzessinnen sich zu rächen, wenn sie noch ferner anstehen würden, sich seinem Hofe anzuschließen. Auch hoffte er dadurch, wenn es von ihrer Seite freiwillig geschähe, den König Rinaldo zum Frieden geneigter zu machen. Er versuchte demnach alle nur möglichen Mittel sie dazu zu bringen, und gewährte ihnen auch zu diesem Zwecke mehr Freiheit als vorher, so daß es ihnen sogar erlaubt war, sich im Garten zu ergötzen.

Indessen hatte sich auch der Prinz seines Zaubergürtels bedient und sich unsichtbar den Prinzessinnen genähert. Ihre Freude, ihn um sich zu wissen, war unbeschreiblich. Sie hatten auch von dieser Zeit an viel mehr Muth, sich den Ungeheuern des Pallastes zu nähern; auch wagten sie es zuweilen, den Zauberkönig selbst anzublicken, wenn er sich herabließ mit ihnen zu sprechen; und er that es zuweilen mit vieler Güte, sie, wie gesagt, für seine Absicht zu gewinnen. — Als sie nun eines Tages eben im Garten spazieren gingen, und sich mit dem Prinzen, der zugegen war, von der Möglichkeit ihrer Befreiung unterhielten, kam ein Kriegsmann auf sie zu.

Er war wohl gewachsen, von feinen Sitten und angenehmer Beredsamkeit, die er im Laufe der Unterhaltung immer mehr entwickelte. — Da die Prinzessinnen Wohlgefallen daran zu finden schienen, sagte er: „Würdet Ihr wohl Anstand nehmen, am Hofe des Königs Kaliforus zu erscheinen, wenn Männer und Frauen, wie andere Sterbliche, gebildet wären?“

„O gewiß nicht!“ versetzten die Jungfrauen.

„Also besteht Euer Widerwille blos in der Einbildung. Wenn der Zauberfürst zum Beispiel unter meiner oder einer andern menschlichen Gestalt vor Euch erschiene, würdet Ihr ihn vielleicht nicht mit gleichem Abscheu wie bisher betrachten, obwohl sein Inneres sich gleich bliebe?“

„Ach, und dieses soll sehr böse seyn,“ seufzten die Prinzessinnen.

„Doch liebt er das Gute an Andern, versetzte der Fremde. Und wer weiß, wenn Ihr, die Ihr selbst gut seyd, in seiner Nähe lebet, ob Euer Beispiel nicht manches Edle bewirken könnte.“

„Ihr irret. Wenn das Böse so tief gewurzelt hat, wie es hier der Fall ist, sagten die Prinzessinnen, so ist es nicht mehr auszurotten.“

„Es käme auf einen Versuch an; ich will ihn unter meiner Gestalt, die Euch wenigstens wider-

wärtiger zu seyn scheint, hieher berufen. Suchet ihn zu ergründen."

„Du bist es selbst, Bösewicht!" rief eine Stimme. „Ziehe deine Waffe und bereite dich zum Tode."

Und als der Fremde aufblickte, stand Alinens Bruder, der seinen Zaubergürtel abgenommen, sichtbar vor ihm. Es entstand nun ungesäumt zwischen Beiden ein furchtbarer Kampf, und es blieb lange unentschieden, wer den Preis davontragen würde. Da machte der Prinz plötzlich eine geschickte Wendung, und durchbohrte seinen Gegner, so daß er zu Boden stürzte und seine Seele aushauchte. Zugleich verwandelte sich auch sein Körper und nahm seine erste Gestalt wieder an. Es war Kaliforus, der eben diesen Tag der Sterblichkeit unterworfen war. Der Prinz hatte dies aus seinen Reden sowohl, als aus der Weisung, die ihm die Fee Leone hierüber gegeben, zu seinem Glücke richtig geschlossen.

Bei des Zauberers Tode erbebte die Erde; die Felsenburg stürzte zusammen, und eine lichte Wolke umgab den Prinzen und die Prinzessinnen, und trug sie nach Leonenthal. — Aber wie sehr fanden sie hier alles verändert! Statt des einfachen Landhauses, das vorher die Fee mit ihren Pflegetöchtern bewohnte, stand jetzt ein kostbarer Pallast, der von reichgekleideten Dienern wimmelte. Die

schönen, aber vorher einsamen Gärten waren nun mit Menschen jedes Standes und Alters gefüllt, die sich froh begrüßend untereinander die Hand reichten.

Die Geschwister und Rosane wurden in einen glänzenden Saal geführt. Auf einem Thron von Porphir saß Fee Leone mit einer Strahlenkrone von Gold und Edelsteinen auf dem Haupte. In Gestalt eines Zepters hielt sie den Zauberstab in der Hand. Sie war von vielen Feen umgeben, die geschmückt mit kostbarer Kleidung, Perlen und Juwelen einen prächtigen Anblick gewährten. Sie näherten sich ehrerbiethig der Zauberin ihr Treue und Ergebenheit zu geloben.

Die Prinzessinnen erstaunten bei diesem Auftritt; denn nie war ihnen Fee Leone in solcher Hoheit erschienen. — Als diese ihre Verwunderung bemerkte, wendete sie sich zu Alinens Bruder und sprach: „Euch Prinz, sind wir Feen vor Allen unsern Dank schuldig. Ihr habt uns von dem tyrannischen Zauberkönig befreit, der uns seit Jahrhunderten quälte und unsere Macht lähmte. Er ist nicht mehr! und da meine Mitschwestern, durch sein Beispiel gewarnt, keinem männlichen Zauberer mehr unterworfen seyn wollen, so haben sie mich zu ihrer Königin gewählt; und ich werde mich auf alle Weise bestreben ihr Zutrauen zu rechtfertigen.“

„In meinem Pallaste, fuhr die Fee fort, und

dessen Umgebung, werdet ihr viele Menschen finden, die von Kaliforus aus Rachsucht oder andern Gründen, in Thiere und Bildsäulen verwandelt worden waren, und mit seinem Tode ihre natürliche Gestalt wieder erhalten haben. Auch jener Jüngling, dessen Loos die Prinzessinnen so sehr beklagten, ist seiner Mutter wieder gegeben."

Nach diesen Worten erhob sich die Fee und trat mit dem Prinzen an ein offenes Fenster, sich der Volksmenge zu zeigen; da ertönte es von allen Seiten: „Es lebe die Königin der Feen! Es lebe der Prinz Rinaldo, unser Befreier und Wohlthäter!"

Jetzt ließ sich allmählig aus der Luft ein Fahrzeug, mit schneeweißen Tauben bespannt, herab. „Es soll uns zu Euern Aeltern führen, sagte die Fee lächelnd zu den Prinzessinnen. Ich werde Euch begleiten, damit Ihr Euern Einzug in der Residenz ehrenvoller als damals bei Nacht halten könnet."

Beim Einsteigen bemerkte Aline, daß der Affe, der sie an den Zauberer verrathen hatte, einsam und verlassen stand, und traurig nach den herumwandelnden, fröhlichen Menschen blickte. — Die Fee wendete sich zu ihm, und sprach mit strengen Worten: „So bestraft sich die Bosheit von selbst! Nur von den Reinen und Guten ist durch den Tod des Kaliforus der Zauber gewichen; auf den Bösen

haftet er bis zur Zeit ihrer Besserung; aber ich fürchte, du wirst deine jetzige Gestalt auf immer behalten; denn ein tückisches, rachsüchtiges Gemüth bessert sich nur selten."

Schon nach einigen Stunden hielt das Fahrzeug vor dem Pallaste des Königs Rinaldo. — Aber vergeblich würde es seyn die Freude der beglückten Aeltern zu schildern, als sie nach so langer Trennung ihre geliebten Kinder wieder in die Arme schlossen. Der kriegserfahrne Vater aber dünkte sich noch größer durch einen Sohn, der einen so mächtigen Feind, wie Kaliforus, überwunden hatte. Als sie nun Alle vereint der gütigen Fee, als Urheberin ihres Glückes, danken wollten, sagte sie scherzend: „Ich kann keinen Dank für Dienste annehmen, die ich mir werde bezahlen lassen; denn ich verlange zur Belohnung von meinen Pflegetöchtern, daß sie mich jährlich wenigstens Einmal in meinem Thale besuchen, wo wir dann, wie früher, der Natur und uns selbst leben wollen." Die Prinzessinnen gaben ihr Versprechen mit großer Freude. Sie erfüllten es unausgesetzt, und versicherten noch im höchsten Alter, daß dies die genußreichsten Stunden ihres Lebens gewesen seyen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hölder, Luise

Lehrreiche Mährchen zur Bildung und zum Vergnügen jugendlicher Herzen

München 1838

Paed.pr. 1575
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759987-4